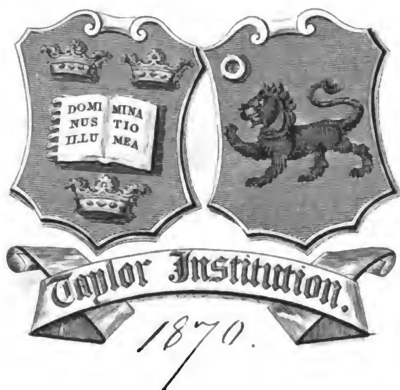



DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Das

Landhaus am Rhein.

Roman

von

Berthold Auerbach.

In drei Bänden.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wie ein Herrscher, der in sein Schloß zurückkehrt, wo vor Kurzem eine Meuterei ausgebrochen, so kehrte Herr Sonnenkamp nach der Villa zurück. Jeder Tritt in seinem Hause, jeder Blick auf einen Diener sagte: Ich bin wieder da und damit Ordnung und Macht.

Erich gestand, daß er sich eine Fahrlässigkeit habe zu Schulden kommen lassen, und Sonnenkamp schien seine Lust daran zu haben, ihn zu demüthigen. Sonnenkamp herrschte gern über Andere. Er wünschte, daß man ihm unterwürfig sei; wo er sah, daß dies nicht gelinge, ließ es ihm keine Ruhe, bis er den Andern zerbrochen hatte, erst dann richtete er ihn gern wieder auf, denn nun war er seiner Herrschaft gewiß. Dieser selbstsichere Hauptmann-Doctor hatte eine Haltung eingenommen, die ihm nicht zustand; nun war er gebeugt und hatte dankbar zu sein für alle Güte und Freundlichkeit. Sonnenkamp ahnte nicht, wie gern und warum sich Erich demüthige, er fand in dieser Unterwürfigkeit nur einen Sieg seiner Kraft, während Erich sich gestand, daß er, durch den anmuthsvollen Zauber Bella's befangen, die strenge Wachsamkeit verloren hatte, welche seine Pflicht war.

Sonnenkamp übersah bald, daß der Diebstahl nicht von besonderer Bedeutung war. Mit einer gewissen Schadenfreude sagte er:

„Die Schurken haben den Dolch mit den Edelsteinen gestohlen, die Spitze ist vergiftet, wer sich daran ritzt, ist verloren."

Erich konnte kaum vorbringen, daß der Dolch bereits bei den Gerichten sei, denn es durchfuhr ihn der Schreck: Warum hält sich der Mann einen vergifteten Dolch?

Prancken und der Pfarrer stellten sich bald ein, und Sonnenkamp erklärte sofort, daß er die goldenen und silbernen Schalen, wenn man sie wieder erlange, der Kirche stifte. Wie unwillig setzte er hinzu:

„Ich will sie nicht mehr im Hause haben; Sie, Herr Pfarrer, werden ihnen eine Weihe geben.“

Als Erich von der tiefen Wirkung berichtete, die das Ereigniß auf Roland gemacht, sagte Sonnenkamp:

„Mein sehr verehrter Herr Hauptmann! Ich gebe mich nicht mit Sentimentalitäten ab. Gradaus gestanden, es ist mir lieb, daß Roland schon früh die als gemüthlich gepriesenen niedern Menschen kennen lernt und einsieht, daß da nichts ist, als geheime Verschwörung gegen die Besitzenden, die nur auf die günstige Gelegenheit wartet, loszubrechen oder vielmehr einzubrechen.“

Sonnenkamp war frisch und belebt, es ärgerte ihn nur, daß in der Umgegend so viel Gerede über die Sache sei und man bei Gerichtsgängen viel schöne Zeit verlieren müsse. Frau Ceres sprach kein Wort vom Diebstahl, es schien fast, daß sie nichts davon wisse; sie freute sich nur, wie Roland in dieser Zeit gewachsen sei. Zu Erich sagte sie, sie hätte im Bade eine Freundin seiner Mutter gesehen, die eben so vornehm als liebenswürdig sei.

Schon am zweiten Abend nach der Rückkunft Sonnenkamps und seiner Familie kamen Bella und Clodwig nach der Villa. Erich war erfreut, den Freund zu begrüßen, aber er war scheu gegen Bella; sie sagte ihm unter dem vorgehaltenen Fächer leise:

„Wir sind gekommen, Sie gegen diesen wilden Mann zu decken; er soll sehen, daß Sie zu uns gehören, und jetzt lassen Sie Alles und kommen Sie zu uns.“

Erich konnte nur mit einer stillen Verbeugung danken.

Bella sah, wie Clodwig verzagt bei Sonnenkamp stand; der feine, zierliche Mann hatte immer eine neue Furchtsamkeit, sobald er der herkulischen Erscheinung Sonnenkamps gegenüberstand. Bella half scherzend aus der Verlegenheit indem sie sagte:

„Herr Sonnenkamp, Sie haben doch schon viel im Leben gesehen, haben Sie schon einmal Diebe kennen gelernt, die offen gestehen, daß sie stehlen wollen?“

Sonnenkamp sah auf.

Bella rief lachend:

„Wir sind diese Diebe am hellen Tage.“

Zu Clodwig gewendet, fuhr sie fort:

„Sprich nun Du, lieber Clodwig.“

Clodwig brachte zaghaft vor, daß er wünsche, Erich möge zu ihm kommen. Ein scharfer Blick Sonnenkamps fiel auf Bella, er hatte den Zeigefinger der linken Hand erhoben, er wollte Bella mit lächelndem Drohen sagen: Ich verstehe Dich — aber er legte den Finger an den Mund und sagte:

„Es freut mich, daß unser Herr Erich so hoch in Gnade und Gunst steht.“

Erich war von der eigenthümlichen Betonung des Wortes „unser“ seltsam betroffen; und jetzt streckte ihm Sonnenkamp die Hand entgegen und sagte:

„Nicht wahr, Sie bleiben bei uns?“

Erich bejahte.

Mit großer Beflissenheit erzählte nun Clodwig vom Besuche bei der Mutter Erichs. Er wollte offenbar Herrn Sonnenkamp zeigen, daß ein Mann vom Stande und Range Erichs sich nicht wegen einer Fahrlässigkeit unterjochen lassen dürfe.

Sonnenkamp pfiff unhörbar vor sich hin, es schien ein Plan in ihm zu reifen. Auch Clodwig also hielt die Professorin hoch? Gut, der Mann soll überrascht werden. Die Professorin soll Villa Eden besuchen und was weiter folgt, wird sich zeigen; Clodwig und die Professorin sollen, ohne daß sie es wissen, ihm verhelfen, auf immer in die vornehme Gesellschaft einzutreten.

Ein Plan, den er längst gehegt und mit ruhiger Ausdauer verfolgt, war auf der Sommerreise neu gefördert worden. Die Cabinetsräthin, deren Bekanntschaft man im Bade gemacht, hatte ihn geradezu gefragt, warum er sich nicht in die vornehme Gesellschaft aufnehmen lasse; sie hatte die Adelserhebung als leicht zu erringen dargestellt, zumal wenn man ihren Mann, der der Vertraute des Fürsten war, dazu gewinne. Sonnenkamp wollte nicht um die Standeserhöhung nachsuchen, sondern wünschte, daß sie ihm angeboten würde. Dazu sollte nun die neue Beziehung angewendet werden.

Wieder gelang es Bella, eine Weile mit Erich allein zu sein und sie sagte, wie sie sich freue, daß ihr auch einmal eine Intrigue

gelungen; sie habe gewußt, daß Herr Sonnenkamp Erich nicht entlasse, aber sie habe auch gewußt, daß er ihn wegen der Fahrlässigkeit demüthigen werde, darum habe sie Clodwig veranlaßt, sofort hierher zu kommen.

„Haben Sie einen Blick des Herrn Sonnenkamp bemerkt?" fragte sie leise. „Dieser Mann glaubt, unsere Freundschaft wäre etwas mehr als Freundschaft; Sie mißverstehen mich also nicht, wenn ich Sie manchmal vor den Augen dieses Mannes absichtlich vernachlässige?" —

Es traf die Nachricht ein, daß der Reitknecht, den Sonnenkamp kurz vor seiner Abreise entlassen hatte, weil er ihn für einen Spion Prandens hielt, in der Hauptstadt verhaftet worden sei, als er eben einem Trödler eine große silberne Schale zum Kauf anbot. Roland brachte Erich diese Nachricht, und so mußte man jede Stunde gewärtig sein, von der schwebenden Untersuchung in allem Denken und Sein unterbrochen zu werden.

Was sollte inmitten dieser Gemüthsbelastung aller Unterricht? Was konnte jetzt haften? Erich dachte daran, mit Roland fleißiger auf die Jagd zu gehen, er sollte sich zerstreuen, neuen Lebensmuth und frischen Blick durch Aufmerksamkeit auf andere Dinge gewinnen. Aber er wendete sich gerade nach der entgegengesetzten Seite, nicht Zerstreuung, sondern Vertiefung sollte Roland helfen. Wie glücklich war er daher, als Roland sagte:

„Wir wollen alles Andere vergessen, wir wollen ruhig fortarbeiten."

Der Jüngling hatte einen Lerntrieb gewonnen, der ihn die besten Freuden im Studium gewinnen ließ, auch in Erich war eine neue Belebung, es war die eines Geretteten, eines sich selbst Rettenden.

Wenn er an die Tage auf Wolfsgarten dachte, an das Spielen und Tändeln mit Allem, was das Menschenherz erfüllt, erschrak er. Er hatte mit seinem ganzen Besitzthum, das er in emsiger Arbeit sich erworben, eine leichtfertige Vergeudung gemacht; er hatte mit Bella, mit der Gattin Clodwigs, eine unter dem Ausspruche großer Gedanken verhüllte Tändelei sich gestattet, er nannte es geradezu Liebelei; er erschien sich selbst wie ein Tempelräuber, und klein, unendlich klein war dagegen, was arme Menschen gethan hatten.

Was er für sich selber nur schwer errungen, vielleicht gar

nicht vermocht hätte, das gelang ihm jetzt aus Pflicht für einen Andern; er versenkte sich in die Erkenntniß und Alles erschien durchsichtiger und klarer. Wie ein geübter Schwimmer sich der heranstürmenden hohen Wellen freut, untertaucht, wieder ans Licht dringt und mit kräftigem Arme die Fluthen theilt, so versenkte sich Erich in die Wissenschaft, und freudig hob es ihm das Herz, wenn die großen Wellen heranbrausten; da verschwindet alles kleinliche Bangen und Zagen und alles Kämpfen mit sich selbst.

Roland bat Erich, mit ihm in das Haus des Krischers zu gehen, um zu sehen, wie es der Frau und den Kindern erginge. Er erzählte, daß er dem Sohne des Krischers begegnet sei, der als Küfer im Dienste des Weingrafen stand; er habe ihm die Hand reichen und sagen wollen, daß der Sohn ja nichts dafür könne, wenn der Vater etwas gethan, und er habe es ja gewiß nicht gethan. Der Küfer aber habe ihm die Hand verweigert, ihn nur starr angesehen, seinen Hammer aus dem Schurzfell genommen, habe damit hin und her gespielt und sei endlich davon gegangen.

Erich ging mit Roland nach dem Hause des Krischers; die Vögel in den Käfigen sangen, und vor Allem die Schwarzamsel hörte nicht auf mit ihrem „Freut Euch des Lebens." Die Hunde sprangen lustig umher. Die Frau war abgehärmt und verwahrlost, sie jammerte und erzählte, sie habe sofort nach der Verhaftung ihres Mannes alle Vögel hinausfliegen lassen wollen, aber ihr Sohn, der Küfer, bestehe darauf, daß Alles bleibe, bis der Vater wieder käme, denn er würde sicher bald frei; der Siebenpfeifer habe das Amt des Krischers einstweilen theilweise übernommen, den Nachtdienst habe oftmals der Küfer, der doch am Tage so scharf arbeiten müsse. Es solle Alles in Ordnung bleiben, damit ihr Mann wieder in seinen Dienst treten könne.

Erich wollte der Frau eine Summe einhändigen, aber sie erklärte, sie nehme nichts; ihr Sohn, der Küfer, habe verboten, daß etwas aus dem Hause Sonnenkamps angenommen werde.

Als man nach der Villa zurückkehrte, sagte Roland:

„Wenn nun der Krischer unschuldig ist, wie ich glaube, so ist doch entsetzlich, daß ihn für die Qual und die Schande, die er tragen mußte, Niemand entschädigen kann."

Zweites Capitel.

Kaum zwei Wochen waren vorüber, als die Stetigkeit des Unterrichts wieder unterbrochen wurde. Frau Ceres, die sonst immer theilnahmlos und still war, erwähnte oft, daß sie der Frau Cabinetsräthin versprochen habe, ihr bald Roland zu bringen.

Es wurde nun eine Ausfahrt nach der Residenz beschlossen. Erich wurde nicht aufgefordert, mitzureisen. Man fuhr in zwei Wagen; in dem einen saßen Frau Ceres, Fräulein Perini und Roland, in dem andern Sonnenkamp und Prancken. Die Reitpferde waren vorausgeschickt.

Prancken gab zuerst seine Freude kund, daß Sonnenkamp sich der Kirche freundlich erwiesen; er hatte seinerseits bereits vorgearbeitet, daß die am Hofe viel geltende höhere Geistlichkeit in der Ausführung des Planes mitarbeite. Eine kleine Gewissensregung fühlte Prancken, daß er seine innere Umwandlung und seinen häufigen Verkehr mit dem Kirchenfürsten als ein Stück Diplomatie ausnützte, aber er war doch weltlich eitel genug, die innere Erleuchtung, deren er sich im Geheimen rühmte, vor der Welt als einen Schmuck der Klugheit gelten zu lassen und zunächst vor Sonnenkamp. Er freute sich, daß man auf so leichte Weise mit der Geheimen Cabinetsräthin in Beziehung getreten sei; bei der Frau ließ sich mit äußern Mitteln wirken, mit welchen man bei dem Gatten behutsam, wenn nicht gar unmöglich ankommen konnte.

Man fuhr an einer schönen Villa vorüber, wo alle Fensterladen geschlossen waren, und Prancken deutete darauf hin, daß Herr Sonnenkamp diese Villa kaufen müsse, um sie für eine geringfügige Summe an die Cabinetsräthin zu verkaufen, die, wie er wußte, ein lang gehegtes Verlangen nach einem solchen Besitzthum hatte. Sonnenkamp war einverstanden in der Voraussetzung, daß das Ziel erreicht würde. Prancken fügte hinzu, daß dies einer der Hebel sei, aber freilich noch nicht alle.

Die Beiden waren allein, aber seltsamerweise nannten sie das Vorhaben nicht bei Namen, bis endlich Sonnenkamp sagte, die Cabinetsräthin habe ihm mitgetheilt, daß der Weinhändler geadelt würde; er möchte wünschen, daß diese Erhebung ihm vorher zu Theil würde, er glaube eher ein Recht darauf zu haben, obgleich

er seine Tochter nicht einem dem Tode verfallenen, sondern dem frischesten Leben angehörenden Edelmanne zur Gattin geben wolle.

Prancken lächelte sehr geschmeichelt, entgegnete aber, daß der Vorgang mit dem Weinhändler — man könne dies durchaus nicht Vorrang nennen — eher förderlich sei; die Adelserhebung stehe alsdann nicht so vereinzelt da.

„Sie haben es schwerer als der Weinhändler," setzte er hinzu, „denn im Hause des Weinhändlers wohnte der Kirchenfürst bei seiner letzten Rundreise. Der Weinhändler hat die mächtige Kirchenpartei für sich, während Sie, ich wollte sagen Wir, eigentlich keine Partei haben. Um so besser, der Sieg ist unser allein."

Man kam in det Residenz an.

Die Cabinetsräthin war hocherfreut und sagte zu Prancken, den sie beständig als Haupt der Gesellschaft anredete, wie glücklich sie sei, in einer Bade-Bekanntschaft eine neue Freundschaft gewonnen zu haben.

Nicht ohne Geschick wußte Prancken anzubringen, daß Sonnenkamp ein nachbarliches Landhaus ankaufe, um es zu einer mäßigen Summe abzugeben, wenn er damit edle Freunde als Nachbarn ansiedeln könne.

Die Cabinetsräthin kannte das Haus; es hatte ehedem Befreundeten angehört und sie war zuweilen dort zum Besuche gewesen. Sie pries die Menschen glücklich, die in einem solchen Besitzthum sich heimlich ansiedeln und liebe Nachbarn haben; sie erzählte, daß sie ihrem Manne gesagt habe, es sei eine Schande für den Staat, daß ein Mann wie Herr Sonnenkamp noch keinen Orden besitze.

So vorbereitet ging nun Prancken mit seinem Plane heraus und die Cabinetsräthin fügte hinzu, daß es der Gesellschaft nur erwünscht sein könne, einen Mann von solcher Bedeutung wie Herr Sonnenkamp in den höheren Stand aufzunehmen. Sonnenkamp that sehr bescheiden und schüchtern; ein Mädchen, das einen Liebesantrag erhält, den es erwartet hatte, konnte nicht scheuer zu Boden sehen.

Man rückte die Rollstühle näher zusammen, als ob man sich jetzt erst sagen dürfe, daß man im vollsten Vertrauen zu einander stehe; die Cabinetsräthin bat, man möge ihrem Manne zunächst noch nichts mittheilen, sie werde Alles schon entsprechend einleiten; es wäre indeß gut, wenn auch von anderer Seite mitgewirkt

würde, besonders wenn Graf Wolfsgarten die Sache bei Hofe anrege, dann sei es ein Leichtes, ihm in die Hand zu arbeiten.

Prancken hob nachdrücklich hervor, wie überaus befreundet Clodwig mit Herrn Sonnenkamp sei, aber man müsse die Sache sehr zart und fein betreiben, und das könne nur eine Frau von der bekannten Umsicht wie die Cabinetsräthin.

Sonnenkamp bestand darauf, daß er nicht um den Adel bitte, er müsse ihm geboten werden; erbitten oder eigentlich erkaufen könnte er den Adel bei einem auswärtigen Fürsten, er lege aber wesentlich Bedeutung darauf, daß der Fürst seines neuen Vaterlandes und die Gesellschaft dieses Landes ihn ehre; die Freunde sollten für ihn das veranlassen. Er freute sich an der Delicatesse, mit der die Cabinetsräthin die Sache behandelte; seine Mienen sagten: das ist doch einmal eine neue Art.

Er streichelte durch die Luft hin, als streichelte er ein zartes Katzenfell.

„Sind auch Weinberge bei dem Landhaus?" fragte plötzlich die Cabinetsräthin.

„Ja, so viel ich weiß, drei Morgen und von der besten Lage," erwiderte Prancken.

Er gab Sonnenkamp zu verstehen, daß man das natürlich dazu kaufe.

Sonnenkamp verlor auf einmal den Charakter der Bescheidenheit und Verschämtheit; jetzt ging's an sein Geld, jetzt war er der Herr. Er wollte der Frau sagen, daß er nur Zug um Zug zu handeln sich einlasse; erst nachdem er das Adelsdiplom erhalten, solle sie das Landhaus erhalten mit den Weinbergen dazu, aber er bezwang sich, vor Prancken das kundzugeben, und es schien auch nicht nöthig, schon jetzt damit hervorzutreten. Die Leute sollten nur einstweilen die Sache betreiben und sich dadurch binden. Wenn es darauf ankommt, ist er Manns genug, sich nicht übertölpeln zu lassen. Es war ein siegessicheres Lächeln in seinen Mienen.

Der Cabinetsrath trat ein. Er begrüßte Sonnenkamp mit formvoller Höflichkeit und dankte für die Aufmerksamkeiten, die man seiner Frau in Vichy erwiesen hatte.

Man ging in den Saal, wo Roland mit einem Sohne des Cabinetsraths, der Cadett war, sich aufhielt, und bald war Roland, dessen Schönheit jedes Auge erglänzen machte, der Mittelpunkt der Gruppe. Der Cabinetsrath sagte, wie es allgemein

belobt wurde, daß man einen kenntnißreichen, allerdings etwas excentrischen Mann wie Herrn Dournay, zum Erzieher genommen. Als Roland auf die an ihn gestellte Frage sagte, daß er Officier werden wolle, ermahnte der Cabinetsrath, daß er möglichst bald in die Cadettenschule eintrete.

Leise sagte Prancken zur Cabinetsräthin, er billige durchaus die Maßnahme des Herrn Sonnenkamp, Roland erst als Adeligen eintreten zu lassen; denn es würde sich überaus seltsam machen, wenn der Jüngling in der Cadettenschule ein Adeliger würde; er habe dann viel Neckereien der Kameraden zu ertragen.

Der Cabinetsrath sprach vom Aufbau der Ruine und von der Gartenkunst Sonnenkamps und wie höchsten Orts schon mehrfach in rühmlicher Weise davon die Rede gewesen.

Sonnenkamp bat um die Erlaubniß, zuweilen etwas von seinen Producten an die fürstliche Tafel schicken zu dürfen, besonders schöne Bananen, die gerade jetzt sehr gut gediehen wären; Prancken hob die Geschicklichkeit hervor, wie Herr Sonnenkamp neun Monate des Jahres frische Trauben auf die Tafel bringen könne.

Der Cabinetsrath erwiderte, daß diese Freundlichkeit sicherlich willkommen sei; er selbst aber könne darin nichts bestimmen, der Hofmarschall, der ja ein Vetter des Herrn von Prancken wäre, werde das Anerbieten des Herrn Sonnenkamp gewiß annehmen.

Prancken nahm Herrn Sonnenkamp mit zum Hofmarschall. Roland ritt mit dem Cadetten aus. Frau Ceres blieb bei der Cabinetsräthin und diese that sehr betroffen, da Frau Ceres in sie drang, das Korallenband, das sie trug und das die Cabinetsräthin sehr bewundert hatte, von ihr anzunehmen.

Die Cabinetsräthin mußte willfahren, aber sie bat Frau Ceres, dies als Zeichen geheimer und inniger Freundschaft gelten zu lassen, von dem Niemand etwas erfahre. Sie betheuerte wiederholt, daß sie ohne Eigennutz für ihre Freunde wirke; sie war überzeugt, daß Frau Ceres mit im Plane war, sie durch Geschenke zu gewinnen.

Frau Ceres sah sie verwundert an, sie kam sich wieder entsetzlich einfältig vor; diese Frau sprach von Dingen, die sie gar nicht begriff.

Als die Cabinetsräthin eine Ausfahrt nach einem Vergnügungsorte vorschlug, stimmte Prancken nachdrücklich bei; denn es war von Bedeutung, daß Frau Ceres mit der Cabinetsräthin, Sonnenkamp

und Prancken mit dem Cabinetsrath im offenen Wagen durch die Residenz nach dem Vergnügungsorte fuhren, wo sich heute die auserlesenste Gesellschaft befand; diese sollte die Verbindung Sonnenkamps mit ihm und dem Cabinetsrath sofort als Thatsache erkennen.

Auf dieser Fahrt hatte die Cabinetsräthin einen Gedanken, der so gutmüthig als gescheidt war; sie gewann eine Adjutantin und half einer armen Frau. Mit erbarmungsvollem Tone sprach sie von der Mutter Erichs, die in überschwenglicher Weise ihre Stellung einer sogenannten idealen Liebe geopfert habe. Das Einverständniß zwischen der Frau Cabinetsräthin und Prancken war bereits so weit gediehen, daß sie nichts ohne seine Zustimmung that; ein leises Nicken Pranckens bezeigte ihr, daß sie weiter gehen dürfe. Sie forderte nun Herrn Sonnenkamp auf, etwas für die Mutter Erichs zu thun, ja sie wo möglich ins Haus zu nehmen. Auch Tante Claudine wurde im höchsten Grade belobt.

Die Cabinetsräthin war sich klar, daß die nahe Beziehung zum Hause Sonnenkamps sich viel leichter pflegen ließ, wenn die Professorin und die Tante da wären; man näherte sich dann gewissermaßen ihnen und nicht diesem Manne, man war sogar verpflichtet, sich den hochangesehenen Frauen nahe zu halten, um ihnen ihre abhängige Stellung zu erleichtern; das fügte sich dann Alles so leicht, wenn man das Landhaus — natürlich waren mehrere Morgen Weinberge dabei — bewohnte.

So mischten sich die Beweggründe, und die Mischung war gut und belebend.

Sonnenkamp lächelte wohlgefällig, aber innerlich sagte er sich: diese Adelskette hängt noch fester zusammen, als eine Diebesbande, und sie sind jetzt auch eine Diebesbande, denn der arme Adel will sich von mir aufsteifen lassen.

Er stimmte der Cabinetsräthin sehr freundlich bei, innerlich aber dachte er:

Du hast das Landgut noch nicht.

Man fuhr an dem Landsitze des Prinzen vorüber, der vor Kurzem aus Amerika zurückgekehrt war. Hier war Alles wohlbestellt und geordnet. In dem kleinen Pavillon, der in einem Gehölz am Wege angebaut war, stand ein gedeckter Tisch; Lakaien warteten in der Nähe.

Aus einem öffentlichen Garten auf der Anhöhe, wo die Garde-Officiere ein Sommerfest veranstaltet hatten, tönte Militärmusik,

und kaum hatte das eine Musikchor ein Stück gespielt, als ein zweites von der andern Seite begann. In der Mitte des Gartens unter einem großen Zelte saßen die Officiere an einem langen Tische; daneben an kleinen Tischen unter den Bäumen, an denen bunte Lampen hingen, die Honoratioren der Residenz mit ihren Frauen und Töchtern in hellen sommerlichen Kleidern.

Es erregte Aufsehen, als die beiden Wagen Sonnenkamps mit den schönen Pferden vorfuhren. Prancken ordnete schnell Alles und seine Gesellschaft nahm an einem der besten Tische Platz; viele Augengläser richteten sich nach ihnen; Prancken war bald bei den Kameraden und schüttelte da und dort die Hand, er gesellte sich aber schnell wieder zu Sonnenkamp und seiner Gesellschaft.

Die Cabinetsräthin hing sich an den Arm Sonnenkamps und war überaus freundlich; Prancken hatte Frau Ceres am Arm. Roland war mit dem Cadetten am Scheibenstand, wo man mit Bolzen schoß; er traf immer ins Schwarze.

Herr Sonnenkamp wurde dem General vorgestellt, der auf die Einladung Sonnenkamps versprach, ihn bald zu besuchen. Prancken sagte, er bringe einen Rekruten und zeigte auf Roland.

Der Abend brach herein, die bunten Lampen wurden angezündet. Da knallten Böllerschüsse, Fanfaren tönten, Hoch wurde gerufen: der Prinz war von seinem Landsitze zum Gastmahle der Garde-Officiere gekommen. Beide Musikchöre spielten nun „Heil Dir im Siegerkranz" und Alles war voll Leben; am glücklichsten aber war vielleicht Sonnenkamp, denn er wurde dem Prinzen vorgestellt, der freilich nur einige nichtssagende Worte an ihn richtete. Aber alle Welt hatte doch gesehen, daß er mit ihm sprach und eine sehr freundliche Verbeugung machte.

Höchst befriedigt fuhr man wieder nach der Residenz zurück. Die bunten Lampen leuchteten und die Musik tönte noch in der Erinnerung.

Am nächsten Morgen stand in der Zeitung, daß gestern Abend die Garde-Cürassiere ein Jahresfest auf der Rudolphshöhe feierten. Se. Hoheit der Prinz Leonhard habe das Fest mit Seiner Gegenwart beehrt; unter den anwesenden Gästen sei Herr Sonnenkamp von Villa Eden mit seiner Familie besonders bemerkt worden.

Drittes Capitel.

Während die Familie Sonnenkamp in der Residenz war, ritt Erich nach Wolfsgarten. Er hatte jeden verrätherischen Gedanken in sich niedergekämpft, er dachte einzig daran, daß er verpflichtet sei, die Freundschaft, die Bella ihm zugewendet, dahin zu lenken, daß er ihr die Hoheit ihres Gatten klar mache. Das wollte er. Frisch und muthig ritt er dahin.

Er traf Clodwig allein. Bella war mit einem fremden Besuch ausgeritten. Clodwig freute sich, mit Erich einmal ganz allein zu sein, der ihn bei früheren Besuchen so oft dem Knaben überlassen hatte und mit Bella gegangen war. Er berichtete, daß der Sohn eines Freundes, der als russischer Gesandter in Neapel gelebt, zu ihm gekommen sei, um ernste Studien in der Landwirthschaft zu machen. Der junge Fürst habe sich, wie Alle seines Gleichen, im Pariser Strudel umhergetrieben, aber es sei ein edler Kern in ihm und eine Willenskraft, die das Beste hoffen lasse. Die große Thatsache, daß der Kaiser von Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben, bewirke zugleich eine noch größere moralische und ökonomische; die Herren müßten nun aus Gutsbesitzern einsichtige und selbstthätige Landwirthe werden. Es sei bei den Russen ein Eifer der Aufopferung und Hingebung für das niedere Volk, und das ergreife oft Weltlinge so mächtig, daß es erscheine, wie die Umkehr jener heilig Gesprochenen, die, aus tollen Gelagen kommend, plötzlich ihrer sittlichen Aufgabe inne wurden.

„Es gibt keine so bildungsbegierige Aristokratie, als die russische," sagte Clodwig, „leider aber sind die Männer eifrig und ideell begeistert ein Jahr lang oder zwei, dann werden sie leicht lässig; sie haben viel Nachahmungstalent, sie haben noch zu erproben, wie lange es vorhält und ob sie etwas Neues hervorbringen. Vielleicht ist die Aufhebung der Leibeigenschaft ein großer sittlicher Wendepunkt."

Erich hob hervor, wie es ein glorreiches Zeichen des neuen freien Geistes sei, daß nicht die Kirche, deren Beruf es hätte sein sollen, das bewirkt habe, sondern die reine Humanität, die kein kirchliches Gepräge hat.

Die beiden Männer waren noch in weitgehenden Erörterungen über die Macht des Geistes und Clodwig eben in der Darlegung,

wie es ihm oft die Seele peinige, daß die rohe Gewalt mehr über den Geist vermöge, als man sich gestehen wolle, da trat Bella ein. Ihr Antlitz glühte, als Erich sie grüßte, und der junge Mann von eleganter, aber etwas ermüdeter Erscheinung, begrüßte Erich sehr zuvorkommend; er freute sich, daß Erich so geläufig französisch spreche, da er im Deutschen sich nur unbehülflich ausdrücke; er setzte sofort hinzu, daß man Erich die französische Abstammung anmerke, in seiner Aussprache läge etwas, was nur das französische Organ vermöge.

Nachdem man sich auf kurze Zeit zurückgezogen, versammelte man sich wieder im Gartensaal.

Clodwig mußte dem Russen dringend ans Herz gelegt haben, daß er sich Erich anschließe, denn der junge Mann sagte alsbald zu demselben:

„Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich etwas von Ihnen lernen lassen wollten.“

Er sagte das mit einer gewissen kindlichen Unterwürfigkeit und so vertrauensvoll, daß Erich ihm die Hand darreichte, indem er erwiderte:

„Ich werde gewiß auch von Ihnen lernen können.“

„Außer Whist, das ich sehr gut spiele, wie man mir allgemein sagt, glaube ich nicht, daß etwas von mir zu lernen ist,“ antwortete der Russe lachend.

Als ein Mann, der sich alsbald zur Kenntniß der Landesproducte an die Producenten wendet, fügte er hinzu:

„Wie ich höre, ist die Philosophie in Deutschland aus der Mode gekommen; können Sie mir vielleicht einen Grund dafür sagen?“

Erich, der es ablehnen mußte, hierüber genaue Auskunft geben zu können, meinte, daß vielleicht die Philosophie als Wissenschaft minder hervortrete, daß sie aber Methode aller Wissenschaften geworden sei.

Bella legte den Kopf zurück und schaute in den blauen Himmel. Die Männer werden jetzt Dinge verhandeln, die sie eigentlich in Rücksicht auf die Frau auf eine andere Zeit verschieben sollten, aber sie will geduldig sein und zuhören.

Der Fürst war in Fragen unermüdlich; er wollte wissen, welches jetzt die bestimmenden Geister in Deutschland seien, und da Erich erwiderte, daß sich unsere Epoche an keine einzelnen

Namen knüpft, fragte er weiter, woher es käme, daß es an hervorragenden Häuptern fehle. Erich suchte darzuthun, daß in der Zusammenfassung des Geisteslebens unsere Zeit keiner vergangenen an Größe nachstehe, daß aber das Auszeichnende heute und vielleicht für immer keinem einzelnen Ausgezeichneten zukäme.

Bella hörte noch immer still zu, sie wiegte den zusammengelegten Fächer in der Hand, als wäre es ein Pfeilbündel, sie legte den Fächer aus einander und zupfte an den einzelnen Stäben, als wären es Pfeile, die sie lockern und losschnellen müßte.

Endlich hielt sie es an der Zeit, nicht mehr still zuzuhören.

„Herr Hauptmann," fragte sie, „warum scheeren Sie alle Zeitgenossen über einen Kamm?"

Da nicht geantwortet wurde, fuhr sie fort:

„Ich möchte weiter fragen: Schaffen bevorzugte Naturen nicht neue Gesetze in der moralischen, der intellectuellen, der politischen, wie in der ästhetischen Welt?"

Erich erwiderte sehr ernst:

„Das ist das Elend, das der Jesuitismus in der Kirche wie die Frivolität der Weltlinge gleichmäßig zu verantworten hat. Man erkennt bestimmten Naturen und bestimmte Naturen erkennen sich selbst eine Berechtigung und Ausnahmsstellung zu, bei denen die Menschen-Gesellschaft nicht bestehen könnte. Was man bevorzugte Natur nennt, das gibt mehr Verpflichtungen, aber keine über das Maß des Allgemeinen hinausgehende Berechtigung. Vor Gott und der ewigen Sittlichkeit sind wir Alle gleich; das hat das Christenthum erschöpfend ausgedrückt im Worte, daß wir Alle Kinder Gottes sind. Nun aber hat die Kirche Indulgenzen, hat der Staat Majorate, und möchte eine Sophistik moralische Ausnahmsberechtigungen schaffen.

„Sie sprechen sehr gut," sagte der Fürst zu Erich.

Erich suchte den Blick Bella's, aber sie sah nicht auf, sie hatte die Lippen zusammengepreßt, denn sie dachte: Will er mir die Lehre geben, daß Niemand sich eine Ausnahms-Moral zuerkennen darf? Also darum der weltgeschichtliche Packzug? Sie wollte gleichgiltig sein über den Ausspruch Erichs, aber sie vermochte es nicht; sie sah auf, ihr Auge ruhte schmerzlich auf ihm.

Als man im Garten spazieren ging, fragte der Fürst, der seinen Arm in den Erichs gelegt hatte, ob er Herrn Weidmann kenne, in dessen Haus ihn Graf Clodwig senden wolle.

Erich sagte, daß er ihn nur flüchtig gesehen habe, daß aber der Mann allgemein verehrt sei.

„Wenn Sie einen Freund Ihnen gleich wüßten," sagte der Fürst und drückte den Arm Erichs an sich, „wenn Sie einen Mann wüßten, der mein Begleiter, mein Lehrer sein wollte, ich könnte ihm eine Sicherung für sein ganzes Leben verschaffen, oder ... Sie entschuldigen die Frage ... würden Sie vielleicht selbst ...?"

Erich dankte, er empfahl indeß nachdrücklich den Candidaten Knopf, der bereits Lehrer auf Mattenheim war.

Bella trat zu ihnen und Erich ging mit gemischten Empfindungen neben den Beiden. Er hatte so viel darüber nachgesonnen, wie er mit Bella von jener Grenzlinie der Freundschaft, die alle Gefahren in sich schloß, zurücklenken konnte; nun war sein Grübeln unnöthig, sein Platz war bereits besetzt. Innerlich ereiferte er sich doch über das zutrauliche Benehmen Bella's gegen den Russen, und ein seltsames Gewirre von Gefühlen entstand in seiner Seele. Sollte es ihn freuen, daß er hier nur eine Kokette vor sich habe, die bald mit diesem, bald mit jenem tändle? Oder that Bella nur so, damit ihr zutrauliches Benehmen gegen ihn nicht auffällig erscheine, indem sie das Gleiche auch gegen Andere aufrecht erhielt?

Der Doctor kam; er brachte immer eine ganz neue Tonart. Er faßte Bella, Erich und den Russen rasch und scharf ins Auge, ihm schien Alles klar.

Viertes Capitel.

Der Doctor bat Erich, sein Reitpferd an den Wagen anzubinden und mit ihm bis in die Nähe der Villa zu fahren.

Als die beiden Männer im Wagen saßen, blies der Doctor vor sich hin und sagte dann:

„Eine schöne Frau die Gräfin Bella und eine geistreiche, sie liebt den Papagei, der frei in den Wald fliegen darf, ihr dann aber wieder gehorsam auf die Schulter zurückkehren muß."

„Ich finde," fiel Erich ein, „daß man hier zu Lande und im

engen Lebenskreise viel über Dritte spricht. Erscheint Ihnen das nicht als eine Beschränkung oder wie man es sonst nennen mag?"

Der Doctor merkte wohl, daß Erich nicht auf das Thema eingehen wollte, aber er erwiderte:

„Der ergiebigste Stoff ist die Gattung Mensch, und der unerschöpfliche in dieser Gattung ist die Spielart Weib. Ich rede indeß mehr von mir, ich habe an dieser Frau eine neue Spielart kennen gelernt. Sie kannten Frau Bella früher nicht?"

„Nur flüchtig," ließ sich Erich widerwillig vernehmen.

„Aber ich kannte sie. Sie hat eine Nothehe geschlossen wie viele Andere und ich nehme ihr das gar nicht übel. Ich bin auch anderer Meinung als die meisten Menschen. Die Gräfin ist in der That bescheiden auf ihre Talente, denn sie ist stolz auf ihren Heroismus; sie hat, ich weiß das, dem Grafen vor der Verlobung gesagt, sie sei nicht bedeutend genug für ihn, seiner nicht würdig. Intellectuell war das aufrichtige, nur im Ausdruck übertriebene Bescheidenheit. Sie hat Talente, aber keine Seele, sie hat lauter Zuspeise, keine feste Kost. Sittlich war dieses Bekenntniß volle Wahrheit, für sie ist die Sittlichkeit nur Convenienz."

Erich schaute betroffen auf und der Doctor fuhr fort:

„Ich meine die Sittlichkeit der großen Welt, die nur die äußere Ehre als wesentlich betrachtet und nur diese bei einer Abweichung im Auge hat. Dem Grafen Clodwig aber ist alles Unreine und Unschöne von Natur zuwider, er würde es nicht üben, auch wenn nie ein Mensch davon wüßte."

Der Doctor machte eine Pause; das Herz Erichs erbebte. Will ihm der Mann die Reinheit Clodwigs vor Augen halten, um ihm zu zeigen, wie unwürdig die leiseste Regung wäre, einen solchen Mann zu kränken und zu hintergehen?

Der Doctor fuhr fort:

„Es kann keine schönere Ehre geben, als der Freund Clodwigs zu sein. Ich liebe die Aristokratie nicht, ja ich hasse sie, aber in Graf Clodwig ist eine edle Weise, die sich vielleicht nur ausbilden kann, wenn sie von Geschlecht zu Geschlecht gehegt wird und nicht wie bei uns Bürgerlichen erobert werden muß. Bei Clodwig ist eine beständige gleichmäßige Art von Luftheizung, nirgends eine lodernde Flamme, aber immer wohlige Wärme. — Sie sehen, ich habe von Ihnen gelernt, Bilder zu machen," warf er scherzend

dazwischen und nahm wieder neu auf: „Graf Clodwig und Herr Sonnenkamp betrachten ganz das Gleiche als das höchste Gut."

„Und das ist?"

„Ruhe. Freilich, die Ruhe, die Herr Sonnenkamp will, ist eine ganz andere als die des Grafen. Gräfin Bella aber braucht Unruhe, sie kann ohne sie nicht leben. Sie ist ein wahrer Tugenddrache; sie muß jede Woche oder mindestens jeden Monat einen reinen Ruf verschlingen, oder noch besser ein Schuldbeladenes katzenartig zerreißen; sie beißt wie wohl dressirte Jagdhunde am liebsten nach den Augen eines armen Häsleins, dann ist sie gesättigt und äußerst zuvorkommend und thut Niemand etwas. Sie spricht sehr gut von Diesem und Jenem, so lange es ihnen schlecht geht; wenn die Menschen gedemüthigt sind, begnadigt sie dieselben gern; sobald ein Mensch krank ist, wird sie menschenfreundlich gegen ihn, so lange er aber gesund ist, hat er nur Härte von ihr zu erwarten. Daß sie schönes volles Haar hat, freut sie nicht so sehr, als daß sie sagen kann: diese oder jene hat so und so viel Pfund falsches Haar. Sie ist glücklich, sagen zu können, diese oder jene Frau ist scrophulös, denn die Prandens allein sind gesunde Menschen. Und wenn sie etwas behauptet, so geht sie nie davon ab; es ist ihr lieber, daß ihr Mann, daß die ganze Welt unlogisch ist, als daß sie Unrecht hat; Unrecht darf Bella von Wolfsgarten nie gehabt haben. Sie hat nie ein unpassendes Kleid getragen, nie ein Wort gesagt, das nicht in Stein gegraben werden durfte. Und das nennt sie Charakter! nennt sie Stärke! Mag die Logik der ganzen Welt darüber zum Teufel gehen. Sie kann den gesprächlichen Eiertanz sehr gut ausführen. Haben Sie schon ein zierliches Brieflein von ihr bekommen? Sie versteht auch auf dem Papiere voll biegsamer Anmuth zu tanzen."

Erich fuhr sich mit der Hand über die Stirn, er begriff nicht, daß er das Alles hörte. Der Doctor warf eine halb angerauchte Cigarre weg und fuhr fort:

„Die böse Welt wünscht, und leider könnte es nicht geschehen, ohne Clodwig ins Herz zu treffen, daß dieser Tugenddrache einmal seinen unheiligen Georg finde; aber das müßte ein Mann sein, der, wie man's nennt, Glück bei den Frauen machen will, nicht einer, dem die Worte Liebe, Seelengröße, höheres Streben ernst sind, und der sie nicht zum Deckmantel für andere Zwecke mißbraucht."

Erich wußte nicht, was er sagen sollte, er fühlte, daß er zitterte. Der Doctor zog an einer Schnur, der Radschuh legte sich unter das Rad am Wagen, man fuhr den Berg herab, der Wagen knirschte und zischte und man schaute hinein in die Tiefe, wo unten über Felsen ein kleiner Bach dahinrauschte. Als man wieder im Thal dahinfuhr, begann der Doctor:

„Wenn ich sage, die böse Welt, so war das nicht blos eine Redensart; ich muß Ihnen nur noch erklären, welches die neue Spielart ist, die ich an Frau Bella kennen gelernt habe. Es gab und gibt viele Frauen, die, in Wahrheit oder eingebildet, höchst unglücklich sind oder sich höchst unglücklich fühlen, weil sie gar so unbedeutende Männer haben — und sie selber sind doch so große, unverstandene, ätherische Seelen — und ihre Gatten lieben die Pferde, die Hunde und was sonst noch. Die neue Spielart aber, die Frau Bella repräsentirt, ist die: sie ist unglücklich, weil ihr Mann so bedeutend ist. Hätte sie eine jener wohlexercirten Gliederpuppen, die dazu da sind, eine Hofuniform auszufüllen, sie könnte unglücklich sein, könnte sich als schönes blüthengeschmücktes Opfer betrachten, geduldsam entsagen und sich beweinen, aber immer wachsen der höchsten Empfindung zu. Nun aber wird sie neben einem solchen Manne immer gehässiger und geringer; er beleidigt sie, weil er sie in Schatten stellt, ja sogar oft ihr halbes Denken tadelt, wenn auch nur durch Emporziehen der Brauen. Und eigentlich . . . ich glaube, sie gesteht es sich selber nicht . . . haßt sie ihren Mann, denn er macht aus ihrem bloßen Spielen mit dem Geist strengen Ernst; er zwingt sie, Unklarheiten und Albernheiten zu erkennen. Dafür wird er aber auch genugsam gestraft. Mir ist die Sage von den Harpyen klar geworden. Die neuen Harpyen beschmutzen jeden höheren Gedanken, daß er ungenießbar und ekelhaft sei, und so muß nun Clodwig um das einfache tägliche Brod des Geistes kämpfen und ringen. Wissen Sie, was aber nun das Gefährlichste ist bei Frau Bella?"

„Ich weiß gar nichts mehr, ich kann mir nicht denken, welche Steigerung Sie noch vorhaben."

„Eine ganz einfache. In der Kirche nennt man es Teufel, was aber jetzt als ein sehr geschmeidiger, edler und aufopfernder Dämon erscheint, er kommt und sagt: Sieh, Du bist der Freund dieser Frau, sie hat so viel Vertrauen, so viel Güte zu Dir, benütze das nun, ihr die rechte Stimmung zu geben; Du mußt sie

lehren, ihren Mann gerecht zu würdigen und wie er verdient, verehrt zu werden. Dieser sophistische Dämon scheint nur so fein, ist aber in der That der plumpste von allen, denn noch nie würdigte ein Eheweib ihren Gatten durch fremde Einsprache. Es gibt eine letzte Lebenskraft und eine letzte Liebeskraft, die nur aus dem Menschen selbst kommen kann, und wo die nicht ist, da hilft nichts und redete man mit Engelszungen. Die Alten haben es als die größte Heldenthat des Theseus gepriesen, daß er die Medusa besiegte, sie ist die giftige Schönheit. In der alten Zeit versteinerte sie, in der neuen verweichlicht sie die Männer. Ich habe einen besondern Haß auf Frau Bella, und wissen Sie warum? Sie macht mich zum Heuchler so oft ich nach Wolfsgarten komme; ich sollte nicht so höflich gegen sie sein und es entschuldigt mich nicht, daß ich es bin, weil ich Graf Clodwig liebe. Kein Mensch hat mich so schlecht gemacht als sie, bei ihr heuchle ich und empfinde solche Zerstörungswuth, wie ich sie gar nicht geglaubt hätte. Sie ist eine Quacksalberin. Wenn ich eine Medicin verordne, so hat sie immer voraus gewußt, was ich verordnen werde; medicinisch hab' ich es ihr nun ziemlich abgewöhnt, aber sie ist es noch mehr geistig. Da hat sie Hausmittelchen und Redensarten aufgeschnappt, daß man meint, sie wäre in Alles eingedrungen, aber der Kern ihres Wesens ist Respectlosigkeit, keckes Dreinreden, denn Alles ist für sie Schwindel, und sie hat auch keinen Respect vor sich selbst, denn sie weiß, sie ist auch Schwindel; sie will an allem Wissen theilnehmen und ist doch gleichgiltig gegen alles Wissen, sie unterhält Andere und langweilt sich dabei. Ein tiefer Zug in ihrer Seele ist Undankbarkeit. Mag ihr werden, was da wolle, sie bleibt undankbar. Wollen Sie den geraden Gegensatz zu Bella, so nenne ich Ihnen den Major, der ist dankbar für Alles, selbst für die Luft, die er athmet. Der Major, das alte Kind, glaubt noch nicht an die Gemeinheit der Menschen; wenn der leibhaftige Teufel zu ihm käme, er fände das Gute an ihm heraus. Bella ist grundlos. Ein Mann bösen Gemüthes hat immer noch Kräfte und Thätigkeiten für die Welt; wenn eine Frau bösen Gemüthes ist, ist sie ganz bös' und nur bös'. Wissen Sie, wer zu Frau Bella paßte?"

„Ich weiß gar nichts mehr," rief Erich verzweifelt, es war ihm, als wäre er gefesselt.

„Der einzige Mensch, der zu ihr paßt, der diese ganze Menagerie,

die sich Bella nennt, demüthigen und beherrschen könnte, das wäre Herr Sonnenkamp, und im Geheimen haben sie auch eine tiefe Sympathie für einander."

Erich fühlte sich erleichtert, da er lachen konnte; aber der Doctor nahm wieder auf:

„Junger Freund, ich bin ein Ketzer, ich glaube, so böse als eine Frau kann ein Mann nie sein und auch so heuchlerisch nicht. Für das Letzte sind sie aber nicht verantwortlich, denn es wird ihnen von Kindheit an ja immer gesagt: thut nur so, die Welt will den Schein. Die Hauptsache aber ist, sie haben keine Humanität, sie gehen nicht den Gründen nach, aus denen die Dinge geworden sind, Alles ist für sie fertig gesteckt und genäht wie ein Hut oder eine Mantille bei der Putzmacherin; und andererseits stehen sie noch unter dem Bann des Thierischen, sie kennen die volle Mitfreude nicht und Medisance ist die verfeinerte Mordgier; in der ganzen Thierwelt ist das Weibchen immer das grausamste."

Erich saß still und ließ Alles an sich hinreden, und als man jetzt am Ziele angekommen war, stieg der Doctor aus, er blies wieder vor sich; er glühte im ganzen Gesichte.

„Ich habe mir's einmal leicht gemacht," sagte er, „ich würge schon lange daran. Ich danke Ihnen, daß Sie mich so geduldig angehört. Junger Freund," — und er legte zutraulich die Hand auf die Schulter Erichs — „ich bin auch grimmig auf die Poeten, die uns aus Furcht, den Weibern zu mißfallen, die geistreiche Paradefrau aufgeputzt haben. Wenn ich über Frau Bella zu viel gesagt habe — es ist möglich — bitte, behalten Sie, was ohne Uebertreibung wahr ist und bleibt und was ich zu jeder Stunde vertrete."

Erich nahm sein Pferd am Zügel, aber er stieg nicht auf, er ging still und gedankenvoll dahin; es that ihm weh, daß über Bella so gesprochen wurde und daß er sie nicht besser vertheidigt hatte.

Zu Roland wendete sich seine Seele und in ihm sprach es: Ich war doch auch eitel, ich freute mich, zu glänzen, von einer schönen Frau gelobt zu werden, mit ihrem warmen Handschuh einen leichten Schlag auf die Finger zu bekommen. Das war kein Mann, der sagen durfte, ich will in Reinheit einen Menschen erziehen.

Mit befreiter Seele schritt er des Weges weiter und kam auf der Villa an.

Ein Telegramm war da, daß die Familie heute in der Residenz übernachte.

Erich war allein.

Fünftes Capitel.

Frau Ceres sagte am Morgen, daß sie nicht gern schon jetzt wieder nach der Villa zurückkehre; das Fest auf Rudolphshöhe lag ihr im Sinn und sie wünschte heute wieder ein solches zu haben und nicht abzureisen. Man konnte ihr nicht willfahren. Sie bat die Cabinetsräthin dringend, doch mit nach der Villa zu reisen und bei ihr zu bleiben. Es wurde abgelehnt, aber ein baldiger Besuch versprochen.

Frau Ceres war verstimmt; um sie aufzuheitern, ließ nun Sonnenkamp Prancken zu ihr in den Wagen sitzen und nahm Roland zu sich. Jetzt, da er seinen Sohn allein hatte, fragte er ihn über mancherlei aus; namentlich scheute er sich nicht, zu erforschen, wie Erich mit der Gräfin Bella gewesen und ob sie oft allein spazieren gegangen.

Unterwegs begegneten ihnen die Reitpferde, die voraus heimwärts geschickt waren. Sonnenkamp ließ einen Augenblick anhalten, die Pferde schauten unter den Decken heraus mit ihren großen Augen gar seltsam auf ihren Herrn. Er gab dem Reitknecht einen strengen Verweis, denn er hatte von ferne bemerkt, daß dieser statt ruhig nebenher zu gehen, auf einem der Pferde gesessen hatte; er drohte kurz, daß bei nächstem Zuwiderhandeln der Reitknecht entlassen würde. Man fuhr weiter und Roland sagte:

„Unsere Pferde sind besser bekleidet als arme Menschen.“

Sonnenkamp antwortete nichts, er sah nur seitwärts und dann auf seinen Sohn.

Plötzlich rief Roland dem Kutscher, er möge anhalten. Er sah am Wege den Fuhrmann, mit dem er in jener Nacht gewandert war. Er stieg aus, reichte dem Manne die Hand und sagte, wenn er den Hausknecht treffe, möge er ihm sagen, daß er ihn besuchen solle. Roland stieg wieder ein, der Fuhrmann starrte ihm nach und der Vater fragte nach diesem seltsamen Begegniß.

Roland erzählte Alles; auch die Sage vom Lachgeist erzählte er, aber der Lachgeist schien auf Sonnenkamp keine Wirkung zu üben, und wie Roland erkennen ließ, daß er sich gern in das Leben armer, mit der Noth ringender Menschen versetze, pfiff Sonnenkamp unhörbar vor sich hin. Je mehr aber Roland sprach, um so mehr staunte der Vater über die geistige Regsamkeit desselben; jenes Gespräch auf der Burg, nachdem der Krischer die Frage gestellt, kam in seltsamen Verschlingungen und Vermengungen hervor.

Sonnenkamp kämpfte mit sich, was er thun sollte. Erich sofort entlassen, das geht nicht wegen Roland; er würde dann diese verkehrten Anschauungen um so hartnäckiger festhalten. Auch wegen der Cabinetsräthin durfte man einen Bruch mit Erich nicht herbeiführen, zumal da dieselbe großen Nachdruck darauf legte, Erichs Mutter zur Beihülfe zu erlangen; vor Allem aber war auf Clodwig Rücksicht zu nehmen, denn die Verbindung mit diesem hatte nicht Prancken, sondern Erich zu Stande gebracht, und Clodwig war der mächtigste Hebel zur Ausführung des Planes.

Bald nach der ersten Begrüßung fragte Sonnenkamp Erich, wo er gestern gewesen sei; er fragte das wie ein Herr, der über die Zeit seines Dieners zu verfügen hat und Rechenschaft verlangen kann.

Erich berichtete von seinem Besuche auf Wolfsgarten, er verweilte besonders bei der Schilderung des jungen russischen Fürsten.

Sonnenkamp lächelte, es war ihm lieb, daß diese stolze Idealität ihre Abwege so gut verbergen konnte. —

Roland war jetzt geneigt, die festgesetzte Ordnung willkürlich zu durchbrechen, und blieb er beim Unterrichte, so sah er verdrossen drein; aus der Ferne tönte noch immer die Trompetenmusik und saßen Officiere frei und heiter beisammen.

Erich erkannte die Umwandlung in seinem Zögling und war tief traurig; mochte er Roland die ganze gesammelte Kraft widmen, dieser nahm Alles nur widerwillig hin.

Ein unscheinbares Ereigniß brachte den Zwiespalt zum Ausbruch. Sonnenkamp übergab Erich im Beisein Rolands das erste fällige Gehalt; er schaute triumphirend auf seinen Sohn, während er die Goldstücke in eine Rolle that. Erich nahm das Gold in die Hand, trat einen Schritt vor gegen das Fenster, wo Roland stand und sagte:

„Hier, Roland, nimm meinen Lohn und trage ihn auf mein Zimmer. Warte dort auf mich.“

Roland empfing das Gold; er sah verwirrten Blickes auf den Vater und Erich.

„Thu mir den kleinen Dienst und trage das Gold auf mein Zimmer,“ wiederholte Erich.

Roland ging. Er trug das Gold in der Hand, als wäre es eine schwere Fessel; er ging auf das Zimmer Erichs, dort legte er das Gold auf den Tisch. Er wollte weggehen, aber er dachte, daß er es doch bewachen müsse; er wollte das Zimmer schließen, aber er erinnerte sich, daß Erich ihm gesagt, er solle auf ihn warten.

Da kam Prancken, um ihm Lebewohl zu sagen; er beglückwünschte Roland, daß er bald von Erich befreit sein würde. Jetzt erst wurde Roland klar, was geschehen war und noch geschehen sollte. Prancken sagte Roland heiter Lebewohl. Als er weggegangen, fühlte Roland, daß er Prancken nie mehr lieben könne; er empfand das als einen Verlust und still stand er neben dem Tische und schaute immer auf das Gold. In kindischer Weise zählte er dann, wieviel Erich bekommen habe. Aber für welche Zeit hatte er das bekommen? Er brachte es nicht heraus, er wendete sich wie unwillig ab und schaute zum Fenster hinaus. Hinter ihm lag das Gold auf dem Tische, und es war, wie wenn Jemand bei ihm wäre, der ihm zuraunte: Vergiß mich nicht!

Unterdeß stand Erich bei Sonnenkamp und schaute ihn still an.

Wollte der Mann ihn entlassen oder nur demüthigen?

Er war entschlossen, ihm Beides zu vereiteln.

Da Erich noch immer nicht sprach, sondern ruhig den Blick auf Sonnenkamp geheftet hielt, sagte dieser endlich:

„Ich habe Sie doch nicht verletzt?“

„Ich bin nicht empfindsam, ich achte das Geld, soweit es Achtung verdient, und freue mich meines ehrlichen Lohnes. Ich liebe Ihren Sohn vielleicht mehr als ... doch für die Liebe gibt es kein Maß, sie mißt sich nicht an Anderem. Weil ich Ihren Sohn liebe, will ich, daß eher auf mich als auf seinen Vater ein Makel falle.“

„Auf mich?“

„Ja; ich hätte Ihnen wohl etwas herauszahlen können, da Sie mich vor den Augen meines Zöglings so ablohnen. Ich kann

nicht glauben, daß Sie das ohne Absicht gethan. Ich erkläre Ihnen aber, daß ich mich durch Derartiges nicht gedemüthigt fühle."

Sonnenkamp machte eine abwehrende Bewegung und Erich fuhr fort:

„Ich hätte Ihnen in Gegenwart Rolands sagen können, daß die freie Arbeit — ich spreche nicht von Liebe — wie sie der Mensch dem Menschen leistet, nie bezahlt werden kann. Ich unterdrückte es, weil ich will, daß Ihr Sohn Sie mehr liebe und ehre, als andere Menschen, auch mehr als mich. Ich bin in Ihrem Dienste, dies ist Ihr Haus, Sie können mich in dieser Stunde daraus entfernen."

„Das wollte ich nicht ... das will ich nicht! Habe ich das gesagt? Ich muß mich Ihnen nur erklären und Sie müssen sich mir erklären. Haben Sie nicht Roland gesagt, daß die Zeit kommen wird oder da ist, wo es keinen Privatbesitz mehr gibt?"

Erich entgegnete, daß ihm das nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen sei; er habe nur ein Beispiel von der Umwandlung der Gesinnungen gewählt; er bereue, gerade dieses gewählt zu haben, und werde dafür sorgen, die mißverständliche Auffassung Rolands zu berichtigen. Aber er hätte wohl voraussetzen dürfen, der Vater würde eher einen Mißverstand Rolands, als einen Widersinn des Lehrers annehmen.

Sonnenkamp pfiff wieder leise vor sich hin.

„Setzen wir uns," sagte er endlich; „sprechen wir ruhig als verständige Männer, als Freunde, wenn ich so sagen darf."

Er machte eine Pause; mit ganz veränderter Stimme fuhr er dann fort:

„Ich muß Ihnen bemerken, daß, auch von dem Irrthum abgesehen, Ihre Denkweise mir für meinen Sohn gefährlich scheint. Sie scheinen mir in der That ein Menschenfreund. Ich respectire das. Sie gehören zu den Menschen, die jedem Straßenknecht am Wege den Dank für seine Mühe ausdrücken möchten, auch materiell. Sie sehen, ich glaube an Ihre wirkliche Menschenfreundlichkeit. Aber diese Menschenfreundlichkeit — ich spreche offen — taugt für meinen Sohn nicht. Es wird auch viel Schmuggelhandel mit Gefühlen getrieben; man redet sich ein, daß die niederen Menschen unsere Empfindung haben. Mein Sohn hat dereinst ein fürstliches Einkommen; wenn nun ein Reicher so durch das Leben gehen müßte, immer ausschauen, wo Noth, wo nicht entsprechender

Arbeitslohn, er wäre zu größerem Elend verdammt, als ein Bettler am Weggraben. Das Härteste, was meinem Sohn geschehen könnte, wäre, wenn man ihn sentimental, wenn man ihn weinerlich machte. Ich gehöre nicht zu diesen Menschen und möchte, daß auch mein Sohn nicht zu denen gehöre, die eine ewige Sehnsucht nach dem Unnennbaren und, wie ich glaube, Unerreichbaren haben; ich will für mich und meinen Sohn erreichbaren Lebensgenuß."

„Auch ich," erwiderte Erich, „möchte Roland gutherzig erhalten, aber nicht weichherzig machen. Er soll die schöne Gunst seines Lebens erkennen, soll das Schönste und Höchste empfangen und aus sich machen."

Erich setzte das näher auseinander, Sonnenkamp reichte ihm die Hand dar und sagte:

„Sie sind ... Sie sind ... ein edler Mensch. Sie haben auch noch an mir zu erziehen. Vergessen Sie, was geschehen; ich vertraue Ihnen unbedingt. Ich vertraue Ihnen, daß Sie mir nicht das Herz meines Sohnes entziehen, daß Sie ihn nicht weichmüthig machen, nicht zu einem Allerweltshelfer."

Sonnenkamp stieß diese Worte heftig hervor, denn innerlich knirschte er, daß der Mann, den er hatte demüthigen wollen, sich so kühn herausgewunden hatte.

Als Erich zu Roland kam, ging ihm dieser entgegen, streckte ihm beide Hände zu und rief:

„Ich bitte Dich, verzeih meinem Vater, daß er Dich wie einen Knecht abgelohnt."

Erich hatte viel Mühe, Roland das Geschehene zu erklären, ohne seinen natürlichen Sinn zu verwirren oder zu zerstören. Der Sohn sollte Liebe und Verehrung für den Vater haben.

„Wir wollen zum Major gehen," sagte Roland endlich; er wollte offenbar zu einem Menschen, der von all diesem Wirrwarr nichts wüßte.

Sie gingen zum Hause des Majors; sie trafen ihn nicht. Sie wanderten mit einander bis in die Nacht hinein und sprachen kaum ein Wort.

Auch Sonnenkamp wanderte in der stillen Nacht durch den Park. Ein Wort, das Erich heut wieder genannt, hatte in ihm einen großen Kampf hervorgerufen. Das Wort hieß: freie Arbeit. Und wieder kehrten seine Gedanken zum nächsten zurück, er begriff nicht,

wie er dazu gekommen, Erich zu verletzen, während es doch in seiner Absicht lag, dessen Mutter kommen zu lassen. Wie gütig werden das die Menschen finden. Alles kommt nur darauf hinaus, daß die Welt glaubt. Die Geschminkte weiß auch, daß sie keine rothen Wangen hat, aber sie freut sich, daß die Welt es glaubt, ist fröhlich und thut jung.

Sonnenkamp hatte gewünscht, daß Prancken den Ankauf der benachbarten Villa, die man der Cabinetsräthin überlassen wollte, betreiben sollte. Prancken hatte es ebenso freundlich als mit guten Gründen abgelehnt, denn er fand, daß Herr Sonnenkamp sich den Anschein geben müsse, als wolle er sich nur gute Nachbarschaft sichern. Sonnenkamp wußte nicht, sollte er hoffen oder fürchten, daß Prancken die Sache bereits von langer Hand angeregt und sich einen Vortheil dabei gesichert habe. Sollte er der Betrogene sein? Aber es war schön, wenn sein künftiger Schwiegersohn so viel Klugheit hatte, sich einen Vortheil zu sichern.

In den nächsten Tagen bekümmerte sich Sonnenkamp wenig um Haus und Garten, um Roland und Erich, er besichtigte das Landhaus, suchte die entsprechenden Weinberge zu erwerben und ward vollkommen überzeugt, daß Prancken noch gar nichts in der Sache gethan.

Der Weingraf hatte auch die Absicht, das Landhaus zu kaufen; es hieß, er wolle es für seinen Eidam, den Sohn des Hofmarschalls, erwerben. Sonnenkamp schloß rasch den Kauf ab.

Sechstes Capitel.

Wenn der Krischer im Gefängniß gehört hätte, daß Sonnenkamp noch ein Landhaus gekauft, hätte er sicher wieder ausgerufen:

„Ja, der kauft noch den ganzen Rheingau!“

Aber er vernahm nichts davon.

Die Untersuchung zog sich in die Länge. Der Landrichter war zwar so freundlich, neue Protokolle, für welche Erich und Roland zu verhören waren, auf der Villa aufzunehmen; immerhin aber unterbrach diese schwebende traurige Angelegenheit mehrmals den Unterricht.

Auch die Gastgebereien blieben nicht aus. Roland verkündete eines Tages:

„Es gibt ein großes Fest bei Graf Wolfsgarten, Vater und Mutter sind ganz glücklich; Du und ich, wir sind auch eingeladen."

Sonnenkamp war sehr zufrieden mit Prancken, daß dies erreicht worden war; der Mitwirkung Erichs wurde gar nicht mehr gedacht. Es war mit Prancken ausgemacht, daß Clodwig, das gewichtigste Mitglied der Ordenscommission, für die Sache, die man jetzt allein im Auge hatte, gewonnen werden müsse und zwar zur lebhaftesten Initiative.

Am Tage der Einladung hatte Sonnenkamp einen schweren Kampf mit Frau Ceres; sie wollte ihren gesammten Schmuck zu dieser Mittagstafel anlegen. Fräulein Perini war es nicht gelungen, sie abwendig zu machen, obgleich sie wiederholt als unumstößliches Gesetz aufstellte, man trage im Tageslicht keine Brillanten. Frau Ceres war unwillig wie ein kleines Kind, sie wollte lieber zurückbleiben, wenn man ihr diese Freude nicht gönnte.

Sonnenkamp bat, sie möge doch „aus Mitleid" mit der Gräfin, die man nicht beleidigen dürfe, den Schmuck nicht anlegen, der das Zwanzigfache vom Schmucke der Gräfin betrage; sie möge sich einfach kleiden; dagegen wurde ihr versprochen, sie solle beim nächsten Feste, das man im Hause gebe, Alles anlegen dürfen.

Frau Ceres aber beharrte dabei, daß sie nicht mitgehe, wenn sie nicht ihren Schmuck tragen dürfe.

„Gut," sagte Sonnenkamp, „so schicke ich sofort einen Boten nach Wolfsgarten, daß wir ohne Dich kommen."

Er ließ einen Reitknecht ins Zimmer bescheiden und gab ihm den Auftrag, zu satteln, da er unverzüglich nach Wolfsgarten reiten müsse. Als Sonnenkamp sich dann entfernte, sah ihm Frau Ceres mit einem bitterbösen Blicke nach; sie war also das arme Kind, das allein zu Hause bleiben mußte, wenn Alles zum Feste geht. Nach einer Weile rannte sie durch das Haus in das Zimmer Sonnenkamps und erklärte, sie gehe mit wie man wolle.

Sonnenkamp bedauerte, daß er den Boten bereits abgeschickt, und jetzt bat Frau Ceres dringend, er möge einen zweiten nachschicken, der ihre Ankunft melde.

Sonnenkamp behauptete, daß dies nicht mehr möglich sei; endlich gab er nach. Er ging selbst in das Stallgebäude und hatte weiter nichts als dem Reitknecht zu sagen: „Sattle wieder ab!" denn

er hatte ihn noch nicht fortgeschickt, er wußte im Voraus, daß Frau Ceres, das verzogene Kind, ihn bitten werde.

Man fuhr nach Wolfsgarten.

Bella war äußerst erfreut, auch die Cabinetsräthin begrüßen zu dürfen; sie sah heute schöner aus als je. Sie wußte Jedem eine Freundlichkeit zu bieten und war besonders gütig gegen Erich. Sie glaubte bei seinem letzten Besuche eine Mißstimmung an ihm wahrgenommen zu haben, die sie nun durch eine Bevorzugung zerstreuen wollte.

Dem Blicke der klugen Frau entging aber nicht, daß Erich diese Freundlichkeiten zwar dankbar, aber kalt aufnahm.

Sonnenkamp, der ein scharfes Auge hatte, hielt den Athem an wie ein Jäger, dem ein Wild schußgerecht kommt. Bravo! Sie wissen gut zu spielen! dachte er. Der Tugendruhm dieses Hauses hatte etwas Drückendes für ihn gehabt; nun bewegte er sich hier mit einer gewissen Heimatlichkeit.

Es war ein kleiner Hof, der sich zusammengethan, die Form war ländlich freier, aber dabei nicht minder wohlbemessen. Viele schicksalsvolle Existenzen waren hier versammelt, die vielleicht darum auffälliger erschienen, weil sie sich aus der Zerstreuung des Landlebens gesammelt hatten. Pensionirte und freiwillig ausgetretene Militärs bildeten das Hauptcontingent, die Orden zeigten sich bescheiden als rothe, gelbe, blaue Zünglein im Knopfloch; die alten Herren waren sorgfältig frisirt, die Bärte frisch gewichst; die Damen zeigten, daß man nicht umsonst einige Wochen des Jahres in Paris zubrachte.

Einer einzigen Französin zu lieb wurde die Conversation französisch geführt.

Auch ein berühmter Musiker, der sich in der Nähe aufhielt, war eingeladen. Er erholte sich von seinen Concertreisen im Landhause eines Collegen, der seine Musikschülerin, eine reiche Erbin, geheiratet und sich in der Gegend ein schönes Anwesen erworben hatte.

Nächst Erich waren Herr Sonnenkamp und der Musiker die einzigen Bürgerlichen in der heutigen Gesellschaft; den Künstler hob sein Genie, den reichen Mann seine Millionen in die neue Atmosphäre. Der Weincavalier konnte bereits als geadelt angesehen werden, denn es war bekannt, daß in den nächsten Tagen die ganze Familie geadelt werde. Das Brautpaar war ebenfalls geladen, aber am Tage des Gastmahls kam ein Brief, der mit höflichem

Bedauern anzeigte, daß der Bräutigam, von einem kleinen Unwohlsein betroffen, nicht kommen könne. Auch die Braut war nun zurückgeblieben.

Der Weincavalier brachte einen berühmten Portraitmaler mit; er wohnte seit Wochen im Landhause des Weingrafen, denn er malte die Braut und den Bräutigam in Lebensgröße. Der Maler war sehr in der Mode, Perlen und Spitzen und grauer Atlas gelangen ihm am besten, auch die Gesichter waren ähnlich, nur alle etwas stark blau; er war indeß bei Hofe sehr beliebt und es konnte keine Frage sein, daß er allein die vornehme Braut malen durfte.

Sonnenkamp erhielt den Ehrenplatz neben Bella, zur andern Seite saß der Fürst. Clodwig hatte Frau Ceres neben sich, und der Major war natürlich auch da und hatte, wie er es wünschte, einen Platz am Ende des Tisches, damit er bequem mit Nachbar hüben und drüben sprechen konnte. Clodwig unterhielt sich sehr freundlich mit Frau Ceres, die heut aus Verlegenheit sehr viel aß, ohne daß Sonnenkamp ihr zugeredet hätte.

Sonnenkamp hatte seine alten Waffen der Galanterie hervorgesucht, mit denen er nie fehlte; heute aber schien es ihm nicht zu gelingen, denn Bella hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu, sie horchte stets hinüber nach dem Gespräche Erichs mit dem Russen.

Plötzlich waren alle Zwiegespräche verstummt, denn der Fürst fragte Herrn Sonnenkamp:

„Bezeichnet man die Sklaven in Amerika auch als Seelen?"

„Ich verstehe nicht."

„Wir in Rußland bezeichneten die Leibeigenen als Seelen; man sagte, ein Mann hat so und so viel hundert oder tausend Seelen; nennt man das auch in Amerika so?"

„Nein."

„Man hält es ja noch dort für eine Frage," fiel Clodwig ein, „ob die Neger wirkliche menschliche Seelen sind. Humboldt erzählt, die Wilden hätten die Ansicht, die Affen könnten auch sprechen, sie unterließen es aber geflissentlich, weil sie fürchten, sie müßten sonst auch arbeiten."

Ein allgemeines Lachen wurde vernehmbar und Clodwig setzte hinzu:

„Wenn wir das geringste Gefäß aus der Griechen- und Römerzeit ausgraben, finden wir immer eine Schönheit daran. So viel

ich weiß, haben die Neger nicht eine einzige neue schöne Form gebildet."

„Sie haben also," fiel der Fürst ein, „wie man sagt, nicht einmal eine neue Mausefalle erfunden?"

„Es fragt sich," fuhr Clodwig fort, „ob die Neger Erben der Bildung sein können; da sie nicht Erben der schönen Menschenerscheinung sind, wie sie von Aegypten, Griechenland und Rom auf uns überging, so können sie auch nicht Fortbildner der Kunst sein, und die Kunst allein ist der Adel der Menschheit; sie können die Schönheit nicht schaffen nach ihrem Ebenbild. Der Mensch schafft sich seine Götter nur nach sich, und das ist den Negern nicht möglich. Sie schaffen vielleicht in Zukunft etwas für sich, aber nicht für Andere und darum sind sie erblos, sie stehen nicht im großen, unzerreißbaren Zusammenhang der Menschheit."

Sonnenkamp schaute auf, sein ganzes Angesicht wurde größer. So spricht ein Mann der unbestreitbarsten Humanität!

„So ist's!" fiel er ein. „Man ist in Amerika nicht sentimental. Unsere klaren und festen Anschauungen werden freilich von der Schullehrerweisheit verketzert und mit dem großen Bann der Unmenschlichkeit belegt, aber es gibt auch ein Pfaffenthum der sogenannten Humanität und das hat seine Ketzergerichte so gut wie andere."

Sonnenkamp sprach mit einer Wegwerfung, die deutlich erkennen ließ, wie ungehörig er das in aller guten Form vom Fürsten aufgeworfene Thema fand. Clodwig glaubte, diesem beistehen zu müssen, er begann mit leiser Stimme, aber im Laufe der Rede wurde sein Ton immer lebhafter:

„Wer die geschichtlichen Thatsachen kühl und vom ruhigen Standpunkte aus betrachtet, der sieht, wie die Idee sich stetig entwickelt, sie arbeitet lange still, aber unstörbar, und diese Wirkung zieht sich fort, bis eine ungeahnte Thatsache, die scheinbar nichts mit der Idee gemein hat, die Ausführung und die offen am Tage erscheinende Entfaltung bietet. Die Idee ist immer nur stimmungshaft vorbereitend, die Thatsache ist entscheidend und dramatisch."

Bella sagte leise etwas zum Fürsten, der zu ihrer Rechten saß. Clodwig merkte wohl, daß es eine Entschuldigung dieser etwas schwerfälligen und allgemeinen Betrachtung war; flüchtig zuckte es in seinem Antlitze, seine feinen Lippen zogen sich etwas spitz zusammen und er fuhr fort:

„Ich bin der Ueberzeugung, ohne Sebastopol wäre die Bauern-Emancipation nicht jetzt und nicht in dieser Weise ausgeführt worden. Der Krimkrieg wurde unternommen, um Rußland zu demüthigen, und er brachte Rußland dazu, sich einen freien Bauernstand zu schaffen, sich innerlich zu erhöhen."

Der Fürst fügte einige zustimmende Worte bei und Clodwig erklärte weiter:

„Mir hat der russische Gesandte erzählt, während des Krimkrieges verbreitete sich plötzlich die Sage ... Niemand wußte, woher sie kam, aber sie war auf allen Lippen und lautete: Jeder, der bei Sebastopol kämpfen muß oder freiwillig dahinzieht, um den Kaiser von den Alliirten zu befreien, erhält nach dem Kriege freies Land und wird unabhängiger Bauer. Das steckte überall in den Köpfen. Woher kam's? Die Idee der Bauern-Emancipation, die lange in Büchern und Zeitschriften und in den höheren Gesellschaftskreisen verhandelt wurde, gewann Gestalt im Volksbewußtsein und wurde zu einer Thatsache, die das kaiserliche Decret nur noch zu besiegeln hatte."

Clodwig hielt inne, wie wenn er müde wäre, dann aber raffte er sich auf und rief:

„Es ist nur das alte schöne Wort: die Schwerter werden zu Pflugscharen."

Man wußte nicht, warum und auf welchem Wege Clodwig zu solcher Darlegung kam, nur Erich sah strahlenden Antlitzes auf ihn, und jetzt berührte eine Hand Erichs Schulter, er schaute erschreckt um. Roland stand hinter ihm und sagte:

„Ganz Aehnliches hast Du auch einmal gesagt."

„Setz' Dich und halte Dich ruhig," sagte Erich.

Roland ging auf seinen Platz, aber er wartete, bis der Blick Erichs ihn wieder traf, dann trank er ihm zu.

Bella sah wie hülfesuchend um, das war ja gar kein Tischgespräch; sie sah auf Erich, wie wenn sie ihn bitte, er möge doch das Gespräch von diesen häßlichen Dingen abwenden.

Eben schenkten die Diener Johannisberger in feine, zierliche Gläser, und Erich, das Glas vor sich hinhaltend, sagte:

„Herr Graf, solchen Wein haben die alten Völker in den Steinkrügen, die wir jetzt aus der Erde graben, doch nie gekostet."

Bella nickte ihm ermunternd zu und da er inne hielt, sagte sie:

„Wissen wir Genaues vom Weinbau der Alten?"

„Höchst wahrscheinlich," erwiderte Erich, „hatten die Alten gar keine Ahnung von dieser Würze, von diesem Feuer des Weines, denn sie tranken nur ungegohrenen."

„Ich bin weit entfernt," fiel Sonnenkamp ein, „mir eine Gelehrsamkeit anmaßen zu wollen, das aber ist doch leicht ersichtlich, ohne Abkappung der Reben kann man keine ausgezeitigte und in sich concentrirte Traube und ohne Faß keinen entwickelten und voll ausgelebten Wein gewinnen."

„Ohne Faß? Warum das Faß?" fragte der Russe. „Hilft vielleicht die Holzfaser den Wein abklären?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Sonnenkamp, „aber das Faß läßt Luft eindringen, läßt in den Kellern den Wein ausreifen, läßt ihn abfüllen, überhaupt seine Cultur vollenden. In Thongefäßen erstickt der Wein oder hält sich höchsten Falles so wie er ist."

Mit großer Freundlichkeit setzte Bella hinzu:

„Das freut mich, nun sehe ich wieder, daß eine fortschreitende Bildung auch die Naturproducte zu höherem Genusse macht."

Sonnenkamp fühlte sich sehr gehoben; er erschien in der vortheilhaftesten Weise. Das Tischgespräch vertheilte sich nun in viele Einzelunterhaltungen.

Man war heiter und wohlgemuth, alles Peinliche schien vergessen, die Wangen glühten, die Augen glänzten, als man sich von der Tafel erhob.

Siebentes Capitel.

Im Garten saßen die Männer beim Kaffee allein, die Frauen hatten sich zurückgezogen.

Der Fürst, der sich freundlich gegen Sonnenkamp erweisen wollte, sprach den Vorsatz aus, Amerika zu bereisen, und Clodwig bestärkte ihn darin. Er bedauerte, daß er seinerseits dies in der Jugend unterlassen, und setzte hinzu:

„Ich glaube, wer nicht in Amerika war, kennt den Menschen nicht, wie er ist, wenn er sich gehen läßt; das Leben dort erweckt ganz neue Energien in der Seele. Mitten im Kampfe um den Besitz der Welt wird Jeder zu einer Art Robinson, der neue Quellen

in sich entdecken muß. Amerika hat etwas, wodurch es in Vergleich mit Griechenland tritt. Griechenland sah den körperlich nackten Menschen, Amerika sieht den seelisch nackten, das ist vielfach kein schöner Anblick, aber eine Erneuerung des Menschenthums kann daraus hervorgehen."

Der Musiker, der eben im Begriff stand, eine Kunstreise in Amerika zu machen, versetzte:

„Ich weiß nicht, wie man in einem Lande lebt, in dessen Luft keine Lerche singt."

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Graf," nahm jetzt Erich das Wort. „Es ist auffällig, daß man in Amerika keine neuen Namen erfinden konnte; man hat nur die von den Ureinwohnern überkommenen für Flüsse, Berge, Städte und Menschen, und dazu nur die aus der alten Welt herübergekommenen Namen. Ich möchte nun fragen: Hat die neue Welt bisher vermocht, zu den bisherigen ethischen Gesetzen ein neues hinzuzufügen oder heraus zu bilden?"

„Gewiß," fiel Sonnenkamp ein, „das beste, das es gibt."

„Das beste? Welches?"

„Es ist: Hilf Dir selbst."

Mit Kopfschütteln sagte Clodwig:

„Hilf Dir selbst ist streng genommen kein eigentliches Princip, sondern ein thierischer Trieb. Jedes Thier hilft sich selbst aus allen Kräften. Dieses Dogma war nur gerecht und am Orte gegen eine lügnerisch verfeinerte Lebensmoral, gegen eine Verkommenheit, die Alles vom Staate verlangt. Hilf Dir selbst! ist ein guter Reisespruch für einen Auswandernden; sobald aber der Auswandernde zum Angesessenen wird, tritt Recht auf Andere und Pflicht gegen Andere ein. Hilf Dir selbst kann äußersten Falles bei Einzelnen gelten, im Gesammten nicht; die Leibeigenen konnten sich nicht selbst helfen und die Sklaven werden sich nicht selbst helfen können, die moralische Solidarität heißt: Hilf Deinem Nächsten, wie Dein Nächster Dir helfe, und wenn Du Dir hilfst, hilfst Du auch einem Andern."

Da stand man wieder in dem bei Tische angeregten und so glücklich abgelenkten Thema; Niemand schien es aufnehmen zu wollen, Clodwig fuhr jedoch fort:

„Es ist, als ob sich jedes Volk im großen Reiche der Geschichte durch eine Idee einbürgern müsse; ich glaube, daß Amerika zu

Vollendung einer großen That berufen ist: zur Tilgung der Sklaverei von der Erde. Doch dies ist, wie gesagt, die Bethätigung einer längst vorbereiteten Idee; ja, es fragt sich: Hat Amerika ein neues Moralprincip?"

„Vielleicht ist die Nähmaschine ein neues Moralprincip," warf Prancken mit kecker Laune ein.

Man lachte.

„Es liegt doch auch ein Moralprincip in Hilf Dir selbst," schaltete Erich ein. „Bei uns in Europa wird der Mensch zu etwas gemacht durch ein Erbe oder durch die Gunst eines Fürsten; der Amerikaner will nichts werden durch Andere, sondern nur das, wozu er sich selbst ohne Hülfe eines Andern machen kann. Und gegenüber jenem Glauben, der die Menschen wie ein Speditionsstück durch einen Mittler an den himmlischen Bestimmungsort befördern läßt, ist help your self wichtig. Du, Mensch, bist kein Koffer mit Gesetzen wohl verschnürt und von der geistigen Zollbehörde plombirt und versichert, Du bist ein lebendiger Passagier auf dieser Erde und mußt auf Dich selbst Acht haben. Help your self! Es spedirt Dich Niemand. Wir Deutschen haben schon ein annähernd ähnliches Sprüchwort, das heißt: Jeder muß seine Haut selbst zu Markte tragen."

„Darf ich auch etwas fragen?" ließ sich Roland vernehmen.

„Frage nur," ermunterte Erich.

„Als ich den Herrn Grafen vom Erbe der Bildung sprechen hörte, wollte ich fragen: woher wissen denn wir, daß wir in der Bildung stehen?"

Der Jüngling sprach mit Bangen, Erich ermuthigte ihn und Roland fuhr fort:

„Vielleicht halten die Chinesen oder die Türken uns für Barbaren."

„Du wünschest also," half Erich weiter, „ein untrügliches Zeichen, woran ein Volk, eine Zeit, eine Religion, ein Mensch erkennen kann, ob sie in der Strömung der großen weltgeschichtlichen Bildung sich befinden?"

„Ja, das meine ich."

„Das ist freilich schwer zu bestimmen. Ich glaube aber, man darf sagen: Wir wissen, daß wir im Mittelpunkt oder vielmehr im Fortsetzungspunkt der Bildung stehen, weil wir Erbe der Vergangenheit, weil wir von Persern, Juden, Aegyptern, Griechen

und Römern aufnehmen und weiter führen; Türken und Chinesen, die das nicht thun oder nicht thun können, sind ausgeschieden und sterben in sich ab. Es ist kein Stolz, wenn wir Deutschen uns in die erste Reihe der Bildung stellen, denn es gibt kein Volk, das mehr die Arbeit der Menschheit in sich aufnimmt und weiterführt als das deutsche oder sagen wir das germanische, denn auch Dein Geburtsland schließt sich an."

Das Auge Clodwigs und das Rolands ruhte auf Erich, jetzt sahen sie einander an und Clodwig faßte die Hand Rolands und hielt sie fest.

Eine Zeitlang herrschte Stille.

Die Damen ließen bitten, man möge sich in den Saal begeben. Dort sang ein jovialer österreichischer Officier, der eine Kaufmannstochter aus der nahen Handelsstadt in den Adelsstand erhoben hatte, scherzhafte Lieder; Prancken, der bei einem Taschenspieler viele Kunststücke erlernt hatte, ließ sich erbitten und gab dieselben zum Besten, und endlich spielte auch noch der Musiker auf der alten Geige Clodwigs.

Sonnenkamp erfaßte die günstige Gelegenheit, da er allein mit Clodwig in einer geschützten Ecke des großen Saales saß; er fing zunächst an, von der freundlichen Theilnahme zu reden, die Clodwig für Roland habe. Behutsam ging er weiter, und es lag ein rührend altväterischer Ton in der Art, wie er sagte, daß er für sich selber im Leben nichts mehr zu wünschen habe, es sei nur sein einziger Wunsch, Roland für alle Zeiten in eine sichere Ehrenhaltung zu bringen.

Clodwig zweifelte nicht, daß er im Umgang und im Unterrichte Erichs eine Weltanschauung und Führung gewonnen habe und noch weiter gewinnen werde, die ihm in sich Haltung gebe und ihm einst die Gemeinschaft der Edlen sichere.

An dieses Wort „die Gemeinschaft der Edlen" knüpfte nun Sonnenkamp an. Er hatte nicht umsonst die Naturgeschichte der Bestechung studirt, Clodwig mußte damit bestochen werden, daß man ihn ins Gründungscomité nahm und ihm ideale Dividende gab. Aber Clodwig that beständig, als ob er nicht verstehe, wohin Sonnenkamp ziele, und dieser wurde dadurch so verwirrt, daß er statt Clodwig geradezu um Mitwirkung zu bitten, ihn um Rath fragte. Clodwig rieth ihm entschieden ab, sogar mit den scharfen Worten, daß es nicht wohlgethan sei, in eine absterbende Insti-

tution einzutreten, in der man doch nie heimisch werde. Sonnenkamp mußte verbindlich danken. Clodwig ergriff schickliche Gelegenheit, sich unter die andern Gäste zu mischen.

Man fuhr bei hellem Tage heimwärts, die Gastfreunde gaben noch ein Stück Weges das Geleite. Sonnenkamp ließ Roland sich zur Mutter und Fräulein Perini setzen, er wollte den Mißmuth seiner Frau, die oft auf das große Perlencollier Bella's gestarrt hatte, nicht noch einmal über sich ergehen lassen; er nahm Erich zu sich in den Wagen.

„Das also ist die deutsche Gesellschaft! In unserm Herrn Wirth steckt ein alter Professor," sagte Sonnenkamp.

Nach einer Weile lobte er den Takt Erichs, daß er vor Roland, der noch so jung sei, seine Freundschaft zu Clodwig und dessen schöner Gattin in so zurückhaltender Form erscheinen lasse. Die Hand auf die Schulter Erichs legend, fügte er hinzu:

„Junger Mann, ich könnte Sie beneiden; ich weiß wohl, Sie werden Alles verneinen, aber ich gratulire Ihnen. Der alte Herr hat Recht: hilf Dir selbst ist kein Moralprincip."

Erich konnte nichts als entschieden ablehnen; er fühlte sich dabei innerlich schwer bestraft für einen flüchtigen, wenn auch nur im leisesten Gedanken begangenen Fehl.

Sonnenkamp war verdrießlich. Jetzt ist er in das Streben nach einer Sache gerathen, wo Selbsthülfe nicht ausreicht; er mußte sich von Anderen helfen lassen. Er wollte eine auszeichnende Ehrenstellung. Das ist nicht wie Erringen eines Besitzes, Erwerben von Geld und Gut; die Ehre geht nur aus einer Gemeinsamkeit hervor, hier mußten Andere helfen, und der Erste und Vorzüglichste, der mitwirken sollte, war spröde und ablehnend.

Achtes Capitel.

Und wieder und wieder kamen Zerstreuungen, die den Unterrichtsgang durchbrachen. Frau Ceres aber war glücklich, denn jetzt kam die Gelegenheit, ihren ganzen Schmuck zu zeigen, und Fräulein Perini strahlte, als sie die Kiste öffnen konnte, die von Paris ankam; nur zwei solcher Kleider sollte es auf Erden geben, das eine besaß die Kaiserin, das andere Frau Ceres.

Nach dem Gastmahle auf Wolfsgarten war Sonnenkamp anerkannt und nun erging auch an ihn eine Einladung des Weingrafen zur Hochzeitsfeier seiner Tochter mit dem Sohne des Hofmarschalls.

Erich hatte viele Mühe, seinen Zögling vom beständigen Reden über das große Fest zurückzuhalten, denn Roland wußte von dem Feuerwerk zu erzählen, das auf dem Rhein und auf den waldigen Bergeshöhen abgebrannt werden sollte. Jeden Morgen sagte er: „Wenn nur das Wetter schön bleibt.“ Oftmals fuhr er auch mit Prancken aus und kam erst nach mehreren Stunden aufgeregt wieder; er verhehlte offenbar etwas vor Erich, und dieser vermied es, ihn auszuforschen.

Am Tage des Festes war auch der General eingetroffen, den man beim Besuch in der Residenz kennen gelernt.

Es war noch heller Mittag, als man in drei Wagen nach dem Hause des Weingrafen fuhr. In einem Wagen saß Frau Ceres mit dem General, so aufgebauscht und umfangreich, daß der General in einem Strom von Kleidern schwamm; im zweiten offenen Wagen saß Sonnenkamp mit Fräulein Perini und Prancken, der heute in voller Uniform mit zwei Orden ankam, denn er wollte mit der Familie Sonnenkamps als deren Zugehöriger eintreten. Sonnenkamp sprach nicht davon, aber man sah ihm an den Augen an, wie dankbar er dem jungen Mann war, der nicht nur den General zu seinem Gaste gemacht, sondern ihn eigentlich auch in die Gesellschaft einführte. Im dritten Wagen saß Roland mit Erich.

Eine große Wagenreihe hielt vor der Villa des Weingrafen, die breit und stattlich an der Landstraße lag, rechts und links waren wohl angelegte schattige Gärten. Der General führte Frau Ceres am Arme. Man wurde von reich gallonirten Bedienten nach dem Garten gewiesen; auf den Gängen waren hüben und drüben schön geordnete wohl duftende Blumenwände. Als man die Stufen zum Garten hinunterstieg, stand der Weingraf da und bat den General, ihm den Arm der Frau Ceres zu überlassen. Im Garten wandelten verschiedene Gruppen oder saßen an schönen Plätzen.

Die Gattin des Weingrafen, eine große wohlbeleibte Frau, hatte nicht umsonst gehört, daß man sie der Kaiserin Maria Theresia ähnlich fand; sie war heut ganz gekleidet wie Maria Theresia und trug ein schönes Diadem von Brillanten.

Sonnenkamp wurde dem Brautpaare vorgestellt; der Bräutigam sah sehr ermüdet aus, die Braut dagegen, mit einem Rosenkranz im Haar, erschien äußerst belebt; man bedauerte, daß Manna nicht auch bei dem Feste war.

Der Hofmarschall-Vater freute sich, Herrn Sonnenkamp hier wieder zu treffen und auch die Bekanntschaft seiner Gattin und seines Sohnes zu machen, von dem er so viel gehört habe. Es war eine Decoration für den ganzen Abend, da der Hofmarschall offenbar absichtlich etwas laut sagte, wie noch gestern an der fürstlichen Tafel sehr ehrenvoll von Herrn Sonnenkamp die Rede gewesen sei. Frau Ceres erhielt den Platz neben dem Hofmarschall; noch trug sie den weißen Mantel über ihrem schmuckreichen Gewande.

Der Weingraf, heute mit mehreren Orden geschmückt, ging hin und her. Er war ein Mann von guten Manieren, der in beständigem Verkehr mit der Aristokratie aller europäischen Länder gestanden hatte. Zur Napoleonischen Zeit, damals als lustiger Weinreisender für das elterliche Haus, war er von dem umsichtigen Metternich zu mancherlei Missionen benutzt worden, die er mit großem Geschick ausführte. Es gab kaum einen französischen Heerführer, den er nicht gekannt, ja mit Napoleon selbst hatte er zwei Mal Unterredungen gehabt.

Der Weingraf hatte drei Söhne und drei Töchter; die älteste war bereits an einen adeligen Officier verheiratet. Von den drei Söhnen war einer in Amerika verschollen; er hatte dem Vater viel Geld durchgebracht; ein zweiter war Mitglied des Theater-Orchesters in einer mitteldeutschen Hauptstadt, und man sagte, er habe seinem Vater geschrieben, daß er seinerseits den Adel nicht annehme. Der dritte Sohn, der Weincavalier, hatte die Adelssache mit großem Eifer betrieben und war glücklich darüber.

Der Weingraf benahm sich heute mit der größten Liebenswürdigkeit, und im ganzen Behaben des schlanken, noch leicht sich bewegenden Greises mit dem schneeweißen Haare war eine ungewöhnliche Spannkraft; er ging von Gast zu Gast und hatte zu Jedem ein schickliches Wort; er empfing überall Glückwünsche und zwar doppelte, denn am heutigen Tage hatte ihn der Fürst geadelt. Er dankte bescheiden, er konnte sich sagen, daß er diese Würde schon vor Jahrzehnten hätte erlangen können, aber damals war in der Welt ein gewisser patriotischer Schwindel, daß selbst

ein Weinreisender davon ergriffen war. Er erwiderte beständig, daß ihn die hohe Gnade seines Fürsten überaus glücklich mache.

Sonnenkamp lächelte immer still vor sich hin, er sah es voraus, wie man bald auch ihm so huldigen werde, und er machte sich bereit, die Huldigungen mit bescheidener Dankbarkeit entgegenzunehmen.

Frau Ceres war in peinlicher Verlegenheit, sie saß neben dem Hofmarschall, der, als er fand, daß kein Gespräch bei ihr haften wollte, sie still neben sich sitzen ließ.

Auch für sie kam endlich das Glück, denn die Cabinetsräthin trat ein; sie war überaus erfreut, ihre Freundin hier zu treffen, und der Hofmarschall überließ ihr den Platz neben Frau Ceres.

Bald kam auch Bella. Selbst in diesem Kreise, wo Viele ihres Gleichen waren, erschien sie in einer gewissen Bevorzugung. Sie war sehr huldvoll gegen Frau Ceres und bat sie sogar, ihr den Arm zu geben und mit ihr nach dem Gartensalon zu gehen, wo die überaus reiche Ausstattung der Braut ausgestellt war. Man hörte von den Zurückkehrenden Ausrufe der Bewunderung, man sah auch Blicke des Neides.

Frau Ceres trug mit großem Ungeschick ihr langes Schleppkleid, während Bella es in beiden Händen zierlich hielt und anmuthig dahinschritt, als ob sie durch leichte Wolkenwellen dahinschwebte.

Sonnenkamp wurde von dem russischen Fürsten Valerian zutraulich begrüßt, er reichte ihm die Hand; Sonnenkamp war sehr erfreut; aber Alles war plötzlich wie mit Asche bestreut, da der russische Fürst sagte:

„Ich habe es vergessen, Sie müssen mir noch Genaueres über die Art der Sklavenbehandlung erzählen; ich fürchte, ich treffe keine mehr, wenn ich mich zu meiner amerikanischen Reise entschließe."

Er wendete sich bald ab, da ihm der General vorgestellt wurde. Sonnenkamp fühlte sich doch etwas neu und verlassen in diesem Kreise; seine Mienen erheiterten sich wieder, als er Bella und Frau Ceres so zutraulich mit einander gehen sah.

„Sie haben ja die Gräfin kaum begrüßt," sagte er zu Erich.

„Ach, ich denke ganz Anderes," erwiderte Erich. „Ich möchte wissen, wie unser neuer Baron hier seinen Dienern sagt: Johann, Peter, Michel, von heut an nennt Ihr mich gnädiger Herr oder Herr Baron! Er muß sich doch höchst lächerlich vorkommen."

„Vielleicht ist Doctor ein schönerer Titel. Wird man vielleicht mit ihm geboren?“ erwiderte Sonnenkamp scharf.

Er wurde aber plötzlich freundlich, denn Bella kam näher und sagte zu ihm:

„Wissen Sie, Herr Sonnenkamp, wozu wir eigentlich hier sind und was diese ganze Festlichkeit bedeutet? Es ist einfach ein Taufschmaus und es ist ein schöner Scherz von unserm gnädigen Fürsten. Der Weinhändler hat sich so lange um den Adel bemüht und bringt jetzt sogar seine Tochter als Opferlamm dar, so daß der Fürst nicht umhin konnte, ihn zu gewähren. Ist es nicht prächtig, daß er ihm endlich den Namen gab: Herr von Endlich?“

Es war lustig, wie sie ausmalte, daß es schön wäre, wenn so ein alter Täufling plötzlich rufen würde: Ich will nicht diesen Namen, ich will einen andern!

Zu Erich gewendet, schilderte sie ihm die ganze Gesellschaft mit zutreffenden, wenn auch boshaften Kennzeichen. Sie zeigte auf einen älteren Mann mit großem Schnurrbart und schilderte überaus heiter, daß der Mann, der ein pensionirter protestantischer Pfarrer war, seine Freiheit damit bekunde, daß er sich einen Schnurrbart wachsen ließ und sich nur noch hellfarbig kleide. Am übermüthigsten spottete sie über eine Gruppe junger Mädchen, denen man ansah, daß sie die schwere Frisur auf ihrem Kopfe fühlten; die Friseure aus dem Badeorte und der Festung waren seit dem frühesten Morgen von Landhaus zu Landhaus geeilt, um die Köpfe der jungen Mädchen gesellschaftsmäßig aufzuzäumen. Bella wußte den Mädchen nachzuahmen, wie Eines dem Andern zuflüsterte:

„Bitte, habe ich mein Chignon noch? ...“

Besonders possierlich wies sie auf einen großen langen Engländer, der mit einer dicken Frau und drei schlanken, mit langen Locken versehenen, überaus bunt gekleideten Töchtern erschienen war. Er lebte im Winter in der Residenz, im Sommer in einem Landhause; er verbrachte seine Tage mit Angeln, die Töchter mit Zeichnen; er galt für sehr reich und sein Reichthum hatte eine seltsame Quelle. Vor Jahren war ein Bruder der Frau nach Botany Bay deportirt worden; als geschickter Kaufmann wußte er von dort aus ein großes Exportgeschäft zu etabliren, und daher stammte der große Reichthum der Familie.

Bella war von einer Munterkeit und Frische, die ihren Zauber

nicht verfehlte. Sie zeichnete Erich mit offenbarer Absichtlichkeit vor der ganzen Gesellschaft aus.

Erich vermochte das Gefühl nicht unterdrücken, daß er ein Unrecht an ihr begangen. Er hatte das scharfrichterliche Urtheil, den seelischen Sectionsbefund des Doctors über Bella angehört und es wäre doch seine Pflicht gewesen, entschieden dagegen anzukämpfen. Wie wenn er etwas abzubitten hätte, blickte er sie an.

Graf Clodwig, der sich zu dem Kreise gesellte, konnte nicht umhin, zu bemerken, daß er immer wieder staunend sehe, wie viele abenteuerliche Existenzen sich hier am Ufer des Rheins ansiedeln. Der Major stand bei Seite und blickte Herrn Sonnenkamp an, als wollte er sagen: Ich bitte Dich, thu's doch nicht auch; bleib bei uns. Lieber als die schönsten Bonbons, die ich mit heim bringe, wär' mir's, wenn ich Fräulein Milch sagen könnte: Es ist nicht wahr, was man Herrn Sonnenkamp nachsagt. Denn wieder hatte Fräulein Milch das streng bewahrte Geheimniß sofort erfahren.

Erich erbarmte sich des Majors, der heute ungewöhnlich verdüstert aussah, und es gelang ihm, den Grund der Verstimmung zu erfahren, denn der Major sagte:

„Es ist, wie wenn ein Christ ein Türke würde! . . . Ja, lachen Sie nur, Fräulein Milch hat Recht: Das schöne Geld, das viele Geld, das mit so viel Mühe erworben wurde, wird nun dem Adel nachgeworfen, und da lassen sie uns Bürgerliche stehen und wollen nichts mehr von uns wissen.“

Erich drückte dem Major still die Hand und dieser fragte:

„Aber wo ist denn Roland?“

Ja, wo ist Roland? Roland war bald nach dem Eintritt verschwunden und nirgends zu sehen.

Der Abend brach allmälig herein und im dichten Gebüsch ertönte wundersam schöne Hornmusik; eine Weile waren alle im Garten Versammelten still, dann aber schien es, als ob gerade die Musik um so gesprächsamer machte.

Erich suchte Roland, aber Niemand konnte ihm Auskunft geben, wo er sei.

Die Musik verstummte im Garten; die Nacht brach herein. Auf dem Balcon des Hauses erschien ein mittelalterlich gekleideter Trompeter und schmetterte Signale in die Luft; die Gesellschaft begab sich in das Haus, die Treppen hinan in den großen Saal und in die anstoßenden Gemächer.

Hier waren ganz vorn zwei große Lehnstühle mit Blumen bekränzt, dort mußte sich das Brautpaar niedersetzen; hinter ihm war eine Reihe von Stühlen für die Aeltesten und Vornehmsten aus der Gesellschaft.

Frau Ceres erhielt einen Platz neben Bella; sehr geschickt hatte sich Fräulein Perini zu ihr gedrängt und zupfte sie jetzt am Mantel. Frau Ceres verstand, und alle Blicke, die sich auf das Brautpaar gewendet hatten, kehrten sich nun ihr zu. Solch einen Schmuck — einen Kranz von Kornähren, deren Körner große Diamanten — solch ein Kleid, über und über mit Perlen und Brillanten besetzt, hatte man noch nie gesehen; ein Wispern ging durch die Versammlung, das sich lange nicht beruhigen wollte.

Frau Ceres stand an ihrem Stuhle wie festgezaubert, bis Bella sie bat, sich niederzulassen. Lächelnd sah diese auf den reichen Schmuck der Frau Ceres: Mag sein! Das kann die Amerikanerin anlegen, aber einen solchen Hals und einen solchen Nacken, wie sie, kann sie nicht anlegen!

Nun zeigte sich, daß die eine Wand nur ein Vorhang war; er ging in die Höhe, Winzer und Winzerinnen erschienen, verkündeten singend und sprechend das Lob des Hauses und überreichten zuletzt den Myrthenkranz.

Der Vorhang fiel; Alles war voll Entzücken. Man wollte sich erheben, aber eine Stimme hinter dem Vorhange rief:

„Bitte noch um einige Geduld!"

Bald ging der Vorhang wieder auf, nur ein feiner Flor blieb und hinter ihm sah man Apollo unter Hirten und Winzern, und Apollo war Roland. Zweimal mußte der niedergelassene Vorhang wieder erhoben werden, denn Alles war in Entzücken über das Bild, besonders über die Erscheinung Rolands.

Bella nickte Erich, der an der Seite stand, frohlockend zu, aber Erich sah sie nicht, denn er fragte sich: wie wird das auf Roland wirken? Es dauerte nicht lange, so kam Roland in seiner gewöhnlichen Kleidung in die Gesellschaft, er wurde allseitig gepriesen und fast auf Händen getragen.

Frau Ceres wurde beglückwünscht, einen solchen Sohn zu haben, der eine wahre Göttererscheinung sei; man bedauerte wiederholt, daß nicht auch ihre Tochter bei dem Feste sei. Frau Ceres nahm Alles sehr freundlich hin und sagte beständig: „Ich danke ergebenst, Sie sind sehr gütig." Das hatte sie Fräulein Perini gelehrt.

Neue Säle öffneten sich, die Tische waren gedeckt, man setzte sich nieder.

Roland suchte Erich.

„Und Du allein sagst mir nichts?“ fragte er.

„Du hast gut ausgesehen und Dich ruhig gehalten.“

„Ach,“ fuhr Roland fort, „es hat mir schwere Mühe gekostet, Dir etwas zu verbergen, und noch mehr Anstrengung, in diesen Tagen aufmerksam zu sein; aber ich wollte Dich überraschen.“

Erich ermahnte Roland nur, sich im Weine mäßig zu halten, und Roland war so voll Glückseligkeit, daß er, dem man einen Platz am Brauttische vorbehalten hatte, es vorzog, neben Erich zu sitzen, um ihm zu zeigen, daß er sich mäßige.

Prancken, der in Gemeinschaft mit dem Portraitmaler die lebenden Bilder angeordnet hatte, war an diesem Abend eigenthümlich bewegt, denn es schwirrte ihm durch den Kopf, daß er die schöne Tochter des Weingrafen hätte heiraten können; hier war zwar auch frischlackirter Adel, aber Alles war hier durchsichtiger; das gibt nun eine anmuthige Wittwe, oder noch besser, eine angenehme, unglückliche Frau. Er verscheuchte indeß den Gedanken und sagte sich, daß er Manna liebe.

Als vormaliger Kamerad des Bräutigams und als Freund des Hauses brachte Prancken den Toast auf das Brautpaar aus, er sprach gut und was das Beste war, in humoristischem Tone.

Ein Böllerschuß verkündete, daß das Feuerwerk beginne. Man begab sich nach der Veranda und in den Garten.

Neuntes Capitel.

Ohne daß es Erich merkte, stand Bella neben ihm.

„Sie sind heut ungewöhnlich ernst,“ sagte sie leise.

„Ich bin nicht an rauschende Feste gewöhnt.“

„Ich meine immer, Sie hätten mir etwas zu sagen,“ lispelte sie noch leiser.

Erich schwieg und Bella fuhr fort:

„Geht es Ihnen auch so, daß, wenn Sie Nächstbefreundete in großer Gesellschaft sehen, Sie sich wie in der Fremde vor-

vorkommen, ja wie mit einem Strome kämpfend, in den man versunken ist?"

Ein Ausruf allgemeinen Staunens ertönte plötzlich.

Eine Raketengarbe wurde abgebrannt, dazu tönte Musik und vom jenseitigen Berge antwortete eine Trompete im Widerhall. Weit hinaus sah man die Menschen aus den Dörfern und Städten am Ufer stehen und ihre Gesichter erglänzten.

„Ach," rief Bella, als es wieder dunkel geworden, „wir sind doch Alle Sklaven! So sollte man leben können, das wäre Leben, wie eine Feuerrakete in die Luft! Dann komme Nacht und Tod, du bist willkommen!"

Erich zitterte; er wußte nicht, wie es geschehen war, er hielt die Hand Bella's fest.

Jetzt stiegen helle Feuer vom Strome und von den Bergen auf, es war, wie wenn alle Menschen, die weit hinaus am Strome dreinschauten, die Hand Erichs in der Bella's sehen mußten. Erich zuckte zurück. Da trat der Fürst hinzu, Bella gab ihm sofort den Arm. Erich stand allein, er sah Bella am Arme des Fürsten auf der Landstraße vor dem Hause auf- und abwandeln, er besann sich, ob er nicht zu Bella gesagt: Ich liebe Dich. Es war ihm, als hätte er laut gesprochen, und doch konnte es nicht sein. Feuerräder, der Namenszug des Brautpaares, Leuchtkugeln stiegen auf, und zuletzt stieg aus einem Kahn vom Rhein eine große goldene Weinflasche in die Höhe, zerplatzte in der Luft und streute Leuchtkugeln wie einen Sonnenregen aus. Musik erscholl und vom Ufer tönte ein Jubel, als ob die Wellen plötzlich Stimme gewonnen.

In Erich wirbelte es, er wußte nicht mehr, wo er war. Da fühlte er plötzlich einen Arm, der sich in den seinigen legte. Es war Clodwig. Erich fühlte sich unwürdig, ein Wort zu sprechen, und nur innerlich gelobte er sich: Eher schieße ich mir eine Kugel in das Herz, ehe es noch ein einzigmal in solcher Regung erbeben sollte!

Clodwig sprach von Roland und wie er durchaus nicht billigen könne, daß man Roland in eine fremde Existenz dränge. Erich antwortete zerstreut. Clodwig glaubte, daß Erich von dem Vorhaben wisse, dieser aber deutete es nach dem militärischen Beruf und dabei war er zerstreut und innerlich bebend.

Erich vermied es, bei Bella sich zu verabschieden.

Es war spät, als man wieder nach der Villa zurückkehrte. Der

Cabinetsrath und dessen Gattin fuhren mit und übernachteten auf der Villa Eden.

Die Cabinetsräthin saß mit Sonnenkamp und Prancken im Wagen; es war natürlich von dem glänzenden Fest die Rede und daß die alte, berühmte Weinfirma nun erlöschen würde, der Weingraf wollte seinen gesammten Vorrath versteigern lassen. Die Cabinetsräthin berichtete, daß Bella ihr vertraut habe, sie lade in den nächsten Tagen die Mutter Erichs und die Tante zu Gaste; Prancken that, als ob er dies schon wisse; in der That aber war er überrascht. Jetzt, da man nun allein war und sich nicht zu scheuen hatte, betonte die Cabinetsräthin, daß Niemand leichter und unbefangener die Ertheilung der neuen Würde an Herrn Sonnenkamp anregen könne als die Professorin. Es wurde nicht gerade beschlossen, aber es wurde doch Herrn Sonnenkamp das Vorrecht der Gastfreundschaft zugesprochen; er sollte Mutter und Tante nach Villa Eden einladen.

Sonnenkamp lächelte in sich hinein, denn er hatte noch einen weiteren Plan, zu dem er die Professorin verwenden konnte. Der General hatte wiederholt betont, daß die Mutter Erichs eine vertraute Freundin seiner Schwester sei, die als Oberin auf der Klosterinsel lebte. Es war ein Doppelgriff, der nun zu thun war.

Im dritten Wagen saß Erich wieder bei Roland, sie waren still und der Wagen fuhr langsam. Da rief eine Stimme am Wege:

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“

Erich ließ anhalten, es war der Küfer, der Sohn des Krischers, der des Weges kam; er brachte Erich einen Gruß von Herrn Knopf aus Mattenheim und erzählte, daß er heute dort gewesen, denn sein Vater habe Knopf als Entlastungszeugen gebeten zu der auf morgen anberaumten Schwurgerichts-Verhandlung.

Roland rieb sich die Augen und schaute hin und her, als blickte er in eine fremde Welt. Er bat den Küfer, er solle zu ihnen in den Wagen sitzen; der Küfer dankte und erzählte, wie es ihm gewesen sei, als er, über die Höhe von Mattenheim kommend, aus dem Walde tretend, plötzlich drunten am Rhein die wunderlichen Feuer am Himmel aufsteigen sah und er eben dort stand, wo das Echo von den Böllerschüssen widertönte. Er reichte Erich die Hand, Roland gab er sie nicht.

Als nun die Beiden weiterfuhren, sagte Roland:

„Also der Krischer hat in seinem Gefängniß die Böllerschüsse auch gehört und vielleicht auch das Feuerwerk gesehen? Ach, er hat nicht einmal einen Hund bei sich, mit dem er sprechen kann. Wie oft habe ich ihn früher bedauert, daß er so Tag und Nacht durch die Felder wandern muß. Jetzt wird er sich nach dieser Ermüdung sehnen. Und derweil er im Gefängniß sitzt, wächst Alles fort da draußen und die Diebe, die Hasen und die Füchse merken, daß Niemand ihre Löcher so gut weiß wie der Krischer, und ich glaube doch, er ist unschuldig. Ach, warum muß es denn arme und unglückliche Menschen geben, warum ist nicht die ganze Welt glücklich?"

Zum ersten Male sah sich Erich genöthigt, Roland zu ermahnen, seinem Vater nichts davon mitzutheilen, daß er heute so an den Krischer und an die Armen und Unglücklichen gedacht.

Erich war sicher und beruhigt; die so viel belobte Erscheinung als Apollo hatte dem Gemüthe Rolands nichts geschadet.

Zehntes Capitel.

„Was wären wir, wenn wir vor Gericht stehen müßten mit unseren innersten Gedanken?"

Das hatte Erich geschrieben in der Beantwortung eines zierlichen Briefes, den ihm Bella geschickt hatte. Und jetzt, als sie vor dem Bilde stand, das sie nun vollenden wollte, war's, als spräche das Bild diese Worte.

In dieser Secunde that sich ihr ganzes Leben vor ihr auf.

Die Tage der Kindheit — es ist kein festes Bild von ihnen da. Die Lehrer lobten sie wegen ihrer schnellen Fassungskraft, eine französische Bonne wurde entlassen, eine strenge Engländerin ins Haus genommen; Bella lernte Sprachen geläufig und gute Manieren schienen ihr angeboren. Schon früh bewunderte man ihre witzigen Einfälle, sie hörte sie oft wiedererzählen; das schmeichelte ihrer Eitelkeit und tödtete ihr frühe schon die Unbefangenheit.

Frauen und Männer, die ins Haus kamen oder denen man da und dort begegnete, lobten vor ihren Augen und Ohren ihre Schönheit. Sie wurde gefirmt, aber die heilige Handlung erschien

ihr nur als das Zeugniß, daß sie nun aus der Kinderstube entlassen werde, die kurzen Kleider ablegen und lange tragen dürfe. Als sie zum Altare ging, beherrschte sie vor Allem der Gedanke: Du bist die Schönste.

Der Vater gab nach und schon im nächsten Winter, erst vierzehn Jahre alt, wurde Bella in die Gesellschaft eingeführt. Sie war eine glänzende, viel umworbene Erscheinung; Alles rühmte, daß ein Duft der Jugendlichkeit auf ihr liege, der Entzücken verbreite. Aber schon früh zeigte sich eine gewisse Kälte, man nannte sie spöttisch das Meerfräulein, und in ihrem Auge war, wenn man so sagen darf, ein kaltes Feuer.

Selbst der regierende Fürst zeichnete sie aus. Von dem ersten Hofball bewahrte sie noch ein Tanzkärtchen wie ein Heiligthum, auch das Bouquet lag vertrocknet dabei.

Es bildete sich eine ununterbrochene Kette von Huldigungen. Bella, immer mit treffenden Antworten bereit, war eine Belebung der Gesellschaftskreise. Als sie noch Kind war, lobte man ihr ins Antlitz ihre Schönheit, nun, da sie erwachsen war, rühmte man offen oder hinter ihrem Rücken, aber so, daß sie es erfuhr, ihren ungewöhnlichen Geist. Man forderte sie zu scharfen Bemerkungen und Urtheilen heraus, man trug sich ihre Witzworte zu. Dazu kam ihr Ruf, daß sie viel gelernt habe, und ihr frisches lebhaftes Clavierspiel, vor Allem aber ihre Zeichnenkunst machte sie zum Wunder der Gesellschaft. Manchem jungen Mädchen, das nach ihr in die Gesellschaft eingeführt wurde, wurde sie zum Muster vorgestellt.

Noch nicht sechzehn Jahre alt, hatte sie schon manchen Bewerber um ihre Hand abgelehnt. Sie hörte lächelnd von der Verlobung des Einen und des Andern, denn sie konnte sich sagen, Den hättest Du besitzen können, wenn Du gewollt.

An ihrem siebzehnten Geburtstage, der durch ein Morgenständchen von der Gardemusik gefeiert wurde, hätte man den Blick der großen Augen Bella's verändert sehen können; denn als sie von den Tönen der Musik erwachte, erhob sich in ihr ein Gedanke, der nie mehr wich. Und dieser Gedanke war: ich glaube nicht an Liebe, all das Singen und Sagen von der Macht der Liebe ist eitel Tradition!

Nicht wenig hatte zu dieser Kenntniß die Lehre der Mutter beigetragen, die ihr schon früh die Liebeskraft entwurzelte, indem

sie ihr beständig vorhielt: was man Liebe nennt, sei nichts als gemachte Empfindung.

Die Mutter selber spielte noch gern mit den Huldigungen der Männerwelt. Wenn man von einem Balle aus einer großen Gesellschaft heimkam, konnte die Mutter ihrer Tochter während des Auskleidens in eigenthümlich naiver Weise erzählen, wie der und jener ihr heute gehuldigt. Das war gewiß höchst lehrreich für das Kind; und Bella hatte in der That nie Jemand geliebt, sie konnte es nur nicht ertragen, daß sich der nicht unterwerfe, dem sie sich zuneigte.

Seltsam stand daneben die Einflüsterung einer Cousine der Mutter, die oft halb bitter, halb ernst Bella zuflüsterte: Die rechte Liebe ist nur die, die sich einem Manne geringen Standes zuwendet. Wenn Du den Professor, in dessen Atelier Du arbeitest, wenn Du Deinen Musiklehrer oder Deinen Sprachlehrer lieben würdest, das wäre wirkliche Liebe. Bella aber erschien eine Zuneigung zu einem Lehrer, als ob man einen Livreebedienten, ja als ob man ein Wesen anderer Art lieben und zum Gatten wählen sollte.

Bella hatte viele Talente, nur nicht das der Liebe.

An jenem siebzehnten Geburtstage hatte sie zum ersten Male jenen kalten, gläsernen Blick, der über die Menschen hinwegsieht, als wären sie nur Schatten. Seit jenem Tage war's, als ob etwas in ihr erstarrt wäre, was nie mehr zum Leben erwachen sollte.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, zog sie sich, nachdem das Trauerjahr um ihre verstorbene Mutter vorüber war, erkältet und abgestumpft von der Gesellschaft zurück; sie ließ sich dazu nur noch bisweilen wie zu einer lästigen Pflicht bestimmen. Sie studirte, zeichnete, musicirte, sie unterhielt sich mit Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern, und dabei war etwas Starres in ihren Mienen und ihrem Augenstrahl, wenn sie nicht Witzworte umherschleuderte, die immer einen um so auffälligeren Eindruck machten, da Bella eine mit ihrer Erscheinung in Widerspruch stehende tiefe Männerstimme hatte.

Es erregte großes Aufsehen, als man vernahm, daß Bella den Widerspruch des Vaters gebrochen hatte, der es nicht zugeben wollte, daß ihre jüngere Schwester vor ihr heirate. Vor dem Altare stand Bella neben ihrer Schwester und durch deren Brautschleier hindurch sah sie das feurige braune Auge des vor Kurzem verwittweten General-Adjutanten auf sich gerichtet. Sie zuckte mit

den Lippen. Du wirbst vergebens um mich, dachte sie und freute sich dieses Stolzes. Zerbrechen, zerstören, Seelen peinigen, anlocken und wegwerfen, das war ihre Lust. Sie hatte zum Vater gesagt: Ich möchte wohl heiraten, wenn man etwas mögen kann, was man doch nicht will. Aber vor den Altar hintreten und auf Leben und Tod Ja sagen! . . . Ich erschrak, als ich die Schwester das sagen hörte, ich meinte, ich müßte dagegen rufen: „Nein! nein! nein!" Und ich stehe nicht für mich, daß ich nicht vor dem Altar unwillkürlich Nein sagen würde.

Sie erbot sich selbst zur Begleitung einer kranken Prinzessin, die nach Madeira reisen mußte. Die Prinzessin starb und Bella kehrte zurück. Sie lächelte, als man ihr erzählte, daß der General-Adjutant bereits verheiratet sei. Sie konnte es nur gerecht finden, daß die Bewerbungen um sie allmälig nachließen, aber es ärgerte sie doch.

Wiederum reiste sie frei und selbständig mit zwei Engländerinnen durch Italien und Griechenland. Lutz, der jetzige Courier Sonnenkamps, war ihr Courier gewesen. Sie verweilte einen ganzen Winter in Konstantinopel. Die bösen Zungen der Residenz sagten damals, sie suche einen Mann von Stellung, was er sonst sei, wäre gleichgültig; sie werde einen graubärtigen Pascha heiraten. Bella kehrte zurück und erschien nun in der Gesellschaft meist in Sammetkleidern.

Da trat die Bewerbung Clodwigs ein, und Verlobung und Hochzeit war im Zeitraum von vier Wochen. Bella zog sich mit ihrem Gatten nach Wolfsgarten zurück; sie war durch die Ehe nicht anders geworden, die Vollendung, die die Ehe dem weiblichen Wesen gibt, war ihr versagt. Clodwig hatte sich eine müde Seele genannt, so nannte sie sich auch.

Hier im hochgelegenen Landhause mit dem Ausblick in die reiche Landschaft wollten sie ausruhen.

In der ersten Zeit fühlte Bella sich demüthig und bescheiden; in sich befriedigt und abgeschlossen war nun das Leben. Gleichmäßig flossen die Tage dahin. Clodwig war aufmerksam, mittheilend und voll Huldigung; Ruhe und Beständigkeit waltete in seinem Geiste. Bei jedem persönlichen Begegnen war er überaus rücksichtsvoll und zart, einzelne Heftigkeiten, die oft in leidenschaftlich gesteigerten Worten sich kundgaben, zeigten sich nur da, wenn er über allgemeine Zustände, besonders über die Führung

des Staatslebens sich aussprach. Bella sah darin nur eine gerechte Aufregung, denn Clodwig hatte ein ganzes Leben in einer lahmen Zeit und in den kleinlichen Verhältnissen eines Zwergstaats aufbrauchen müssen, während er doch zu Größerem, Weltbewegendem geschaffen schien.

Clodwig klagte sich oft an, weil er beständig das Vertrauen aufrecht erhalten habe, daß sich die Idee selbst vollende; nun erst zu spät sehe er ein, wie man rücksichtslos eingreifend wirken müsse. Sobald er aber sich den Menschen näherte und namentlich wenn er in den Hofkreis eintrat, war er wieder mild und vergebend. Clodwig war voll Bewunderung für die Talente seiner Frau, wenn er aber manchmal bescheiden tadelte und ihr einzelne Oberflächlichkeiten und Halbheiten zur Erkenntniß zu bringen suchte, konnte sie sich innerlich empören; sie hatte nie die Wahrheit, sondern immer nur Huldigungen vernommen. Diese pedantischen Zurechtweisungen, wie sie es nannte, verletzten sie, aber sie unterdrückte das in sich. Die Welt sollte sie nicht eine Secunde unglücklich sehen; die Spötter sollten den Triumph nicht haben.

Nun war in ihren Lebenskreis ein Mann getreten, der sie empörte, und sie sprach das auch offen gegen Clodwig aus. Sie hatte mit Eifer gegen seine Ansiedlung in der Nachbarschaft gewirkt, da nun aber Clodwig beständig mit schwärmerischer Güte das Wesen dieses Mannes hervorhob, ja gegen ihren Willen ihn an sich zog, gab sie sich dem Wohlgefühl des belebenden Umganges hin.

Ihr Lebenlang war Bella noch keine Stunde mit sich selbst unzufrieden gewesen, sie bereute nie, was sie gethan, denn sie sagte immer: Du warst in dem Moment, als Du es thatest, gewiß dazu berechtigt.

Bella erschien gerne glänzend, ein Grundtrieb in der Regsamkeit ihres Geistes war Neugierde, sie wollte in alle Wissensgebiete eindringen, aber nichts drang ihr umbildend in die Seele; es ging sie eigentlich nichts an. Man muß nur Alles kennen. So hatte sie sich auch in eine nähere Beziehung zu Erich eingelassen, sie wollte nur wissen, was da empfunden wird. Zu ihrem Schrecken gewahrte sie, daß sie gefangen und festgehalten war . . .

So stand nun Bella vor dem noch immer nicht vollendeten Bilde; sie war tief ärgerlich auf sich. Sie war fertig mit der Welt gewesen, und nun noch einmal solch eine unreife und wahnwitzige Bewegung, denn unreif und wahnwitzig mußte sie die Regung

nennen — und konnte doch nicht davon loskommen. War's, weil es ihr Selbstgefühl verletzte, daß sie zum ersten Mal die Hand ausstreckte, die nicht empfangen wurde?

Ihr großes Auge funkelte.

Sie verließ rasch das Atelier; sie ging nach ihrem Ankleidezimmer. Dort stand sie vor dem großen Spiegel und löste ihr reiches Haar auf, sie starrte in den Spiegel und auf ihren gepreßten Lippen lag die Frage: Bist Du denn schon so alt? — Sie öffnete die Lippen wie ein Fieberkrankes, wie ein Verschmachtendes, das trinken will. Ihre Augen strahlten in unheimlichem Glanze, und sie sagte sich: Du bist schön, Du bist frei genug, Dich selbst zu betrachten wie ein Fremdes. Aber was soll diese unreife, diese wahnwitzige Bewegung?

Sie nahm die langen Strähnen ihres Haares in beide Hände und hielt sie unter dem Kinn über einander; zum ersten Male gewahrte sie, daß sie der Büste der Medusa droben im Erkerzimmer ähnlich sah. Wild frohlockend wendete sie den Kopf hin und her.

„Ja, ich will Medusa sein! Er soll versteinert, zerbrochen, zermalmt werden! Er soll vor mir knieen und dann will ich ihn mit Füßen treten!“

Sie erhob den Fuß, aber schnell schlug sie sich beide Hände vor das Gesicht und Thränen quollen ihr aus den Augen.

Zerknirschung und leidenschaftliche Aufregung, Stolz und Demuth kämpften in ihr und es war, als ob das, was damals unter jener Morgenmusik erstarrt war, plötzlich sich auflöste und entfaltete wie ein lang verschlossener Blumenkelch. Eine Sehnsucht erwachte in ihr — eine Sehnsucht nach der Heimat wie in einem bösen Kinde, das von den Eltern in den Wald entlaufen ist; sie hatte ein Verlangen nach einem Ort, wo sie still geborgen und gehegt, nach einer Heimat. Wo ist sie? wo?

Sie verlangte nach einer Seele, vor der sie ihre ganze Seele ausschütten konnte.

Es schauderte sie, allein zu sein; sie klingelte nach der Kammerfrau und ließ sich schön ankleiden.

„Sag' mir, wie alt ich bin. Weißt Du's noch?“ fragte sie plötzlich.

Die Kammerfrau erschrak über diese Frage; sie fand nicht schnell die Antwort, da fuhr Bella fort:

„Ich war nie jung.“

„O, gnädige Frau, Sie sind es noch und haben nie besser ausgesehen als jetzt.“

„Glaubst Du?“ sagte Bella und warf den Kopf zurück.

Sie erschien sich wie gefangen; sie verließ das Haus und ging durch den Garten. Ohne daß sie es gewollt, stand sie im Erdgeschoß bei den ausgegrabenen Alterthümern und in ihr sprach's:

Was ist dies Alles? Was sind diese Krüge? Vulcanisirte Asche! Alles Asche! Was soll diese antiquarische Topfguckerei; dieses Sammeln vergrabener Alterthümer, dieses beständige Denken und Reden von Menschheit und Fortschritt? Alles fremd, todt, eine Unterhaltung auf dem Todtenlager, kein Leben, keine Hoffnung, keine Zukunft, nie in den Tag hinein, immer in die Nacht hinein, in die Nacht der Vergangenheit und in die märchenhafte Menschheits-Idee! Aber ich bin nicht Vergangenheit, nicht Menschheits-Idee! Ich bin der heutige Tag, ich will der heutige Tag sein!

Sie sah zweien Schmetterlingen zu, die auf den Blumen hin und her flogen und dann in die Luft hinein, sich neckend, zu einander fliegend, sich trennend, sich wieder suchend.

Das ist Leben! rief es in ihr. Das ist Leben! Sie graben keine Alterthümer aus, sie leben nicht mit Alterthümern.

Da kam eine Schwalbe daher gesaust, haschte einen Schmetterling und verschwand.

Was hast du nun, armer Schmetterling, von deinem Leben?

Drunten über dem Rhein verflogen die Rauchwolken der Dampfschiffe und Bella dachte:

Wer auch so verfliegen könnte! Unser Lebensathem ist nichts als eine Flocke Rauch mit den Tausenden von Flocken des Athems, und das nennt man Leben und es verweht wie die Tausende . . :

Die Kinder der Arbeiter auf dem Gute kamen aus der Schule, sie grüßten die gnädige Frau.

Bella starrte sie an.

Was wird aus diesen Kindern?

Wie sich vor sich selbst verbergend, begrub sie ihr Antlitz in einem Blüthenbusch. Sie verließ den Garten. Draußen sah sie im Hof den Tauben zu. Die schöne Schwalbentaube war so spröde, fraß so ruhig und achtete nicht auf das verliebte Gegurgel; dann flog sie auf die Dachfirste und putzte sich die Federn. Der Täuberich flog ihr nach, aber sie schüttelte den Kopf und flog davon.

Bella sah, wie ein Knecht Ochsen ins Joch spannte. Er legte

zuerst ein Polster auf das Haupt des Thieres und dann das hölzerne Joch darauf.

Das ist die Welt! Das ist die Welt! sprach's in ihr. Ein Polster zwischen Joch und Haupt, ein Polster von sublimen Gedanken, von gemachten Empfindungen!

Der Knecht staunte, da die gnädige Frau so dreinstarrte und ihn jetzt fragte:

„Thut's ihnen nun auch nicht weh?"

Er verstand die Frage nicht, sie mußte sie wiederholen und erhielt die Antwort:

„Dazu ist der Ochs da und weiß nichts anders. Seitdem der gnädige Herr das Doppeljoch hat abschaffen lassen und Jeder sein besonderes Joch hat, sind sie freilich schwerer zu regieren, aber sie ziehen auch leichter als im Doppeljoch."

Bella zuckte.

„Doppeljoch — besonderes Joch," tönte es vor ihr und plötzlich war es ihr, als wäre es Nacht, sie selber nur ein Gespenst, das hier umher wandle. Dieses Haus, dieser Garten, diese Welt, Alles ist Schattenreich . . .

Es war beklemmend schwül, Bella glaubte, sie könne kaum athmen. Da zog ein frischer Luftstrom über die Höhe, ein Gewitter stieg unversehens herauf und kaum war Bella im Hause, als es losbrach mit Blitz und Donner und vom Winde gejagtem Regen.

Sie stand am Fenster und sah hinaus ins Weite und dann wieder auf einen hohen Eschenbaum, dem der Wind die Zweige auseinander zerrte und den Stamm hin und her bog. Der Baum neigte sich nach dem Hause, als müsse er hier Hülfe suchen. Bella dachte in sich hinein: Jahre um Jahre wurzelt der Baum hier und gedeiht, kein Sturm kann ihn ausreißen und ihm die Aeste knicken. Weiß er, daß dieser Sturm vorübergehen und ihn nur neu beleben wird?

„Erich!" sagte sie plötzlich laut vor sich hin. Da trat Clodwig ein und sagte:

„Liebe Frau, ich suche Dich."

Bella fuhr es tief in die Seele, als sie sich „liebe Frau" nennen hörte. Clodwig zeigte ihr einen Brief an die Professorin, durch den er sie nach dem Wunsche Bella's zu einem mehrwöchentlichen Besuche auf Wolfsgarten einlud.

„Schicke den Brief nicht ab," sagte sie, den Blick Clodwigs

vermeidend, „laß uns wieder allein sein; ich wünschte jetzt keine Unruhe durch die Familie Dournay."

Clodwig erklärte, daß eine solche Frau nicht Unruhe, sondern schöne Gemeinsamkeit bringen und daß man auf angenehme Weise oft Erich bei sich sehen werde. Bella schwieg.

Das Wetter hatte nachgelassen; Bella öffnete das Fenster, ein erfrischender Luftstrom zog ein. Sie hielt den Brief in der Hand; das war das Gewitter, Blitz, Sturm, Regen und Donner, die heut durch ihre Seele gezogen und jetzt lauter Erquickung wurden. Sie sagte sich, daß der Umgang mit der edlen Frau ihr wieder das eigene Selbst geben werde, ja einen Augenblick ging es ihr durch die Seele, daß sie der Mutter Alles bekennen und sich von ihr halten lassen wolle. Nebenher aber ging wie eine zweite Melodie der Gedanke, daß das nicht nöthig sei; es würde sich leicht fügen, daß Erich nach Wolfsgarten käme, und der Verkehr mit ihm lenkt sich dann wol in ruhige Bahn zurück.

Hastig schrieb Bella einige Zeilen unter den Brief ihres Gatten. Eben, als man den Brief schließen wollte, kam der Doctor; auf den Wunsch Clodwigs fügte er gleichfalls einige Worte hinzu.

Elftes Capitel.

Noch brauste der Kopf von dem Knattern und Prasseln des Feuerwerks, noch flimmerten die wunderbaren Lichtgarben, tönte Hörnerklang in der Erinnerung, als man am Morgen sich rüsten mußte, um Zeugniß vor Gericht in Sachen des Diebstahls abzulegen.

Prancken blieb mit den Gästen auf der Villa zurück; er hatte den Auftrag übernommen, ihnen das neu angekaufte Landhaus zu zeigen.

Sonnenkamp, Roland und Erich, dazu der Castellan, der Kutscher Bertram, der Obergärtner, das Eichhörnchen und zwei Gartenknechte machten sich auf nach der Festungsstadt zum Schwurgerichte. Man kam am Hause des Weingrafen vorüber, der nun Baron von Endlich hieß. Hier sah man noch die Pflöcke und da und dort die Hülsen eines abgebrannten Feuerkörpers; das ganze

Haus war verschlossen, die Familie schlief zum ersten Male den Schlaf des Adels.

Man kam zeitig in der Festungsstadt an.

Sonnenkamp ging nach dem Telegraphenamt, um von dort aus Depeschen abzusenden, darunter auch eine an die Professorin nach der Universitätsstadt.

Roland und Erich spazierten noch eine Weile vor die Stadt hinaus rheinaufwärts; Alles war voll Frische und bewegten Lebens, aber die Beiden sprachen kein Wort. Sie kehrten in die Stadt zurück, sie kamen an der Fruchthalle vorüber; da war jetzt lebhaftes Marktgewühl und über Rolands Antlitz ging ein schmerzliches Zucken, als er sagte:

„Damals ... damals war es ganz anders wie heute. Glaubst Du nicht, daß unter den Sängern auch Schelme gewesen sind, vielleicht ärger als die dort im Gefängnisse?"

Es schmerzte Erich tief, daß Roland so früh die Bitterniß und den Zwiespalt des Lebens erkennen mußte.

Sie gingen mit einander nach dem Gerichtsgebäude.

Der Präsident und die Richter traten ein, sie setzten sich auf eine Erhöhung, rechts saßen die Geschwornen, links die Vertheidiger und die Angeklagten; die Tribüne war voll Zuhörer, denn man war begierig, den geheimnißvollen Herrn Sonnenkamp öffentlich sprechen zu hören, und wer weiß, was man sonst noch erfährt.

Auf der Bank der Angeklagten saßen das Erdmännchen Nicolas, der Reitknecht und der Krischer. Das Erdmännchen schnupfte sehr eifrig, der Reitknecht schaute keck um, der Krischer hielt sich die Hand vor die Augen.

Nicolas sah wohlgenährt aus, die Gefängnißzeit schien ihm gut gethan zu haben; er schaute im Saale fast vergnüglich um, wie wenn er sich geschmeichelt fühle, daß so viele Menschen sich um ihn bemühen. Der Reitknecht, der sich sehr gut frisirt hatte, betrachtete die Versammlung mit verächtlichem Blicke.

Der Krischer war tief abgehärmt, er rückte von seinen Mitangeklagten weg, und wenn ihm das Erdmännchen etwas zuflüstern wollte, wehrte er unwillig ab. Er schaute hinauf nach dem Zuhörerraum, dort sah er seine Frau, zwei seiner Söhne und seine Töchter, der Küfer war nicht dabei. Die Kinder schienen gewachsen in der Zeit, da er sie nicht gesehen, und sie hatten ihre Sonntags-

kleider an, um die Schande — nein, gewiß die Ehre ihres Vaters mit anzusehen.

Unruhig rückte der Krischer auf der Bank hin und her und sagte mit den Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, etwas hinauf zu seiner Frau. Er sagte ihr in Gedanken: sei ruhig, es dauert nur noch ein paar Stunden, dann gehen wir mit einander heim.

Auf der Bank der vorgeladenen Zeugen saßen Sonnenkamp, Erich und Roland.

Roland hatte den Platz zwischen dem Vater und Erich und schmiegte sich an diesen wie furchtsam.

Der Anklageact wurde verlesen. Sonnenkamp wurde zuerst vernommen, um die entwendeten Gegenstände als sein Eigenthum zu erkennen.

Roland richtete sich auf, da er seinen Vater so gut und so mild sprechen hörte.

Sonnenkamp bedauerte, daß Menschen ins Unglück kämen, aber Gerechtigkeit müsse walten.

Er wurde entlassen, er verließ den Saal.

Der Obergärtner mußte als Zeuge vortreten, man hörte seine Aussage kaum. Erst als Erich aufgerufen wurde, trat wieder Stille und Aufmerksamkeit ein.

Erich erzählte den Hergang. In seiner Stimme war ein nur von ihm empfundenes Zittern, da er hier vor dem öffentlichen Gerichte seinen Aufenthalt auf Wolfsgarten erwähnte. Er faßte sich und erklärte, daß der Krischer allerdings mit Bitterkeit über den Unterschied von Reich und Arm gesprochen habe; er betheuerte indeß, daß er den Mann keines gemeinen Verbrechens fähig halte.

In der ganzen Versammlung erregte es ein seltsames Flüstern, als Erich erzählte, wie der Krischer ihm die Frage vorgelegt habe: Was würden Sie thun, wenn Sie Millionen besäßen? Die Frage war nun hinausgegeben in alle Welt.

Knopf wurde vorgerufen.

Er legte zuerst ein schriftliches Zeugniß des alten Herrn Weidmann vor; der Krischer hatte mehrere Jahre bei ihm als Knecht gedient und er gab ihm das Zeugniß eines Mannes, der keines Betruges, viel weniger eines Verbrechens fähig sei. Dann setzte Knopf aus Eigenem hinzu, wie der Krischer über manche Dinge grübele, die er nicht bewältigen könne.

Roland wurde vorgerufen; hochaufgerichtet trat er vor die Stufen des Gerichts; der Krischer nickte ihm zu.

Da Roland noch nicht eidesmündig war, durfte er nicht schwören; es machte aber einen guten Eindruck, als er mit freier Stimme sagte, sein Wort gelte ihm wie ein Eid.

Er erkannte die gestohlenen Sachen als die seinen; er glaube, daß die Zimmer des Vaters verschlossen gewesen seien, doch würde er sich nicht erlauben, das zu beschwören, weil er mehrere Tage vor dem Diebstahl nicht in die Nähe jener Räume gekommen sei. Und jetzt, ohne darum gefragt worden zu sein, sprach er seine Ueberzeugung aus, daß der Krischer keinen Theil an dem Verbrechen haben könne.

Der Krischer stand bei diesen Worten auf; der hinter ihm sitzende Landjäger mußte ihm die Hand auf die Schulter legen, daß er sich wieder setze.

Nochmals wurde Erich vorgerufen, um Näheres darüber anzugeben, daß sich der Krischer wenige Tage vor dem Einbruchsdiebstahl das ganze Haus hatte zeigen lassen. Als Erich sich wieder setzte, erhob sich Roland und fragte:

„Herr Präsident, darf ich noch ein Wort sprechen?"

„Sprechen Sie," erwiderte der Präsident aufmunternd, „sprechen Sie ganz wie Sie wollen."

Mit festem Schritt trat Roland vor; er hatte die volle Mannesstimme, da er jetzt ausrief:

„Ja, er hat oft geklagt, daß Ein Mensch darbe und der andere prasse. Aber noch öfter hat er gesagt: die Hand müsse verdorren, die unrecht Gut festhält. Kann das ein Mensch und dann selber nächtlicher Weile in ein fremdes Haus eindringen und stehlen? Ich bitte, ich beschwöre Sie inständig, sprechen Sie es aus: dieser Mann ist so unschuldig wie Sie Alle, wie ich!"

Er hielt inne und stand noch wie festgebannt, eine Weile war es still, athemlos in der ganzen Versammlung.

„Haben Sie noch etwas zu sagen?" fragte der Präsident.

Roland schien jetzt zu erwachen; er erwiderte:

„Nein, weiter nichts. Ich danke."

Er kehrte zu Erich zurück, der ihm still die Hand festhielt; die Hand Rolands war eiskalt, sie erwarmte in der seinen. Auf der andern Seite faßte auch Knopf nach der Hand seines ehemaligen

Zöglings, aber er konnte sie nicht fassen, denn er mußte die Brille abthun; die Brille war naß geworden, große Thränen waren ihm aus den Augen geronnen.

Die Verhandlungen waren kurz. Es ergab sich, daß der Krischer nichts davon wußte, daß man in der Hundehütte Werthgegenstände vergraben hatte. Er hatte dem Kutscher nur aus Gutmüthigkeit ein Nachtquartier gegeben. Der Kutscher und das Erdmännchen konnten nicht mehr läugnen, der Eine suchte nur die Schuld des Einbruchs auf den Andern abzuwälzen.

Die Geschwornen zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück; bald traten sie wieder in den Saal und der Altmeister, der unter den Geschwornen war und den man zum Obmann erwählt hatte, verkündete, die Hand aufs Herz gelegt, den einstimmigen Wahrspruch:

Unschuldig gegen den Flurschützen Claus, genannt Krischer; schuldig auf alle Fragen gegen Nicolas und den Reitknecht.

Der Krischer wurde sofort in Freiheit gesetzt.

Draußen vor dem Gerichtssaal, als Frau und Kinder ihn umringten — jetzt war auch der Küfer da — drängte sich Roland durch, faßte die Hand des Krischers und drückte sie fest.

Der Krischer wehrte Alle ab; er sagte, er müsse zum Sohne Weidmanns, der unter den Geschwornen gewesen. Dieser kam gerade; der Krischer rief, der junge Weidmann möge seinem Vater sagen, daß Alles weggewischt sei, weil die ganze Welt vernommen habe, wie der Herr Weidmann von ihm denke.

Erich bat den jungen Weidmann, den Vater von ihm zu grüßen; er werde bald den versprochenen Besuch auf Mattenheim machen.

Knopf stand unter einer Gruppe Menschen und bat, sie möchten doch Roland nicht loben, das werde ihn verderben. Und vor lauter Abwehren, daß Andere sich nicht zu Roland drängen, kam er nicht dazu, ihm die Hand zu reichen.

Nun erschien auch Sonnenkamp. Er grüßte nach allen Seiten, dann ging er auf den Krischer zu und glückwünschte ihm. Er rief Roland beiseite und sagte ihm, er möge mit Erich allein zurückfahren; er müsse noch in der Stadt bleiben und auf ein Telegramm warten.

Roland bat und drängte, der Krischer und seine Familie sollten sich in seinen Wagen setzen.

Der Krischer verneinte. Er ging mit Frau und Kindern hinaus vor die Festung und als er am Rheines-Ufer stand und die weite Landschaft sich wieder vor ihm aufthat, rief er, die Hände erhebend:

„O lieber Gott, wie schön ist Dein Himmel, Dein Wasser, Deine Weinberge und Deine Felder! Wenn ich nur wüßte, warum Du das verteufelte Geld in die Welt hast kommen lassen."

„Daß man einen guten Schoppen trinken kann," rief der Aichmeister, der hinzugetreten war. „Komm mit in die Schippe."

Aus seiner Rührung heraus ließ sich's der Krischer gern gefallen, mit in das Wirthshaus „zur goldenen Schippe" zu gehen.

Man saß behaglich beisammen, als Erich und Roland im Wagen vorüberfuhren; der Krischer hielt ihnen zum Fenster hinaus das Glas entgegen, sie hielten an. Roland bat nochmals, daß der Krischer sich zu ihm in den Wagen setze. Jetzt willfahrte er und stieg mit seiner Frau ein; die Kinder waren voraus heimwärts gegangen.

Im Triumph führte Roland den Befreiten durch die Stadt, durch die Dörfer. Die Frau schaute immer verschämt vor sich nieder, weil sie so in einer Kutsche fahre; der Krischer aber schaute frei drein und sagte nur manchmal:

„Es ist Alles gut gewachsen ohne mich."

Zwölftes Capitel.

Dieselbe Sonne, die auf Wolfsgarten schien, wo Bella heftig mit sich kämpfte, dieselbe Sonne, die durch die herabgelassenen grünen Rollvorhänge im Gerichtszimmer auf die Bank der Angeklagten schien, schimmerte auch durch die Jalousien in die stille Wohnstube der Professorin in der Universitätsstadt. In der Clavierecke beim Blumenfenster saß die Mutter Erichs bei stiller Arbeit und dachte ihres Sohnes. Er hatte ihr getreulich Bericht erstattet, dann aber um Entschuldigung gebeten, wenn seine Briefe unregelmäßig und hastig seien; er müsse eine Zeit lang sich selbst vergessen und Alles, was ihm gehöre. Anfangs war mehrmals von Clodwig und Bella die Rede gewesen und wie er sich bei

den Freunden so heimisch fühle; dann wurde Bella gar nicht mehr erwähnt.

Seit dem Besuche, den Clodwig und Bella in der Universitätsstadt gemacht, gewannen die Briefe Erichs für die Mutter eine neue Betrachtnahme. Tante Claudine, die nur selten sprach, hatte die Mutter daran erinnert, wie Bella ein Jugendbild Erichs mit ungewöhnlichem Interesse betrachtet habe; die Mutter, die das auch gefunden, hatte darin nur das Interesse der Künstlerin gesehen, da das Bild von einem berühmten Künstler gemalt und Bella als Portraitmalerin von nicht gewöhnlicher Bedeutung bekannt war. Nun aber, wenn Erich von Wolfsgarten schrieb, hatte sie immer seltsame Wendungen gefunden, und wenn er Wolfsgarten gar nicht erwähnte, war ihr dies noch auffälliger.

Die beiden Frauen lebten in den Wohnräumen fast so still und lautlos, wie die Blumen, die unter ihren Augen wohlgediehen; seit dem Besuche von Clodwig und Bella war es, als wäre von der alten Ruhe etwas genommen. Hatte Bella solch einen Einfluß gehabt und etwas von der stillen Ruhe mitgenommen?

Es war am Mittag, da brachte der Briefbote einen Brief von Clodwig. Die Buchstaben waren fein und geordnet, kein Strich mit Hast, aber auch keiner mit besonderer Beflissenheit geführt, Alles floß gleichmäßig und die Zeilen waren so gut auseinander gehalten und doch ohne Raumverschwendung. Schon das Anschauen des Briefes erweckte Wohlgefallen und ebenso bestimmt und ruhig war Inhalt und Form des Ausdrucks. Er sagte, daß die Professorin ihn zu Dank verpflichten würde, wenn sie der Einladung zu einem mehrwöchentlichen Besuche Folge leisten wollte. Er berief sich auf die freundliche Beziehung zu ihrem verewigten Gatten und die schöne Erneuerung derselben in dem Verhältniß zu Erich. Zuletzt wies er auf ihre beiderseitige persönliche Bekanntschaft hin, indem er hinzufügte, er habe in seinem langen Leben noch nie eine herzliche Anmuthung empfunden, die nicht auch erwidert wurde; er bitte daher, ihn nicht noch in seinen alten Tagen zu beschämen.

Darunter hatte Bella mit großen Zügen und in hastiger Schrift die Bitte geschrieben, daß die Professorin und Claudine ihr die Ehre eines Besuches gönnen sollten; sie sagte, sie schreibe nur wenige Worte, in der festen Zuversicht, daß es ihr vergönnt sei, in traulichem Gespräche sich zu ergehen.

Der Doctor erbot seinen ärztlichen Beistand und fügte hinzu, daß es seinem jungen Freunde Erich Wahrung und Richtung sein werde, wieder dem Blicke seiner Mutter zu begegnen.

Dieses Wort gab der Professorin viel zu denken; sie war entschlossen, der Einladung Folge zu leisten. Da klopfte es wieder, die Depesche Sonnenkamps wurde gebracht.

Noch hatte die Professorin sie kaum gelesen, als ein schwerer Schritt die Treppe herauf kam. Der Major trat ein.

Die Professorin erschrak, sie erkannte ihn nicht, sie sah nur den gerötheten Kopf mit dem kurzen schneeweißen Haar und das Ordensband auf seiner Brust. Im ersten Augenblick war's ihr, als ob ein Gerichtsbote käme, der irgend etwas Erich Gefährdendes auszuführen hätte. Der Major machte es auch nicht besonders geschickt, indem er sofort sagte:

„Frau Professorin, ich komme als Execution. Aber ich soll Sie nicht aus dem Paradies treiben, sondern im Garten Eden einsperren.“

Er hatte sich das so ausgedacht während der Fahrt und mit stummer Lippe vor sich hin gesagt; jetzt kam es so ungeschickt heraus, daß die gute Frau sich vor Zittern kaum aufrichten konnte.

Der Major rief:

„Bleiben Sie nur sitzen, mit mir macht man keine Umstände, das wissen alle Menschen. Ich störe keinen Menschen in seiner Ruhe; mir ist's am liebsten, man bleibt sitzen, wenn ich komme. Geht's Ihnen nicht auch so? Da hat man die Sicherheit, daß man nicht stört.“

„Kommen Sie von meinem Sohn?“

„Ja, auch von ihm. Sehen Sie, ich bin gerade Keiner von den Besten, aber auch Keiner von den Schlechtesten; Eines kann ich mich rühmen, nie in meinem Leben habe ich einen Menschen beneidet, aber wie Sie da gesagt haben: mein Sohn — darum hab' ich Sie beneidet. Und nun gar, wenn ich einen solchen Sohn hätte wie Sie!“

Der Major übergab Briefe von Sonnenkamp und der Cabinetsräthin; er wünschte, daß sie sofort gelesen würden, denn sie ersparten ihm das Reden.

Die Professorin las, hieß ihn nochmals willkommen und rief die Schwägerin.

Die Jalousien nach der Straße wurden geöffnet, der volle Lichtstrom drang herein und beschien heitere Gesichter.

„Was wollen wir thun?“ fragte Tante Claudine.

„Da ist von Wille keine Rede mehr; wir folgen der Einladung.“

„Zu wem?“

„Natürlich zu Herrn Sonnenkamp.“

„Recht so,“ schmunzelte der Major.

Es war noch Mancherlei vorzubereiten, ehe man abreisen konnte. Der Major versprach, daß Joseph nachkommen und Alles bringen sollte; kein Zwirnsfaden solle vergessen werden. Er zog sich zurück, um in einigen Stunden wiederzukommen, er hatte ja hier Bundesbrüder zu begrüßen.

Am Mittag fuhr der Major mit den beiden Frauen dem Rheine zu, und er war so stolz und glückselig, als hätte er die Kriegskasse des Feindes erobert.

Dreizehntes Capitel.

Erich und Roland fuhren mit dem Krischer und seiner Frau. Als man an der Gemarkung des Krischers ankam, ließ er anhalten und stieg aus.

„Nein, hier fahre ich nicht,“ sagte er. Es schien Mancherlei in der Seele des Krischer zu wirken: die Gerichtsverhandlung, die Gemüthserregung beim Anblick der freien Natur nach wochenlanger Gefangenschaft, die Fahrt im Triumph ...

Still ging er dahin, er nahm eine Scholle von einem frischgepflügten Felde, trug sie eine Zeitlang in der Hand, dann warf er sie weg.

„Also ich bin unschuldig?“ murmelte er vor sich hin. „Wenn ein Armer krank gewesen ist und gesund wird, ist er wieder ein gesunder Armer, weiter nichts ...“

Auch Erich und Roland waren ausgestiegen und gingen mit den Beiden zu ihrem Hause. Da rief es plötzlich aus dem Weinberge; der Siebenpfeifer kam daher mit der Hellebarde, die der Krischer als Zeichen seines Feldhüteramtes geführt hatte. Er übergab sie dem Krischer und geleitete die Heimkehrenden.

Die Hunde im Hofe bellten und die Vögel in der Stube sprangen hin und her und zwitscherten durcheinander, da ihr Herr wiedergekommen war. Die Schwarzamsel übertönte Alles, denn sie sang: Freut Euch des Lebens — bei der zweiten Zeile aber blieb sie stecken. Der Krischer schaute Alles an, als wenn er eben erst erwache.

Endlich saß die ganze Familie um den Tisch und aß die ersten neuen Kartoffeln, die eine Nachbarin vorsorglich gesotten hatte. Noch nie hatte Roland eine Speise so geschmeckt. Er führte fast allein das Wort; er erzählte, wie er auf seiner Reise zu Erich bei den arbeitenden Frauen am Weinberge Kaffee getrunken habe; mit großem Geschick wußte er den Frauen nachzuahmen und auch dem Winzer, der Amerika kein Geld für Zucker geben wollte.

Roland, der die ihm gestohlene Uhr zurückerhalten hatte, bot sie dem Krischer zum ewigen Angedenken. Dieser aber wollte sie nicht annehmen, selbst nicht, als Erich und der Siebenpfeifer zusprachen.

„Vater, nehmt sie nur," sagte der eintretende Küfer; er kam vom Hause des Siebenpfeifer, wo er der ältesten Tochter desselben, die er liebte, die Freisprechung seines Vaters verkündet hatte.

Der Siebenpfeifer hänselte den Krischer, daß er sich zu viel Gedanken mache und beständig daran denke, daß man reich sein könne; das sei gar nicht nöthig. Der Mensch sei freilich innen hohl, aber mehr als sich satt essen und seinen Durst löschen, und mehr als gut schlafen könne der Reiche auch nicht, und es käme gar nicht aufs Bett an, in dem man schläft, sondern daß man eben gut schläft, und in der Kutsche fahren, sei reiner Unsinn, auf seinen gesunden Spazierstöcken umhergehen, sei viel besser.

Es war auch vom Erdmännchen die Rede, und der Siebenpfeifer sagte:

„Wenn man einmal das Grab des Nicolas besuchen will, muß man eine Leiter mitnehmen."

„Warum?" fragte Roland.

„Weil er noch gehängt wird."

Der Krischer hatte es nicht gern, daß man von bösen Menschen sprach.

Der Siebenpfeifer war wieder die fröhliche Armuth. Er hatte ein Kind nach seinem Hause geschickt und eben, als einige Flaschen Wein kamen, die Fräulein Milch sendete, ertönte Gesang auf dem

Hausflur. Die ganze Orgelpfeife kam und bald sangen der Siebenpfeifer und Erich mit.

Erich drängte, daß man sich auf den Heimweg mache. Als man vom Dorfe auf die Hauptstraße ablenkte, kam ein Wagen daher, daraus gewinkt wurde, und die mächtige Stimme des Majors rief:

„Bataillon halt!"

Sie hielten an; im Wagen saß der Major mit der Mutter und Tante.

„Das ist das Einzige, was ich mir jetzt hätte wünschen mögen," rief Roland. „Herr Major, der Krischer ist freigesprochen, er ist unschuldig!"

Sie stiegen aus, die Mutter umarmte Roland und ihren Sohn, und Erich ging mit seiner Mutter am Arme, die an der andern Seite Roland an der Hand führte, nach der Villa, während die Wagen hinterdrein folgten. Der Major bot der Tante den Arm, aber sie lehnte ihn ab; sie entschuldigte sich, es sei eine Eigenheit von ihr, daß sie sich nie führen lasse.

„Ist eigentlich auch besser ... Fräulein Milch hält's auch so. Sie werden sie kennen lernen ... werden gute Freundinnen werden, verlassen Sie sich darauf. Unbegreiflich, woher sie Alles erfährt! Sie hat gewußt, daß Graf Clodwig Sie eingeladen hat. Aber wir haben auch Kriegslist, wir sind ihm zuvor gekommen. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt das, man sagt nur so."

Die Mutter konnte nicht sprechen, das Herz war ihr zu voll.

Auf der Villa war freundlicher Willkomm. Die Cabinetsräthin umarmte und küßte die Professorin; Frau Ceres ließ sich entschuldigen. Als es Nacht wurde, kam auch Sonnenkamp.

Der helle Mond schien, als Erich und Roland die Mutter und Tante nach dem rebenumrankten Häuschen geleiteten. Und hier auf dem Balcon faßte die Mutter nochmals still die Hand Erichs und sagte:

„Wenn Dein Vater Dich sähe, er würde sich mit Dir freuen. Du hast noch Deinen guten und reinen Blick."

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Das Beste, womit ein Menschenherz sich erfüllt und erquickt, ist Mutterliebe. Alle Liebe der Menschen muß erworben, erobert und verdient, über Hindernisse hinweg erkämpft und bewahrt werden; die Mutterliebe allein hat man immer, unerworben, unverdient und allzeit bereit.

Warum hat Roland solch eine Mutterliebe nicht vollauf?

Erich stand früh am Bette Rolands; es war nie nöthig, daß er ihn weckte, sobald er ihn mit vollem Blicke betrachtete, wachte Roland auf. Jetzt öffnete er die großen Augen und sein erstes Wort war:

„Deine Mutter ist da!"

Der Tag wurde neu geweiht, denn Erich und Roland gingen zuerst, um die Mutter zu begrüßen. Ihr milder ruhiger Geist hatte etwas Segnendes in jedem Worte, in jeder Handbewegung, in jedem Augenstrahl und sie selbst war es, die die Ordnung und stetig sich fortsetzende Pflicht anrief, indem sie den Beiden sagte, sie würde es als Beweis der Liebe und Herzensfestigkeit betrachten, wenn sie ihre Arbeit fortsetzten heute, wie gestern.

So saßen die Beiden bald wieder bei ihrer Arbeit.

Wie eines neuen Geschenkes wurde man sich am Mittage bewußt, daß die Mutter da war. Man fand sich im Garten zusammen; Frau Ceres war nicht sichtbar, sie ließ sich durch Fräulein Perini entschuldigen. Sonnenkamp lächelte, denn er wußte,

daß Frau Ceres nicht daran dachte, sich entschuldigen zu lassen. Fräulein Perini that dies aus eigener Machtvollkommenheit, und sie that wohl daran, denn das störrige Wesen der Frau Ceres wehrte sich gegen die ihr aufgedrungene Gesellschaft. Fräulein Perini bemühte sich offenbar mit großer Beflissenheit, der Frau Professorin sich so angenehm als möglich zu machen.

Die ehrende Auszeichnung, die die Cabinetsräthin der Professorin widmete, gab dieser eine Ehrenstellung, die sie vielleicht allmälig errungen, die ihr nun aber sofort wie durch einen allerhöchsten Erlaß zuerkannt wurde; denn die Cabinetsräthin wiederholte stets, die Professorin sei ihrer Zeit die angesehenste Dame am Hofe gewesen, die man noch heute schmerzlich vermisse. Die Professorin fand sich durch solche stark aufgetragene Hervorhebung etwas beengt, aber sie war der angesehenen Frau dankbar; sie erkannte das Bestreben, ihr die abhängige Stellung und offenbare Armuth in Herrschaft und Huldigung zu verwandeln.

Selbst Fräulein Perini wurde von dem Wesen der Professorin bezwungen, denn diese Frau hatte eine sanfte Würde, einen freundlichen Glanz in ihrem Wesen, daß das Unwürdige und nun gar das Unreine keine Stätte in ihrer Nähe hatte; dabei war sie voll Begeisterung, die, durch das idealistische Leben ihres Mannes genährt, nun im Zusammensein mit dem Sohne neu auflebte.

Noch am Mittag kam ein Brief von Bella. Sie hieß die Professorin willkommen und kündigte für den nächsten Tag einen Besuch an.

Die Professorin gab Sonnenkamp in einfacher Weise zu erkennen, daß sie einen ihr gemeldeten Besuch als dem Hause ihres Gastfreundes geltend annehme.

Durch die Anwesenheit der Mutter und Tante gewann auch Erich eine neue Stellung; es schien ein Gleichgewicht zwischen ihm und seinen Angehörigen und denen Sonnenkamps sich wie von selbst festzusetzen.

Zweites Capitel.

Sonnenkamp ging nach dem Zimmer seiner Frau; sie ließ ihm durch eine im Vorzimmer wartende Kammerfrau sagen, daß sie Niemand zu sprechen wünsche. Er hörte nicht darauf und ging weiter; er traf Frau Ceres auf dem Sopha liegend, die Fenster waren verhangen. Frau Ceres sah ihn mit den großen dunklen Augen an, sie sprach kein Wort, sie reichte ihm nur die feine schmale Hand. Er küßte die Hand, dann begann er zu erklären, daß man durch den Gast, den man im Hause habe, dem Plane näher rücke, denn durch ihr Ansehen öffneten sich die Flügelthüren zu den Gemächern des fürstlichen Schlosses.

Bei der Erwähnung des Schlosses richtete sich Frau Ceres etwas auf; sie sprach noch immer kein Wort, aber ihr unruhiger Blick zeigte, wie die Hoffnung sie bewegte. Wie ein schimmerndes Märchen hatte Sonnenkamp jenseits des Meeres und auf seinen Zickzackwanderungen es seiner Frau stets als höchstes Ziel dargestellt, daß sie in die Hofgesellschaften eintreten könne, und für Frau Ceres war das, als käme sie in einen überirdischen Kreis, wo immer Alles glitzert und schimmert, und eine göttergleiche Existenz sich beständig fortsetzt. Ueberall, wohin sie kam, hörte sie von diesem Glück und sah, wie Alles nach dem Hofkreise strebte, und sie zürnte ihrem Mann, daß er ihr das schon so lange und so oft versprochen und noch nicht erfüllt hatte. Sie waren in Europa, sie hatten sich in die Einsamkeit zurückgezogen, wo die Menschen sagen, daß es so schön sei; sie aber wartete beständig, daß sie zu Hofe gerufen werde.

Warum dauert das so lang? Was sind die Menschen so fremd? Sogar Bella, die Einzige, die sich freundlich bewies, behandelte sie wie einen Papagei, wie einen fremden Vogel, an dessen schillernden Farben man sich ergötzt, mit dem man aber sonst keine Gemeinschaft hat, als daß man ihm bisweilen ein Stückchen Zucker, ein Compliment zukommen läßt. Die Erinnerung, wie sie Alles beim Feste des Herrn von Endlich überstrahlt hatte, erschien jetzt Frau Ceres ungenügend und halb.

Bei aller scheinbar äußern Trägheit und Theilnahmlosigkeit arbeitete Frau Ceres stets an einem Gedanken, und diesen hatte

Sonnenkamp in sie gepflanzt; er war stärker geworden, als er gewollt, er beherrschte das ganze Wesen seiner Frau.

Nun wußte er mit großem Geschick darzustellen, daß die Professorin — der sich selbst die Cabinetsräthin untergeordnet, weil sie die beliebteste und mächtigste Hofdame, ja die Freundin und nächste Vertraute der verwittweten Fürstin gewesen — dem ganzen Hause neuen Glanz gebe und sicher ans Ziel führe.

Sonnenkamp wußte seine Klugheit so sehr hervorzuheben, daß Frau Ceres sich endlich zu dem Worte verstand:

„Sie sind in der That sehr klug. Ich will die Mutter des Hofmeisters sprechen.“

Er gab ihr nun Lehren, wie sie sich verhalten solle, aber wie ein verzogenes Kind schrie Frau Ceres auf, schlug mit den Händen, stampfte mit den Füßen und rief:

„Ich will keine Lehren! Sprechen Sie kein Wort mehr! Bringen Sie mir die Frau!“

Sonnenkamp ging zur Professorin; er wollte ihr Verhaltungsregeln gegen seine Frau geben, aber er fürchtete jeden Hinweis und sagte:

„Meine liebe kleine Frau ist etwas verwöhnt und sehr nervös.“

Die Professorin kam zu Frau Ceres, die ruhig auf ihrem Sopha liegen blieb.

Als die Professorin sich mit Zierlichkeit verbeugte, rief Frau Ceres:

„Das müssen Sie mich lehren! So will ich mich auch verbeugen. Nicht wahr, so verbeugt man sich bei Hofe?“

Die Professorin wußte nicht, was sie antworten sollte. Ist das mehr als eine Nervöse? Ist das eine Irrsinnige? Sie gewann indeß bald Fassung genug, um sagen zu können:

„Ich kann mir recht gut vorstellen, daß Ihnen in der freien Republik unsere Formen etwas fremd erscheinen; ich finde auch, daß es besser ist, wenn man sich bei erster Begegnung die Hand reicht.“

Sie streckte die Hand aus und Frau Ceres reichte die ihrige; wie sich selbst vergessend richtete sie sich dabei auf.

„Sie sind krank, ich will Sie nicht lange stören,“ sagte die Professorin.

Frau Ceres fand es besser, wenn sie noch für krank gelte, und sagte:

„Ach ja, ich bin immer krank. Aber bleiben Sie, ich bitte.“

Und wie nun die Mutter sprach, machte der Klang ihrer Stimme, der tiefe Herzton einen solchen Eindruck auf Frau Ceres, daß sie die Augen schloß, und als sie dieselben öffnete, standen große Thränen in ihren langen Wimpern.

Die Professorin bedauerte, sie so sehr aufzuregen, aber Frau Ceres schüttelte heftig mit dem Kopf.

„Nein, nein, ich danke Ihnen. Diese Thränen lagen mir hier . . . hier!“ Sie schlug sich heftig auf die Brust. „Ich danke Ihnen!“

Die Mutter wollte sich entfernen, aber Frau Ceres stand rasch auf, warf sich vor ihr auf die Knie, küßte ihre Hand und rief:

„Beschützen Sie mich! Seien Sie meine Mutter! ich habe nie zu Jemand Mutter gesagt.“

Die Professorin war in sich zusammengeschrocken, als würde sie von einer Rasenden erfaßt. Sie richtete Frau Ceres auf und sagte:

„Mein Kind, gern wollte ich Ihnen Mutter sein. Ich bin glücklich, wenn ich hier etwas leisten kann, und will es mit Herzlichkeit thun. Nun aber, ich bitte, beruhigen Sie sich.“

Sie führte Frau Ceres wieder nach dem Sopha, legte sie behutsam nieder und deckte sie mit einem großen Shawl zu; es war ein seltsames Gewirre von weichen Kissen, in denen Frau Ceres immer eingemummt und wie vergraben lag.

Frau Ceres hielt die Hand der Mutter fest und schluchzte fortwährend.

Die Professorin pries das Glück der Frau Ceres, daß sie einen solchen Sohn wie Roland habe. Als sie erzählte, wie sie Roland getroffen, wendete sich Frau Ceres und küßte ihr die Hand. Mit ruhigem Bedacht fuhr die Professorin fort, daß sie selber eine Frau von vielen Eigenthümlichkeiten sei, mit der sich nicht so leicht leben lasse; sie habe sich zu sehr an Einsamkeit gewöhnt und fürchte, sie sei nicht jung und lebenslustig genug, um Gesellschafterin einer Frau zu sein, die Ansprüche an Glanz und Freude eines rauschenden Lebens habe.

Frau Ceres bat die Professorin, daß sie den Vorhang etwas zurückziehe, und als sie die Fremde deutlicher sah, lächelte sie; dann aber nahm ihr Gesicht mit dem feinen, halb geöffneten Munde wieder den Zug der Verdrossenheit an, der darauf

ständig geworden war; sie faßte den Fächer und fächelte sich Kühlung zu.

Endlich sagte sie:

„Sie glauben gar nicht, wie dumm ich bin, und ich wäre doch so gerne gescheidt und hätte viel gelernt; aber er hat's nicht haben wollen und hat mich nichts lernen lassen und hat immer gesagt: so bist Du mir am schönsten und liebsten. Ja, kann sein für ihn, aber nicht für mich. Wäre nicht Madame Perini so gut, ich wüßte gar nicht, was ich anfangen sollte. Spielen Sie auch Whist? Lieben Sie die Natur? Nicht wahr, ich bin sehr einfältig?"

Frau Ceres hatte vielleicht erwartet, daß die Professorin ihr widerspreche, aber sie that es nicht; sie sagte vielmehr:

„Ich habe schon ähnliche Frauen kennen gelernt wie Sie, und ich könnte Ihnen sagen, warum Sie stets unwohl sind."

„Warum? Wissen Sie das?"

„Ja, aber es ist nicht schmeichelhaft."

„Ach, sagen Sie es nur."

„Mein liebes Kind! Sie sind stets unwohl, weil Sie stets müßig sind. Hat der Mensch nichts zu thun, so gibt ihm sein Befinden zu thun."

„O, Sie sind klug," rief Frau Ceres, „aber ich bin schwach."

Sie hatte in der That etwas Wehrloses und Hülfsbedürftiges. Wie Sonnenkamp sie als zerbrechliches Spielzeug betrachtete, so war sie auch mit sich selber immer ängstlich; dabei war sie vollkommen träge, die geringste Mühe war ihr eine Last. Sie wußte nicht, ob Hören oder Sehen mehr anstrenge, doch fand sie das Letztere noch mühsamer, denn beim Lesen muß man das Buch fassen und eine bestimmte Haltung annehmen. Sie ließ sich daher von Fräulein Perini immer vorlesen; da kann man, so oft man will, einschlafen.

So war es auch jetzt.

Während die Professorin noch sprach, ließ Frau Ceres plötzlich die Hand los, sie war eingeschlafen. Die Professorin saß in dem Gemache, in dem es so reich und glänzend aussah, wie in ein Märchen versetzt; sie hielt den Athem an und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Hier sind Räthsel die Fülle. Sie wagte nicht, ihre Stellung zu verändern, denn sie fürchtete, die Schlafende zu wecken. Diese wendete sich jetzt und sagte:

„Ach, gehen Sie nun ... gehen Sie nun, ich komme bald selbst.“

Die Professorin ging.

Sonnenkamp erwartete sie vor der Thüre.

„Wie ist sie gegen Sie?“ fragte er.

„Wie ein gutes Kind,“ erwiderte die Mutter. „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Aufgeregtheit Ihrer Frau Gemalin zu beruhigen. Aber ich habe eine Bitte: fragen Sie mich nie, was wir besprochen. Soll ich das Vertrauen Ihrer Frau Gemalin gewinnen, so muß ich mit vollem Gewissen sagen können: sie spricht nur mit mir allein; was sie mittheilt, kommt nicht über meine Lippen. Wollen Sie mir versprechen, uns Frauen allein gewähren zu lassen?“

„Ja,“ erwiderte Sonnenkamp.

Es schien ihm schwer zu werden, das zu bewilligen, doch mußte er es thun.

Drittes Capitel.

Am andern Tage kam Prancken und mit dem ganzen Aufgebote seiner weltmännischen Manieren begrüßte er die Professorin. Sie ließ ihn sofort erkennen, daß sie ihn als Sohn des Hauses betrachte, und that dies mit so viel Zurückhaltung und anmuthvoller Bestimmtheit, daß er überaus beglückt war.

Als sie ihm dankte, daß er Erich solche Stellung vermittelt habe, lehnte er jeden Dank ab; es sei nur eine Abtragung der Dankesschuld gegen den verewigten Professor.

Das war ein Ton, der sofort das Herz der Wittwe gewann; sie wußte recht wohl, was die Höflichkeit übertreibe, aber sie war sich auch bewußt, daß der Kern Wahrheit war. Wer je andauernd in den Umkreis von Stimme und Blick ihres Gatten getreten, mußte, wenn er nicht ganz verwahrlost war, eine edle Regung für das Leben davon bewahren.

Prancken erzählte von seinem Schwager und seiner Schwester und wie geehrt Erich auf Wolfsgarten sei; mit einer geschickten Wendung wußte er dann zu sagen, daß er sich von der An-

wesenheit der Professorin viel Begütigung und Beruhigung in dem seit Kurzem wieder stürmisch bewegten Wesen seiner Schwester verspreche. Er deutete das behutsam an und gab nur zu verstehen, wie es eine schwere Aufgabe sei, mit einem, wenn auch hochedlen, doch viel älteren Manne zu leben, und wie unversehens eine scheinbar zur Ruhe gesetzte Bewegung das Gemüth ergreife.

Die Professorin verstand mehr, als Prancken ahnte.

Prancken konnte sich nicht enthalten, etwas von seiner religiösen Wandlung kund zu geben. Er that dies wie einen Act des Vertrauens und mit Verwahr, aber doch mit einem gewissen Nachdruck. Wie durch eine Vision sah er plötzlich diese Frau neben Manna, die ihre ganze Seele offenbarte; darum sollte sie Manna bestätigen, daß er seine innere Wandlung vor aller Welt bekannte; ja, es fiel ihm jetzt ein, daß die Oberin diese Frau im Beisein Manna's belobt hatte.

Ein Lächeln überflog seine Lippen, denn er dachte, diese Frau könnte am besten dazu verwendet werden, Manna von dem Vorsatze, den Schleier zu nehmen, abzubringen.

Im Auftrage Sonnenkamps bat er dann die Professorin, mit nach dem Landhause zu fahren, das die Cabinetsräthin — er corrigirte sich schnell und sagte, der Cabinetsrath — ankaufen wolle; sie werde gewiß das Ihrige thun, um Herrn Sonnenkamp eine so angenehme Nachbarschaft verschaffen zu helfen. Der Einwand der Professorin, daß sie ja hier kaum zur Ruhe gekommen, wurde schmeichelhaft abgelehnt.

Der Wagen fuhr vor.

Die Cabinetsräthin und Sonnenkamp saßen im Wagen, die Professorin mußte mit nach der Villa fahren. Man war unterwegs äußerst wohlgemuth, aber unversehens überflog die Professorin der Gedanke, daß sie inmitten von Intriguen stehe und man ihre Harmlosigkeit zu etwas benutze; sie wußte nicht, zu was. Sie hatte ein Bangen, da beim Eintritt in das Landhaus Sonnenkamp sagte, es gehöre ihm und er freue sich, es seiner edlen Nachbarin übergeben zu können.

Die Professorin fühlte, sie war Zeuge bei einer Sache, die sie nicht verstand.

Die Cabinetsräthin theilte sofort die Zimmer ein, für sich, für ihren Gatten, für ihre Kinder. Sie hatte zwei Söhne beim

Militär, eine Tochter war bereits verheiratet; auch für ihre Enkel wurden Zimmer bestimmt, und als sie sich ihren Lieblingsplatz im Garten aussuchte, versprach Sonnenkamp, neue Anlagen machen zu lassen; sie würde staunen, was sich aus diesem Terrain schaffen ließe.

Sonnenkamp hatte zwar gewünscht, daß er das Landhaus erst als Preis für die errungene Standeserhöhung gebe — denn die Summe, die der Cabinetsrath dafür bezahlte, war ja nur Schein — aber er hatte der Versicherung Prandens nachgeben müssen, daß dies geradezu unthunlich sei; dazu war es auch klüger, mit einem so mächtigen Mann in nachbarlicher Verbindung zu stehen, wodurch sich Alles viel natürlicher fügte.

Die Cabinetsräthin saß im Garten mit der Professorin und ermahnte sie eindringlich, durch ihren großen Einfluß der Familie Sonnenkamp die gebührende Stellung zu verschaffen. Sie ging vorerst noch nicht weiter. Es war ihr entschiedener Plan, daß nicht sie und ihr Mann, sondern die Professorin den Haupthebel ansetzen sollte. Mißlang es, so blieb man gedeckt und konnte die gelehrte Wittwe, die ohnedies als überschwenglich bekannt war, bloßstellen.

Unter lauter Redensarten von erhabenem Wesen und großartigem Geiste verbargen sich Schliche, die nicht leicht zu durchschauen waren.

Prancken kannte einen Notar von geschmeidigen Formen, der noch am Abend erschien.

Es wurde eine lustige Komödie aufgeführt, Sonnenkamp übergab der Cabinetsräthin eine namhafte Summe, die sie ihm eine Viertelstunde später als Kaufpreis für das Landhaus einhändigte. Der Cabinetsrath war der Nachbar des Herrn Sonnenkamp.

Als Sonnenkamp mit Prancken in der milden Nacht lustwandelte, hörte er freundlich zu, wie Prancken darlegte, es sei gut, daß der Cabinetsrath sofort das Landhaus erworben, denn wäre es später geschehen, kurz vor oder nach dem erwünschten Ereignisse, so hätte das üble Nachrede verursacht.

Sonnenkamp gratulirte seinem jungen Freunde zu der diplomatischen Laufbahn, er sei entschieden dazu geeignet; Prancken lehnte nicht ab, daß er künftig, statt auf dem Lande zu leben, in eine solche Stellung eintrete, natürlich nur im Einverständnisse

mit seinen Angehörigen und seinem väterlichen Freunde, wie er Sonnenkamp nannte.

„Mein lieber junger Freund,“ sagte dieser und legte vertraulich die Hand auf die Schulter Pranckens, „Sie haben gewiß schon mit Wucherern zu thun gehabt; ich kenne diese sanftherzigen Brüder, sie hängen zusammen wie eine geheime Priesterschaft. Die ergötzlichsten Einblicke in die sogenannte Menschenseele böte eine Geschichte der Bestechung. Ich kenne die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Stände, habe es überall versucht und es ist mir fast nie mißlungen.“

Prancken erschrak zum ersten Male vor seinem zukünftigen Schwiegervater, er traute ihm viel zu, aber daß er so unbefangen von der allgemeinen Bestechlichkeit sprach, empörte ihn doch etwas, und er fand es höchst peinlich, ihm so nahe sein zu sollen.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Sie sind wahrscheinlich auch noch im alten Vorurtheil befangen, daß Bestechung eine schlechte Sache sei, wie man bis vor Kurzem den Wucher noch für eine solche hielt. Es ist eine Albernheit der Regierungen, wenn sie von den Beamten einen Eid verlangen, daß sie keine ihrer Handlungen durch Annahme von Geld bestimmen lassen. Mag es meinetwegen bei den Richtern sein, und auch da ist es gewöhnlich nur Form, denn wenn es drauf und dran kommt, weiß ein Reicher sich freisprechen zu lassen, falls er es nicht gar zu toll gemacht hat. Merkwürdig ist mir: bei Romanen und Slaven nehmen die Männer das angebotene Geld, ja unter irgend einer Form steigern sie es ganz von selbst; bei der zimperlichen germanischen Nation werden die Frauen dazu verwendet. Natürlich! Bei keinem Volk der Welt sehen Sie beim Ackerbau so viel Kühe eingespannt als bei den Deutschen, und so spannen sie auch da die Kühe ein. Da muß nun die Frau galant umworben werden, und ich gestehe, ich habe am liebsten mit den Frauen zu thun, sie halten Wort; denn nichts kommt häufiger vor, als man gibt Bestechung und der Bestochene hält nicht Wort, wenn man nicht wenigstens das Doppelte hinzufügt. Mein Vater —“

Prancken stutzte; zum ersten Male hörte er Sonnenkamp seines Vaters erwähnen.

„Mein Vater war ein Virtuos in der Bestechungskunst. In

Polen hat er nie anders bestochen, als er gab einen Hundert- oder Tausendguldenschein, aber er zerriß den Schein in zwei Stücke, die eine Hälfte behielt er, die andere der Bestochene, und erst wenn das, was er wollte, geschehen, wurde die andere Hälfte ausgeliefert. Nicht wahr, Sie glauben, daß es nicht nöthig war, mit der Frau Cabinetsräthin so den Schein zu theilen?"

Prancken fühlte sich beleidigt, da er eine Dame von Adel so bezeichnet und gestellt sah. Er gab Sonnenkamp die bündigsten Versicherungen, und dieser erklärte:

„Ich finde Alles ganz in der Ordnung. Sobald ein Volk in complicirtere Verhältnisse eintritt, ist die Bestechung da, muß da sein, bald offen, bald verdeckt, und nichts ist formenreicher als die Bestechung; ich kenne das."

Da Prancken staunend stehen blieb, fuhr Sonnenkamp, immer zutraulicher werdend, fort:

„Junger Freund, ob ich mir einen Agenten oder eine Stimme zu meiner Wahl als Parlaments- oder Congreßmitglied kaufe oder ob ich mir einen Agenten oder eine Stimme kaufe, um geadelt zu werden, bleibt sich gleich. Wir in Amerika thun das nur offener. Warum soll dieser Cabinetsrath und seine Gattin nicht die Position ausbeuten? Ihre Position ist ja ihr ganzes Hab und Gut. Ganz in der Ordnung. Müßt Ihr in Deutschland ein vornehmes Mäntelchen umlegen ... mag sein. Wenn Sie, wie ich hoffe, in die diplomatische Carrière eintreten, werde ich Ihnen noch manche nützliche Erfahrung überliefern können."

Prancken erklärte sich bereit, noch recht viel zu lernen, aber innerlich hatte er eine unnennbare Furcht vor dem Manne, und diese Furcht verwandelte sich in Geringschätzung. Er nahm sich schon jetzt vor, wenn er Manna besäße, sich möglichst fern von ihm zu halten.

Sonnenkamp aber war so glücklich, wieder neue Bestätigung seiner Menschenkenntniß gefunden zu haben, daß er diese auch seinem eigenen Sohn zu geben trachtete.

Am Morgen nahm er Roland mit sich in den Park und sagte ihm:

„Sieh, diese vornehmen Leute ... Alles Betrug! Dieser Cabinetsrath und seine Familie — ich mache sie aus Bettlern zu vermögenden Menschen. Laß sie nichts davon merken, aber wissen sollst Du es. Alles ist nur Gesindel, Vornehm wie Gering; Alle

warten nur auf den Preis für ihre sogenannte Seele. Alles auf der Welt ist mit Geld zu haben."

Er freute sich, dies ausführlich darzulegen, und hatte keine Ahnung, welch tiefe Umwälzung, ja welche Empörung das in der Seele des Jünglings hervorbrachte.

Roland war stumm und Sonnenkamp überlegte, ob er recht gethan; bald aber beruhigte er seine Zweifel. Religion, Tugend, Alles ist nur Illusion! Die Einen — dieser Herr Dournay gehört auch zu ihnen — glauben noch an ihre Illusionen, die Anderen wissen, daß es Illusionen sind, und machen sich und der Welt nur etwas vor. Es ist besser, beruhigte er sich schließlich, Roland weiß das.

Viertes Capitel.

Die Professorin, die im grünen Hause wohnte, fühlte bald, wie schwer es Erich werden mußte, für sich und Roland eine feste Stimmung, eine dauernde Richtung des Denkens zu bewahren, da er beständig mit einer zerstreuenden Reisestimmung zu kämpfen habe. In einem Hause mit weitreichendem Besitzthum und vielen Verpflichtungen nach verschiedenen Seiten unterbricht sich die Andacht des Geistes, die zur Durchdringung einer Erkenntniß so nothwendig; es ist schwer, in solchen Verhältnissen sich selbst nicht zu verlieren. Ohne sich darüber auszusprechen, war es ihr Vorsatz, Haltung für sich zu bewahren; da man erst, wenn man in sich gesammelt ist, auch Anderen etwas zu leisten vermag.

Wie von selbst bildete sich ein geweihter Bezirk um die Professorin; wer ihr nahte, nahm unwillkürlich eine edlere Haltung an, stimmte seine Rede in eine gemäßigte und geordnete Tonart. Sie glich einer Priesterin, die unausgesetzt die Flamme auf einem Altar zu pflegen hat.

Sauberkeit in der höchsten Bedeutung des Wortes war der Eindruck, den ihre Erscheinung und ihr Wesen machte, sie war eine reinliche Natur in Allem, was sie dachte und empfand; sie war dreizehn Jahre Hofdame gewesen, sie kannte die wirkliche Welt, aber ein Hauch der Idealität war ihr verblieben.

Verglich man die Professorin äußerlich und oberflächlich mit Bella, so stand die ältere Frau im Nachtheil; bei näherem Betrachten aber fand sich, daß die Professorin in ihrem Umgange ein Stetiges hatte, das, man könnte sagen, wahrhaft sättigend war, während Bella nur zu flüchtigen Erörterungen wie zu einem Kampfspiel anregte. Die Professorin war stolz, Bella war hochmüthig; jene war ablehnend gegen das, was ihr innerlich widersprach, diese suchte es niederzudrücken und unter den Fuß zu treten.

Bella verlangte nicht nur Aufmerksamkeit für ihre Erscheinung, für ihr Empfinden, sie liebte es auch, schwierige Fragen zu stellen; sie wollte immer etwas bewegen. Sie gab auf Alles, was man ihr sagte, äußerst geläufig überraschende Antwort und wußte das Gehörte gut umzusetzen. Das war anreizend bei der ersten Bekanntschaft, bei längerem Umgang aber zeigte sich, daß Alles äußere Gesprächsamkeit war.

Die Professorin dagegen heischte nichts, sie nahm dankbar und willig auf, was man ihr brachte, und zu Allem hatte sie ein vorbereitetes stilles Denken. Sie war nie das gewesen, was man eine auffallende Erscheinung nennt; sie war etwas wohlbeleibt, aschblond und von jener kühlen Sauberkeit, wie man sie in Bildern behäbiger Holländerinnen dargestellt sieht. Sie konnte ruhig jegliche Mittheilung anhören und blieb aufmerksam, bis sie erwiderte. Bei Fragen, die sie nicht gern beantwortete, ließ sie sich nie über eine einzuhaltende Grenzlinie hinausdrängen. Sie sagte kein Wort, um damit zu glänzen, lächelte nicht, wo nichts zu lächeln war, gab jedem Ausspruch den natürlichen Ton und jedem, was sie hörte, die entsprechende Aufmerksamkeit.

Mutter und Tante lebten in friedsamer Eintracht und waren doch im Charakter sehr verschieden, wie sie auch verschiedene Gebiete des Wissens hatten, worin sie ihre Erquickung fanden. Ihre Liebhabereien waren die beiden schönsten Dinge der Welt.

Tante Claudine war eine Sternkundige; sie brachte manche stille Abendstunde auf dem Thurm zu, meist mit einem kleinen Tubus, Beobachtungen anstellend, suchte aber mit großer Beflissenheit jeden Schein von Gelehrsamkeit abzuwenden.

Die Professorin war eine Pflanzenkundige und erfreute sich viele Stunden des Tages in den Treibhäusern und bei den Pflanzen des Freilandes.

Als Sonnenkamp ihr seine Obstzucht zeigte, sprach sie nicht

Bewunderung und Staunen aus, sie zeigte vielmehr Sachkenntniß in der neuen französischen Gartenkunst und äußerte, wie eigenthümlich es sei, daß die unruhigen Franzosen, wenn sie sich aus dem Strudel des Lebens zurückgezogen, mit solcher zarten und anhaltenden Sorgfalt die Obstkultur treiben. Sonnenkamps Antlitz glänzte, da sie darlegte, es gehöre zu der Obstzucht, wie er sie übe, eine Art Feldherrntalent, denn er müsse genau zu beurtheilen wissen, welche Frucht zu großem Gedeihen gelangen könne; dieser zu lieb müßten die anderen geopfert und unreif abgepflückt werden.

Sehr verbindlich dankte Sonnenkamp, aber innerlich lächelte er, da er die feine höfische Sitte zu durchschauen glaubte.

Von Frau Ceres ließ sich die Professorin nur auf kurze Zeit in Anspruch nehmen, und was noch nie geschehen war, ereignete sich jetzt: Frau Ceres kam in andere Gemächer als die von ihr bewohnten.

Wenn Frau Ceres immer aufs Neue wissen wollte, wie man da und da bei Hofe gelebt, wußte die Professorin unversehens ein allgemeines Interesse in ihr zu wecken.

Obgleich die Tante sich äußerst zurückhaltend benahm, brachte sie doch eine ungeahnte Belebung ins Haus. Der große Flügel im Musiksaale, der seit langer Zeit stumm dastand, tönte hell und feierlich, und Roland, der die Uebungen in der Musik gänzlich vernachlässigt hatte, gewann neue Lust und wurde der Schüler der Tante. Sonnenkamps Antlitz zeigte einen Ausdruck der Befriedigung, wie man solchen noch nie an ihm bemerkt.

Eines Tages, als Tante Claudine schön gespielt und nach der Liebhaberei Erichs ein Stück zweimal wiederholt hatte, sagte Frau Ceres zur Mutter:

„Ich beneide Sie darum, daß Sie Alles dies so tief verstehen und genießen."

Sie that sich offenbar etwas zu Gute darauf, diese eingelernte Redensart zu wiederholen, aber die Professorin zerriß ihr diesen aufgelegten Putz, denn sie erwiderte:

„Jeder hat seine eigene Freude, sei es an der Natur, sei es an der Kunst, wenn er nur wahr vor sich ist. Man braucht nicht Alles zu verstehen und genau zu wissen, um sich daran zu erfreuen. Ich freue mich an diesen Bergen, ohne zu wissen, wie hoch sie sind und welche Steinschichten sie bilden und was sonst

die Gelehrten wissen. So auch können Sie sich an der Musik freuen."

Frau Ceres wußte nicht, aber sie empfand es: man kann durch das, was man allein von der Natur mitbringt, die höheren Freuden empfangen ...

Fünftes Capitel.

Das ruhige Leben des Hauses wurde wieder plötzlich unterbrochen; ein Wagen fuhr auf dem knirschenden Sande des Hofes vor, ein seidenes Schleppkleid rauschte: Bella war mit ihrem Gatten erschienen.

Ein Stück Heimat in der Fremde ist die Begrüßung von Vertrauten in neuen Verhältnissen. So auch war der Besuch Clodwigs und Bella's eine freundliche Anmuthung für die Professorin. Bella umarmte sie etwas stürmisch, Clodwig dagegen faßte ihre Hand in seine beiden Hände.

„Wo ist Ihr Neffe?" fragte Bella alsbald und hielt die Hand der Tante fest; sie schien etwas fassen zu müssen.

Mit unruhigem Blick, bald auf Clodwig, bald auf Bella schauend, erklärte die Mutter, daß der Unterricht auch durch ein freudiges Hausereigniß, wie solch ein Besuch sei, nicht unterbrochen werden möge. Sie betonte das Wort Hausereigniß.

Bella stand mit gesenktem Blicke da.

Die Professorin beobachtete sie scharf.

Bella sah frisch belebt aus, sie war vollkommen gesellschaftsmäßig gekleidet, sie trug ein himmelblaues, seidenes großes Tuch, unter dem sich, wenn sie die Hand reichte, der nackte Arm in seiner Fülle heraushob.

Man ging in den Garten, Sonnenkamp verabschiedete sich, um seiner Frau den Besuch zu melden. Er wollte Alles aufbieten, daß Frau Ceres heut nicht krank sein sollte.

Clodwig ging mit Tante Claudine, Bella mit der Mutter.

Bella fragte viel. Ihre Wangen glühten; sie ließ das Tuch etwas herabfallen, ein schöner Nacken, voll und üppig, zeigte sich.

„Schade, daß Clodwig Ihre Schwägerin nicht früher gekannt," sagte sie plötzlich.

„Er kannte sie wohl, und sie war, wie Sie wissen, nicht zu ihrem Glücke, vordem eine bevorzugte Erscheinung am Hofe. Das war allerdings vor Ihrer Zeit."

Bella schwieg; die Mutter warf einen kurzen forschenden Blick auf sie. Was geht mit dieser Frau vor? Was ist diese Unruhe, dieses Flattern von einem Gespräche zum andern?

Erich und Roland kamen. Bella zog schnell ihr Tuch über Nacken und Arme; sie reichte Erich kaum die Fingerspitzen.

Roland war überaus munter, Erich tief ernst; so oft er Bella ansah, zog er den Blick rasch zurück. Sie gratulirte ihm zur Ankunft seiner Mutter und sagte:

„Ich glaube, wenn man Ihnen auf der Reise begegnete, müßte man Ihnen ansehen, daß Sie noch das Glück haben, eine Mutter zu besitzen."

Sie sagte das mit Innigkeit und hatte doch dabei ein seltsames Lächeln, ihr Blick schaute um, als wollte sie die Ehre für diesen Gedanken einsammeln.

Sonnenkamp kam zurück, er streichelte sich behaglich das Kinn, indem er die Damen bat, zu seiner Frau zu kommen, die die Ankunft solcher Gäste ganz gesund gemacht habe. Er schlug vor, daß die Männer nach der Burg fahren sollten, um den Fortschritt des Baues und den Fundort der römischen Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Bella hatte nur noch ein kurzes, neckisches Gespräch mit Sonnenkamp, weil er ihr die lieben Gäste weggeraubt habe, dann ging sie mit den Frauen nach dem Gartensaal, wo Frau Ceres sie erwartete; die Männer fuhren nach der Burg.

Frau Ceres war bald bereit, mit in den Musiksaal zu gehen, und ohne lange Aufforderung spielte die Tante; Bella saß zwischen der Mutter und Frau Ceres, Fräulein Perini stand am Clavier.

Als die Tante das erste Stück geendet hatte, fragte Bella:

„Fräulein Dournay, begleiten Sie bisweilen Ihren Neffen zum Gesange?"

Die Tante verneinte.

Wieder warf die Professorin einen raschen Blick auf Bella, die beständig an Erich zu denken und es nicht verbergen zu können, ja nicht einmal verbergen zu wollen, schien. Während die Tante ein neues Stück spielte, sagte Bella zur Professorin:

„Ich habe eine Bitte an Sie; geben Sie mir Ihre Schwägerin mit nach Wolfsgarten."

„Ich habe kein Verfügungsrecht über meine Schwägerin. Aber bitte, sie ist sonst durchaus anspruchslos, doch wenn sie spielt, beleidigt sie jedes Wort, das gesprochen wird."

Bella schwieg. Aber während sie einem erquickenden Musikstücke Mozarts zuhörten, gingen die Gedanken der beiden Frauen ganz verschiedene Wege. Was Bella dachte, wäre kaum zu sagen, ihr Wesen zitterte hin und her in Freude und Trauer, in Entsagung und Trotz. Die Professorin aber fand eine Wahrnehmung bestätigt und fühlte sich schon von dieser Wahrnehmung befleckt.

Als das Stück geendet war, sagte Bella:

„Ach, Mozart ist glücklich; so schwer auch sein Leben war, er war doch immer glücklich und macht immer glücklich, so oft man ihn hört; auch seine Trauer und Klage hat gemessene Haltung."

Die Professorin fühlte, daß Bella das nur wie eine Wiederholung aussprach, um ihre augenblickliche Erregtheit zu verbergen.

Man ging nach der Veranda, wo die Papageien auf schönen Gestellen saßen. Bella erzählte dem einen Papagei eine wundersame Geschichte von einem Vetter auf Wolfsgarten, der wohne in einem wunderschönen Käfig; bisweilen desertire er in den Wald, aber er sei zu vornehm und habe nicht gelernt, sich im Walde seine Nahrung zu holen; er kehre wieder zurück in sein goldenes Gefängniß.

Immer glühender wurden die Wangen Bella's, ihre Lippen bebten, und plötzlich fiel ihr ein, daß sie jetzt die Sache abmachen müsse. Sie redete der Tante und der Mutter so heftig und wieder so kindlich bittend zu, daß sie endlich die Einwilligung erhielt, Tante Claudine werde in den nächsten Tagen zu ihr auf Besuch kommen und bei ihr bleiben.

„Sie werden sehen," warf sie halb triumphirend zur Mutter hin, „Fräulein Dournay wird die beste Freundin Clodwigs, sie sind ganz für einander geschaffen."

Die Professorin sah sie starr an.

Ist es schon so weit, daß diese Frau ihrem Gatten Ersatz geben will?

Sechstes Capitel.

Bevor man zur Tafel ging, zogen sich die Frauen zurück, um neu Toilette zu machen.

Die Professorin war in ihrem Ankleidezimmer; sie hatte ihre langen ergrauenden Haare aufgelöst und saß geraume Zeit stumm, die gefalteten Hände im Schooß. Es war ihr, als hätte sie ein Schlag auf den Kopf getroffen durch das, was sie in unwiderleglichen Zeichen beobachtet hatte. Das Herz preßte sich ihr zusammen und in die Augen drangen Thränen, die sich aber nicht lösen wollten. Dafür also, dafür ein Kind gepflegt, behütet, mit allem Besten erfüllt, daß es so ende? Nein, nicht ende, anfange in einer unabsehbaren Wirrniß und Verwüstung? Dafür den Geist mit allen Wissenswürdigkeiten ausgestattet, um Spiel, Maske, Deckmantel der Niedrigkeit daraus zu machen?

„O, mein Gott! mein Gott!“ klagte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Vor ihrem inneren Auge erschien, was Alles verwüstet wird; vor Allem das reine, freie Wesen ihres Sohnes. Sie konnte keine Freude mehr an dem Blick, an dem Wort, an der Erscheinung dieses Sohnes haben; hatte er ja Alles verbraucht zu Lug und Trug. Wenn das der Vater erlebt hätte! ... Clodwig, der eine Freundschaft ohne Gleichen hegt, sie müssen ihn ansehen, ihn grüßen, ihm zusprechen und wünschen doch seinen Tod.

O, diese unglücklichen Frauen, die sich so nennenden unglücklichen Frauen! Es geht eine große Lüge von der unglücklichen Frau durch unsere Zeit. Die Mädchen wollen Männer von Reichthum und Ansehen und daneben einen Kebsmann von Geist und Jugend haben. Warum heiraten sie keinen armen Mann? Weil er ihnen keine Equipage geben kann. Und diese Männer, die sich zu Kebsmännern hergeben —

Nein, es kann nicht sein. Sie sagte sich, daß sie vielleicht zu weit gehe; sie wollte noch prüfen, abwarten, beobachten.

Da hörte sie Erich, der nach ihr fragte und eben weggehen wollte; sie rief ihm, er möge nur eintreten.

Erich kam zu ihr und blickte staunend. Noch nie hatte er sie so gesehen, mit den aufgelösten langen Haaren, und auch ihr Gesicht schien ergraut.

„Du scheinst sehr aufgeregt; darf ich wissen?“ fragte Erich.

„Setz Dich,“ bat sie.

Erich setzte sich.

Die Mutter hielt sich die Hand an die Stirn. Darf sie ihren Sohn gradaus warnen?

„Lieber Sohn,“ begann sie mit gepreßtem Ton, „halte es mir zu gut, daß ich, aus meiner Einsamkeit und Ruhe aufgestört, mich in dieses rastlose Leben noch nicht finden kann. Was wollte ich Dir aber jetzt sagen? Ja, so ist's. Die Gräfin Wolfsgarten, die Frau unseres Freundes ...“ sie betonte dieses Wort ruhig und bestimmt und machte eine kurze Pause; dann fuhr sie fort: „wünscht, daß Tante Claudine zu ihr ziehe und bei ihr bleibe.“

„Das wäre ja sehr schön!“

„So? und warum? Denkst Du denn nicht, daß ich dann plötzlich allein und in fremdem Hause bin?“

„Ach, liebe Mutter, Du bist nicht allein, nie ... Und die Tante würde Gräfin Bella eine Begütigung und Schlichtung geben, deren sie vielleicht bedarf.“

Das Auge der Mutter wurde ruhiger; wie elektrisch berührt, spannten sich ihre Mienen; lächelnd sagte sie:

„Zuletzt haben wir noch Jeder seine Mission. Darf ich fragen, wie Gräfin Bella, die Frau unseres Freundes, Dir erscheint?“

Durch das Herz Erichs ging ein schmerzliches Zucken. Er ahnte, daß er die Seele der Mutter belastet. Und vielleicht hat Bella durch ein leidenschaftliches Wort verrathen, was doch nicht sein soll und darf. Eine Pause trat ein, und die Mutter fragte wieder, ihre Mienen veränderten sich:

„Warum antwortest Du mir nicht?“

„Ach, Mutter, ich bin viel unfertiger, als ich mich hielt; ich vertraue meinem Urtheil über Menschen nicht mehr so sicher.“

„Du darfst mir auch etwas Unfertiges sagen,“ entgegnete die Mutter und hielt noch immer den Blick gesenkt.

„Ich meine, in dieser Frau ist noch ein Kampf zwischen Weltsinn und Weltentsagung ... Es ist mir, als wäre in ihrer Lebensentwicklung etwas unterdrückt, gehemmt, und sie wäre eines Mannes wie Clodwig noch nicht vollkommen ...“

„Ja, er ist ein edler Mensch, und ihn kränken, wäre Tempelschändung,“ betonte die Mutter.

Das Wort kam sehr scharf heraus und sie fuhr fort:

„Du hast richtig gerathen, die Prandens sind ein kühnes und unternehmendes Geschlecht. Man hatte geglaubt, daß Bella ihren Musiklehrer heirathen würde, denn sie spielte viel mit ihm; in der That, sie spielte mit ihm. Doch, das ist ein Anderes. Nun hat Bella ein scheinbar Unbedeutendes erfahren, das aber doch eine Verschiebung ... ich weiß nicht, wie ich es nennen soll ... eine Verkehrung in ihre Natur brachte. Als sie so viele Jahre hatte, um noch für jung zu gelten, mußte sie erleben, daß ihre jüngere Schwester sich vor ihr verheiratete; sie ließ das mit großer Resignation geschehen, aber ich glaube, von jener Zeit an trat eine Wendung in ihrer Natur ein, die schwer auszugleichen ist; sie war plötzlich alt geworden, älter als sie sich gestehen wollte. Die Schwester starb nach wenigen Jahren, sie hinterließ keine Kinder. Dies ganze Verhältniß gab Bella etwas Verschobenes, sie hatte eigentlich keine Liebe zu dieser Schwester gehabt, ja sich kaum mit ihr vertragen, nun that sie immer, als ob sie vor Sehnsucht nach ihr sich verzehrte. Bella hatte eine Mutter, deren höchster Triumph es war, wenn man ihr sagte: Ihre Tochter ist schön, aber so schön wie Sie als Mädchen waren, ist sie doch nicht. Und schön sein, ist der Hauptstolz derer von Pranden! Bella ist leider ein Kind jener unglücklichen Gesellschaftsschicht, in der man nur ins Theater geht, um darüber zu spötteln und zu witzeln, in der man nur in die Kirche geht, um seine Reverenz gemacht zu haben vor Gottes Gnaden, in der das weibliche Wesen vollkommen unnütz ist, wenn es nicht schön ist und bei herannahendem Alter zu intriguiren und wol auch zu frömmeln versteht. Solch ein Geschöpf kann sich sagen: ich habe mein Lebenlang achthundert bis tausend Ellen Stramin mit Blumen oder dergleichen bekleidet zu höchst überflüssigen Sophakissen. Ist das ein Leben, das des Lebens werth? Nun hat sie keine Kinder, nächst der gegen ihren Gatten keine natürliche feste Pflicht ..."

„Urtheilst Du nicht zu streng?" fiel Erich ein. „Jedenfalls würde es gut sein, wenn Tante Claudine der Einladung folgte; sie könnte eine besänftigende und begütigende Wirkung ausüben; gerade ihre ruhige Natur, die nie zu entsagen hat, weil sie nie etwas für sich will, wäre wie dazu erlesen."

„Gut, Claudine wird mit nach Wolfsgarten gehen. Nun aber ist genug geplaudert, nun geh, ich muß mich zu Tische ankleiden."

Sie küßte ihn auf die Stirn; er ging.

Draußen vor der Thür aber stand er still und athmete frei auf im Gedanken, daß er der Mahnung nicht mehr bedurft hatte.

Wie aber war es Bella?

Siebentes Capitel.

Es war entschieden, daß Claudine mit nach Wolfsgarten ziehe. Um ihr Zeit zur Vorbereitung zu lassen, wollte man hier über Nacht bleiben, damit man sie gleich andern Tages mit heimführen könne.

Bella ließ sich von Sonnenkamp einen Papagei schenken und gerade den wildesten wollte sie haben; sie versprach, ihn zu zähmen.

Es ward Abend und man mußte Roland willfahren, mit ihm eine Fahrt auf dem Rhein zu machen. Claudine ging mit Bella nach dem Kahn, Fräulein Perini zog sich mit Frau Ceres zurück, die Professorin blieb bei Clodwig, und Sonnenkamp bat um Entschuldigung, da er noch Briefe zu befördern habe.

Auf dem Kahn lachte und scherzte Bella, manchmal tauchte sie ihre Hand in die Wellen und spielte dann mit ihrem Trauring am Finger, der sich auf und ab schieben ließ; immer wieder tauchte sie die Hand in den Rhein.

„Mich kränkt dieser Besuch Ihrer Mutter," sagte Bella unversehens leise zu Erich.

„Wie? es kränkt Sie?"

„Ja, es ist beleidigend, daß dieser Mann mit seinem Gelde . . . daß man mit Geld solche Umstellungen der Menschen soll bewirken können."

Erich sah sie groß an, dann faßte er das Ruder und wühlte hohe Wellen auf.

Bella war von einer Unruhe, die sie nicht bewältigen konnte, sie stand auf, sie setzte sich, sie wühlte mit der Hand im Wasser, sie beugte sich vor, als wolle sie sich in den Strom stürzen, dann den Kopf zurückwerfend, stellte sie sich ans Steuer, ihre Gewänder flatterten und knitterten im leichten Luftstrom und sie sah wild umher, sie setzte sich und leise sagte sie wieder zu Erich:

„Ihre Mutter ...“

Erich sah sie fragend an und sie fuhr fort:

„O, wie oft hörte ich Ihre Mutter beklagen, bespötteln, bemitleiden, weil sie dem Drange ihres Herzens und dem Manne ihrer Liebe gefolgt. Achthundert Thaler Gehalt und lauter Liebe dazu, war noch lange das Sprichwort. Und was sind die Anderen? Puppen, Zierpuppen, parlirende, musicirende, tanzende, medisirende Zierpuppen! Sie rümpfen die Nase über den Mann, der von Sklavenarbeit so reich, und unsere vornehmen Väter verkaufen ihre Kinder und die Kinder verkaufen sich selbst um hohen Gesellschaftsrang, um Pferd und Wagen, um Schmuck und Landhäuser. Eine Bäuerin, die barfuß in den Stoppeln die Aehren sammelt, ist glücklicher und freier als die Dame, die in dem Wagen zurückgelehnt, sich Kühlung zufächelnd, die Straße dahinfährt. O, wer die Kraft hätte, diese hohle lügnerische Welt zu zertrümmern! Wer hat ein Leben, ein wirkliches Leben?“

Erich sah den gewaltigen Kampf in der Seele dieser Frau. Wie ungerecht waren die Menschen gegen sie, der Doctor, ja selbst die Mutter mit ihren kleinen Maßstäben. Er bewunderte sie, sein Herz bebte, er glaubte zu fühlen, daß etwas wie Liebe sich in ihm regte ... Nein, das durfte nicht mehr sein! Die Kühnheit ihres Wesens wollte er anrufen, sie zurückrufen, aber wie sollte er das? ...

Unterdeß saß die Professorin bei Clodwig, sie sprach ihre Freude aus, daß Erich in den Verkehr mit solchen im Leben erprobten Männern gekommen sei; es möge in früheren Zeiten gewesen sein, daß ein Mann im Umgange mit Frauen seine Bildung vollendete, jetzt könne das nur durch den Umgang mit edlen Männern sich vollziehen.

Die Beiden waren bald in jenen gegenseitigen Kundgebungen, die wie stetes Begrüßen sind, wie Zeichen, daß man dieselben Wege des Geistes gewandelt, fern von einander in ganz anderen Lebensverhältnissen.

Die Professorin hatte die erste Frau Clodwigs gut gekannt und gedachte ihrer in herzlichen Worten; Clodwig schaute um, wie um sicher zu sein, daß Bella nicht in der Nähe, denn vor ihr hatte er noch nie von der Verewigten gesprochen. Es war Verleumdung, daß man ihm nachsagte, er habe Bella gelobt, nie von seiner verstorbenen Frau zu sprechen; so schwach war Clodwig

nicht, und so hart ist Bella nicht, aber er unterließ es aus Zartheit.

In sanften Halbtönen ging das Gespräch weiter, Clodwig und die Professorin stimmten überein und sie fanden denselben Grundzug in sich, daß es ein Glück sei, alles Schwere leicht zu vergessen und nur das Beglückende lebendig in der Erinnerung zu halten.

Es war eine Stunde innigen Verständnisses und reiner Geisteserfassung, wie Clodwig und die Mutter beisammen saßen. Sie waren wie zwei Geister im Jenseits, die ruhig und klar das bewegte Dasein überschauten. Es war nichts eigentlich Schmerzliches in der beiderseitigen Aufweckung der Erinnerung, vielmehr ein Innewerden von der unerschöpflichen Fülle des Daseins; Wunsch und Klage waren auf dieser Höhe verklungen, das eigene Leben und das der Angehörigen aufgegangen in das allgemeine Sein. Aber nun wendete sich's, und Clodwig beklagte, daß er früher zu sehr als Zuschauer gelebt, ohne Eingreifen und ohne Einsatz seiner selbst sich der Zuversicht hingegeben habe, daß die in der Welt sich bewegende Idee von selbst ihrer Erfüllung entgegenreife. Er bekannte seine Freude, daß die Jugend anders sei, besonnen und tapfer, maßhaltend und thätig . . .

Achtes Capitel.

Es war Abend geworden, als man vom Kahn ausstieg und nach der Villa ging. Roland ging mit Claudine, Bella mit Erich hinter ihnen, sie hatte ihren Arm in den seinen gelegt, sie hielten an.

„Ich möchte Ihnen etwas sein," begann Erich in ruhigem Tone.

Sie starrte ihn an mit jenen Augen, über welchen die Brauen immer mehr anzuschwellen schienen, ihre Mundwinkel neigten sich verdrossen; es war etwas fieberhaft Gespanntes in den Lippen; nichts als das Flügelpaar auf ihrem Haupte und die unter dem Kinn zusammengebundenen Schlangenköpfe fehlten — es war der Anblick der Medusa.

Es durchfröstelte Erich, er faßte sich gewaltsam und fuhr fort: „Sie sind eine freie Seele, ich möchte es auch sein — ich

will es sein. Es gab eine Zeit, wo Sie mir die Nachtruhe, das Denken raubten, es gab eine Stunde, wo ich Sie hätte umfassen und küssen und Ihnen zurufen mögen: Ich liebe Dich! Dann aber" — er preßte die Hand aufs Herz — „dann nach jener Stunde hätte ich mir eine Kugel durch das Hirn gejagt. Sehen Sie den Abgrund, vor dem ich stand?"

Bella sah ihn starr an und er fuhr fort:

„Ich sah, was Alles durch diese Liebe verwüstet wird und da sagte ich mir: wir sind in die Welt gesetzt, um zu leben, uns ist Erkenntniß und Bildung geworden, damit wir uns aus ihnen das Leben geben und nicht den Tod. Wie könnte ich noch zu einem edlen Manne, zur Sonne am Himmel aufblicken, einen Menschen erziehen, das Wort Mutter auf die Lippen nehmen ..."

Er hielt inne, er legte die Hand an die Stirn, seine Stimme stockte.

Ich glaubte, Du wärest ein Mann, und nun sehe ich, Du bist ein Mutterkindchen, sprach es in Bella, aber sie ließ es nicht laut werden. Sie griff nach einem Zweige am Wege, sie riß ihn ab.

Erich fuhr fort:

„Es ist nicht Liebe, es darf nicht Liebe sein; Liebe kann nicht aus Verrath erwachsen. Ich fragte mich: hat das Leben, das Studium, das Denken über Allgemeines mir die Kraft der Liebe geraubt? Nein. Ich weiß nicht ... ich spreche zu Ihnen, als wäre ich Meilen weit entfernt, ein Gestorbener ... Es muß entfernt, gestorben sein, bevor es Gegenwart, bevor es lebte."

Bella knickte den Zweig mehrmals, schleuderte ihn weg; dann fragte sie:

„Warum verweilen wir noch hier?"

„Meine Freundin," nahm Erich tief athmend wieder auf, „nur noch eine Minute. Lassen Sie mich Ihnen sagen, Sie sind glücklich, wenn Sie Ihr Leben verstehen; Sie können, müssen es verstehen, und ich, so zerstückt auch mein Herz, ich werde meine Pflicht thun und mein Glück verstehen lernen. Ich war stolz, ich glaubte, ich hätte die Welt durchdrungen und bezwungen, auch Ihnen ging es so; daß wir uns begegneten, soll uns nicht zum Verderben, es soll zur reinen Lebensweckung werden. Ich sehe voraus, es werden Tage kommen, wo wir uns gelassen die Hand reichen und sagen, oder auch nicht sagen, aber fühlen

und wissen, es war eine reine Stunde, eine schwer ausgekämpfte, in der wir uns selbst erhoben, uns nicht erniedrigten, nicht entadelten ... Wir wollen einander hoch halten, uns das Lebensrecht nicht zerstören."

Bella lachte laut auf; sie hätte es gern zurückgehalten, aber sie konnte nicht anders, denn sie dachte in sich: Ich bleibe bei meinem alten Glauben, ich glaube nicht an Liebe.

Erich wurde tief erschreckt, er hielt sich mit aller Kraft fest und sagte:

„Lassen Sie mich Ihnen jetzt Lebewohl sagen. Wenn wir uns wiedersehen ..."

„Nein, bleiben Sie!" rief Bella und faßte ihn am Arm, schnell aber, als wenn sie eine Schlange berührt hätte, ließ sie den Arm wieder los.

Sie stand zwei Schritte vor ihm, warf den Kopf zurück und sagte:

„Ich danke Ihnen, ich glaube Ihnen. Ich könnte sagen, Sie haben sich getäuscht ... ich ... ich will nicht."

Sie schaute wirr umher, bewegte den Kopf nach rechts und links, und als sie sich wieder ruhig hielt, sagte sie:

„Sie haben Recht. Gut. Vorbei. Auch das."

Sie schien etwas zu suchen, was sie Erich geben konnte, sie mochte es nicht gefunden haben, und ein vergangener und verdeckter Gedanke machte sich jetzt wie eine Sorglichkeit kund, indem sie ausrief:

„Lassen Sie sich warnen. Nehmen Sie sich vor meinem Bruder in Acht; er kann entsetzlich sein."

Erich ging davon; er ging ruhig und still. Bei der Hänge-Esche hielt er an und kehrte nach der Villa zurück.

Er sah den Wagen im Hofe stehen; Clodwig stieg ein, er rief Erich heran und erklärte ihm, daß man am andern Tage den Wagen schicke, um Tante Claudine abzuholen. Die Mutter stand bei Bella, die sehr lebhaft sprach; jetzt wendete sie sich, reichte Erich die behandschuhte Rechte und sagte:

„Gute Nacht, Herr Hauptmann."

Erich ging mit seiner Mutter; sie führte ihn an der Hand, sie fühlte das Beben seiner Hand, aber sie sprach kein Wort.

Als sie am grünen Hause angekommen waren, küßte er die Mutter; sie wußte, daß er sie mit reinen Lippen küßte.

Neuntes Capitel.

Bella saß still im Wagen neben ihrem Gatten, als sie heimwärts fuhren. Clodwig sagte:

„Es ist eine Wonne, eine Frau zu sehen, die bald sechzig Jahre alt und der nie ein Gedanke durch die Seele gezogen, den sie zu bereuen hat.“

Hastig schaute Bella um sich. Was ist das? Ahnte er, was mit ihr vorgegangen?

Es kann nicht sein, er hätte sonst das nicht gesagt. Vielleicht aber ist es doch seine Weise, durch Hindeutung auf ein unbeflecktes Leben Richtung zu geben.

„Diese Frau ist sehr glücklich durch ihren Sohn,“ erwiderte sie.

Jetzt schaute Clodwig um, wie wenn an ihm gerissen worden wäre. Konnte Bella eine Ahnung haben, daß ihm flüchtig der Gedanke durch die Seele gezogen: wie wäre es, wenn diese Deine Frau . . . und dann Erich Dein Sohn.

So fuhren die Beiden still dahin; Jedes hatte schwere Gedanken für sich. Der Wagen klirrte so seltsam, die Räder knirschten und die Kammerfrau und der Kutscher da droben erschienen Bella wie ungeheuerliche Gestalten, die vorüberfliegenden Schatten im Mond, die der Wagen mit seinen Insassen bildete, erschienen wie Traumgebilde.

Zorn, Beschämung, Stolz, Verwerfung, Alles durcheinander bestürmte das Herz Bella's. Sie war tief ärgerlich auf sich, sie war fertig mit dem Leben gewesen, nun war noch einmal solche unreife, wahnsinnige Bewegung über sie gekommen; denn unreif und wahnsinnig nannte sie es jetzt wieder. Und war nicht ihr Selbstgefühl verletzt? Sie hatte die Hand ausgestreckt und diese Hand wurde nicht gefaßt.

Es wurde ihr klar, Erich hatte seine Liebe zu ihr übertrieben, um ihr die Beschämung zu erleichtern, ja, sie glaubte jetzt in der Erinnerung, daß in seinem Ton etwas Gezwungenes, gewaltsam Geschraubtes war. Sie faßte sich. Gut, Du hast nun auch das kennen gelernt, Du, die Starke, hast ein kühnes Spiel getrieben, hast versucht, einen jungen Mann vor Dir auf die Kniee zu werfen, und hätte er sich dazu bringen lassen, Du hättest ihn von Dir gestoßen. Ja, so ist's, so muß es sein, so muß es gewesen sein.

Sie schaute um nach Clodwig. Er lag in der Ecke des Wagens, er schlummerte. Der Mond schien in sein Antlitz, es sah so leichenhaft aus, wie das eines Todten. Wie? Wenn sie mit einer Leiche dahinfuhr ... Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie aus dem Wagen springen, hinaus in die weite Welt, in den Strom.

Clodwig schlug die Augen auf.

Als man den Berg nach Wolfsgarten hinanfuhr, überfiel sie wieder eine Empfindung der Gefangenschaft; sie meinte, ihre Hände wären gefesselt, sie that sie unter dem Mantel hervor. Clodwig glaubte, daß sie seine Hand suche, er faßte die ihre und drückte sie still.

So waren sie schweigend auf Wolfsgarten angekommen.

Es war Bella, als müßte sie vor Clodwig niederknieen, seine Hand fassen, Alles bekennen und um Verzeihung bitten, aber sie blieb still.

Als sie auf ihr Zimmer ging, küßte sie Clodwig auf die Stirn und sagte:

„Deine Stirn ist heiß."

Ein Jedes ging zur Ruhe ...

Unterdeß wanderte Erich noch lange in der stillen Nacht umher.

Es gibt ein seelisches Wundfieber, das nicht minder heftig und schonungsbedürftig ist, wie das des Körpers. Aber wie sich der Thau auf Baum und Gras legte und auf das Angesicht Erichs, so legte sich auch ein Thau auf seine Seele. Er fragte sich nur noch: wie wird es Bella tragen? Hat er ihr seine Liebe zu heftig geschildert? Es war doch frei schön von ihr, daß sie nicht sagte: Du täuschest dich ... Genug! Es ist vorbei.

Erst spät kam er heim und in der Nacht im Traume war es ihm, als kämpfe er mit den Fluthen des Rheins und könne die Wellen nicht bewältigen. Er schrie, aber ein Schleppdampfer übertönte sein Schreien und vom Steuer eines Schiffes schaute die Steuermännin spöttisch auf ihn nieder — und plötzlich war es nicht die Steuermännin, sondern eine Mädchengestalt mit einem Flügelpaar und zwei leuchtenden flammenden Augen.

Zehntes Capitel.

Früh am Morgen kam ein Wagen von Wolfsgarten, um Claudine abzuholen.

Seit bald dreißig Jahren, seit ihrer Verheiratung mit dem Professor hatte die Mutter keinen Tag ohne dessen Schwester gelebt. Es schien Beiden kaum denkbar, daß Eines fern vom Andern lebte, und doch hatte man es beschlossen und es mußte sein.

Sonnenkamp war von großer Zuvorkommenheit; er verpflichtete Claudine, daß sie sein Haus als ihre Heimat betrachten und nur wenige Tage Gast auf Wolfsgarten bleiben solle.

Er gab dem Kutscher einen Korb voll behutsam eingehüllter Trauben und Bananen mit; der Käfig mit dem Papagei stand neben Claudine. Der Papagei schrie und zankte, als man davon fuhr, und schrie und zankte den ganzen Weg; er schien Villa Eden nicht gern zu verlassen.

Der Besuch Bella's hatte eine Unruhe im Hause verursacht, die noch auf Jeglichem lag, und dieser Unruhe wurde man immer aufs Neue inne, da man Claudine vermißte; Bella hatte etwas mitgenommen, was wie nothwendig zum Leben gehörte. Das Haus war wieder tonlos.

Während Erich durch strenge Pflichterfüllung jede Nachwirkung von der heftigen Gemüthserschütterung durch Bella bannen konnte, war die Mutter voll Unruhe. Sie hatte erreicht, was sie ihr Lebenlang sich als Ideal gewünscht: ein tägliches Leben und Walten in einem großen Pflanzengarten; nun, da es ihr geworden, gab es ihr nicht die volle Befriedigung.

Ein Mann wie Sonnenkamp mochte sich in der Ruhe seines Landhauses, in der Pflege der Pflanzen genügen, die Professorin hatte das Verlangen, auf Menschen zu wirken.

Die Einwirkung auf Frau Ceres genügte nicht, denn hier war ein Naturell, so räthselhaft und unfaßlich, daß sie sich ganz hülflos erschien; sie wollte ihrem Sohn nicht bekennen, daß das Haus für sie etwas Beklemmendes habe, weil die Familie ihren Glanz und Stolz im äußeren Besitzthum hatte, und alle aus sich selbst erblühende Kraft zu mangeln schien.

Fräulein Perini sprach von Frau Ceres stets als von der lieben Leidenden. Welches aber war das Leiden der Frau Ceres?

Die Professorin hatte einmal leichthin davon gesprochen, wie sehr Frau Ceres ihre Tochter vermissen möge; da erhob sich Frau Ceres und ihre Augen funkelten wie die einer Schlange, die sich plötzlich aufrichtet; sie schickte Fräulein Perini, die zugegen war, in den Garten und sagte zur Professorin, sich scheu umblickend:

„Sie ist nicht schuld, ich, nur ich. Ich habe ihn strafen wollen, da ich es dem Kinde sagte, aber das habe ich nicht gewollt."

Die Professorin bat um Vertrauen, aber Frau Ceres lachte.

„Nein, nein, ich sag' es nicht noch einmal, und Ihnen gewiß nicht."

Jene Angst, die die Professorin bei der ersten Begegnung mit Frau Ceres empfunden hatte, erneuerte sich; sie glaubte jetzt das Leiden der schwarzäugigen, bald trägen, bald eidechsartig unruhigen Frau zu kennen; sie mußte an einem Gedanken leiden, den sie nicht offenbaren und doch nicht ganz zurückhalten konnte.

Wie man einem Kinde ein Märchen erzählt, ließ sie sich auf Bedrängen der Frau Ceres bisweilen herbei, das Einzige, was diese zu beleben schien, zu berichten, nämlich von Hoffesten. Sie konnte ihr mehrmals dieselben Sachen erzählen und Frau Ceres war erfreut davon.

Die Professorin wußte hervorzuheben, daß eine Fürstin zu jeder Stunde eine bestimmte Pflicht zu erfüllen habe, und was gemessene Haltung in jeder Lebenslage bedeute; sie sprach eindringlich und kam oft darauf zurück, daß eine Frau wie Ceres, die in einer Republik geboren, von alledem keinen Begriff habe, es müsse ihr sein, wie wenn wir uns plötzlich in ein anderes Jahrhundert versetzt sähen.

„Sie und Ihren Sohn verstehe ich," erklärte Frau Ceres. „Die anderen Menschen, den Major ausgenommen, höre ich wohl, aber ich weiß nicht, wo ich bin. Denken Sie, ich habe mich anfangs vor Ihnen gefürchtet!"

„Vor mir? Vor mir hat sich nie Jemand gefürchtet."

„Ich werde es Ihnen ein andermal sagen. Ach, ich bin krank, ich bin immer krank."

Es gelang der Mutter nicht, Frau Ceres aus ihrem Leben, das immer nur Schlafen und Aufstehen war, herauszubringen.

Sonnenkamp erwähnte mit großer Bescheidenheit, wie er das Gesetz inne gehalten und nie über das gefragt habe, was seine

Frau spreche und wünsche, nur bitte er das Eine fragen zu dürfen, ob Frau Ceres nie von Manna gesprochen.

„Allerdings, aber nur kurz.“

„Und darf ich das Kurze nicht wissen?“

„Ich weiß es selbst nicht, es blieb räthselhaft. Aber bitte, verleiten Sie mich nicht zu einem Vertrauensbruch.“

„Vertrauensbruch?“ rief Sonnenkamp mit zitternder Lippe.

„Ach, es war nicht das rechte Wort. Ihre Frau Gemalin hat mir nichts vertraut; aber ich glaube, sie hat eine geheime Furcht, oder einen Zorn, oder einen Aerger über Fräulein Perini. Ich bin weit entfernt, Fräulein Perini dadurch schaden zu wollen, ich bereue fast, daß ich nur das gesagt.“

„Sie können darüber ruhig sein; meine Frau möchte Fräulein Perini täglich zehnmal aus dem Hause entfernen und täglich zehnmal zurückrufen. Es gibt keine Person, ich kann Sie selbst nicht ausnehmen, die ihr nöthiger und nützlicher ist, als Fräulein Perini.“

Sonnenkamp klagte, daß seine Frau sich nicht dazu eigne, die Familien der Umgebung zu begrüßen und eine Nachbarlichkeit zu pflegen. Die Professorin hatte selbst das Verlangen, in das hierländische Leben einen Einblick zu gewinnen. Zunächst wollte sie das Haus des Doctors besuchen.

Frau Ceres hatte mitzufahren versprochen; als es aber am Morgen eines hellen Herbstsonntages zur Ausfahrt ging, erklärte sie, es sei ihr unmöglich, und jetzt zum ersten Mal bemerkte die Professorin etwas Tückisches an ihr; sie hatte offenbar nur nachgegeben, um das Zureden zu vermeiden; nun machte sie unversehens ihren eigenen Willen geltend und schützte nicht einmal Unwohlsein vor.

Auch Fräulein Perini blieb zurück.

Man fuhr zuerst zu Herrn von Endlich; die Familie war verreist.

Vom Hause des Herrn von Endlich kehrte Sonnenkamp nach der Villa zurück und ließ Roland, Erich und die Mutter nach dem Städtchen fahren; er rief ihnen nur noch zu, sie möchten sich in Acht nehmen und nicht überall von dem Wein trinken, der ihnen aufgetischt würde.

Als die Mutter mit Erich und Roland dahinfuhr, kam ihr der Gedanke, daß sie diese Besuche nicht für sich mache, aber sie

war bescheiden und willfährig, sich dem Gastfreunde zu Gebote zu stellen.

Unterwegs begegnete man dem Krischer. Roland ließ anhalten und stellte ihn der Professorin vor; sie reichte ihm die Hand und sagte, sie werde ihn auch bald einmal besuchen.

Als man am Städtchen ankam, läutete es eben von der neu erbauten protestantischen Kirche, die, auf einem Hügel stehend, hell ins Land hineinschaut.

Die Mutter ließ anhalten; sie wollte in die Kirche gehen.

Roland hatte nie eine protestantische Kirche während des Gottesdienstes betreten, er sagte das und die Professorin bat, er möge zurückbleiben und mit Erich einstweilen nach der Stadt gehen, aber er drang darauf, daß er sie begleiten dürfe.

Sie traten in die einfache und schmucklose Kirche, als eben der Gesang der Gemeinde austönte. Zu ihrem Schmerz hörte die Mutter eine in hochgezwängtem Tone vorgetragene Strafpredigt.

Als man wieder draußen den erfrischenden Ausblick in die schöne Landschaft empfing, nahm die Mutter Roland an die Hand und sagte:

„Wenn Du einmal reif genug bist, werde ich Dich mit einem Manne aus Deiner Heimat bekannt machen, von dem Du freiere und höhere Anschauungen gewinnen kannst."

Sie erzählte von dem amerikanischen Geistlichen Theodor Parker, der eine sittliche Erneuerung der Religion anstrebte; sie hatte ihn selbst noch gekannt, denn er war auf seiner europäischen Reise einen Tag in der Universitätsstadt geblieben, wo er sich mit ihrem verstorbenen Gatten schnell und innig befreundete.

Erich und Roland wurden von Vielen begrüßt, die aus der Kirche kamen. Erich stellte seine Mutter dem Schuldirector, dem Förster und dessen Frau und Schwägerin vor und sie geleiteten die Freunde in die Stadt hinein. Es war ein heiterer Zug in Gemeinschaft mit neuen Menschen in jener in sich begnügten Stimmung, mit der eine Gruppe verschieden gearteter Menschen aus der Kirche heimkehrt.

Die Frau Doctorin war nicht in der Kirche gewesen, sie ging Sonntag Morgens nie zur Kirche, sie blieb zu Hause, tröstete die Leute vom Lande, die namentlich des Sonntags früh kamen, über diese und jene Krankheit, verordnete manchmal lindernde Hausmittel und gab der Reihe nach an, wie die Leute bei dem

rückkehrenden Doctor vorgelassen werden sollten. Sie wurde daher scherzweise Frau Petra genannt, denn sie habe gewissermaßen die Stellung des heiligen Petrus, sie müsse die Leute ausforschen, ehe sie ins Himmelreich der Heilung eingelassen werden.

Man trat ins Haus des Doctors. Wohnliche Sauberkeit glänzte auf den Fließen des Flures und auf der Treppe, überall hingen gute Bilder an den Wänden, keines schien blos dem Zufall sein Hiersein zu verdanken, und auf Consolen standen grünende Schlingpflanzen, die ihre Ranken weithin schickten. Im Wohnzimmer war Alles sonntäglich aufgeräumt, auf dem Nähtisch am Fenster, vor dem sich ein Straßenspiegel befand, stand ein blühender Rosenstock. Im Nebenzimmer hörte man die Doctorin laut sagen:

„Ja, Nannchen, das ganze Jahr sprecht Ihr von Religion und von Fügsamkeit in den Willen Gottes und jetzt thut Ihr so verzweifelt und habt keine Geduld und seid nicht tauglich zu nachgiebiger Pflege. Mein Mann kann Medicin geben, aber Liebe und Geduld müßt Ihr Euch selbst geben. Und Ihr, Anna, verfüttert Euer Kind und da soll man allemal wieder nachhelfen; den Verstand kann man nicht in der Apotheke holen. Und Ihr, Peter, geht nur heim und macht den Umschlag mit warmem Essig."

Die Thüre öffnete sich und die Doctorin trat ein. Sie begrüßte die Professorin herzlich und es ergab sich schnell eine gute Beziehung, da die Doctorin mit Lustigkeit erzählte, sie habe es schwer annehmen wollen, aber es sei doch das Beste, wenn man den Leuten, die immer nur klagen, mit Grobheit begegne.

Man saß wohlgemuth beisammen und die Doctorin gab der Mutter eine Liste Derer, die sie nothwendig besuchen mußte, dann fragte sie:

„Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, ist es wahr, daß Manna aus dem Kloster kommt und Sie deren Erziehung vollenden?"

Die Professorin staunte. Was kaum wie ein dämmernder Gedanke in ihr aufgestiegen war, ging schon in der Gegend umher; sie konnte nicht fassen, woher diese Sage kam; die Doctorin wußte auch nicht mehr, von wem sie es gehört.

Als nun die Professorin Näheres um Manna fragte, erklärte die Doctorin, daß sie aus dem Hause Sonnenkamps Niemand als Roland kenne, von der Tochter wisse sie eigentlich nichts, aber

Landrichters Lina sei ihre Freundin gewesen, dort werde man Näheres erfahren.

Der Arzt kam, blieb aber nicht lange; er hörte nur schnell den Bericht seiner Frau.

Die Professorin verabschiedete sich, Frau Petra hielt sie nicht zurück, sondern sagte geradezu, sie müsse noch mit dem und jenem sprechen, das jetzt davon ginge.

Erfrischt und belebt verließ man das Haus.

Beim Landrichter mußte man längere Zeit warten, da Frau und Tochter erst Toilette zu machen hatten. Als sie endlich erschienen, wurden viele Entschuldigungen vorgebracht, man habe sich beeilt und es sehe noch Alles so unordentlich aus, während doch Kleidung und Zimmer äußerst säuberlich und nett waren.

Der Amtsbote wurde nach dem Landrichter geschickt, der seinen Sonntags-Frühschoppen trank. Als endlich die Professorin den Platz in der Sophaecke eingenommen hatte, wo man vor lauter gestickten Kissen kaum sitzen konnte, ergab sich ein anmuthiges Gespräch. Die Professorin wußte Lina ins Gespräch zu ziehen und ließ sich von ihr das Klosterleben schildern. Lina, hiedurch aufgemuntert, wurde immer mittheilsamer und redegewandter.

Der Landrichter erschien; er hatte offenbar seinen Schoppen zu rasch hinuntergestürzt, denn stehen lassen kann man doch nichts. Er drückte der Professorin etwas stärker und länger als nöthig war die Hand. Mit gutem Humor — dem ernsten Gesichte des Männleins stand der Humor ganz seltsam — versicherte er sie seines obrigkeitlichen Schutzes. Er erzählte, daß der Pole aus dem Zuchthause ausgebrochen sei, man habe zwar einen Steckbrief hinter ihm erlassen, werde aber froh sein, wenn man ihn nicht wieder einfange.

Die Frau Landrichter und Lina holten ihre Hüte herbei und begleiteten die Gäste auf einem Umwege den Rhein entlang nach dem Hause des Schuldirectors.

Von selbst fing Lina an von Manna zu erzählen, wie sie gar so traurig sei und doch ehedem die Uebermüthigste gewesen; sie habe ihren Vater schwärmerisch geliebt, so daß man glauben mußte, sie könne ihn nie auf einen Tag verlassen.

Die Professorin hielt sich behutsam zurück, nach etwas zu forschen, sie hatte nur aus Höflichkeit diese Besuche machen wollen und nun stellte sich ihr dadurch eine neue Pflicht heraus. Hätte sie

ahnen können, daß sie selbst nur von Sonnenkamp verwendet wurde, sie hätte noch mehr gestaunt über die verschiedenen Wendungen, die ein einfacher Vorgang nimmt.

Man kehrte nach der Villa zurück.

Der Erste, dem man im Hofe begegnete, war der Major; er sah etwas mißmuthig drein, aber sein ganzes Gesicht erglänzte, als die Professorin sagte, sie habe sich vorgesetzt, ihn und Fräulein Milch heute Mittag zu besuchen, und zwar, da sie leider nicht nach hiesigem Brauch zu jeder Tageszeit Wein trinken könne, zu einer einfachen Tasse Kaffee.

Der Major wußte sich bald zu entfernen, er schickte ein Kind des Castellans zu Fräulein Milch mit der Botschaft.

Die Professorin war äußerst belebt und Erich sprach seine Freude aus, daß auch sie etwas von der Berauschung empfände, die das Menschenleben und das Naturleben am Rhein über Jeden bringe.

Als Roland zu Tische kam, sagte er der Professorin leise:

„Ich habe im Conversationslexikon nachgeschlagen, heut ist der Geburtstag Theodor Parkers, heut ist ja der vierundzwanzigste August."

Die Professorin erwiderte ihm flüsternd, er möge nur mit ihr davon sprechen.

Elftes Capitel.

Noch nie war der Major am Sonntagstisch heiterer gewesen als heut, er vergaß sogar, Joseph zuzunicken, daß er ihm von seinem Burgunder nochmals einschenke.

Frau Ceres lächelte verlegen, als die Professorin sagte, wie schön es sei, sich am Ausblick über den Strom und die Berge zu erquicken, viel schöner aber noch, einen Einblick zu haben in gediegene Häuslichkeit. Sie kenne zwar von fremden Ländern nur wenig, aber es gebe wol kein Land, das Deutschland übertreffe an gediegener Fülle des Gemüths und weit verbreiteter Bildung; Städte und Dörfer, die nur ein klingender Name für vorbeisausende Reisende seien, bärgen in sich das Schönste und Beste, was das Menschenthum ziert.

„So weit die Glocken klingen, ist heut keine bessere Predigt

gehalten worden," sagte der Major zu Erich. Dann erhob er sich. „Ja, die Mutter ... stoßen Sie Alle mit an ... ja, die Mutter soll leben und sie lebt nicht nur, sie macht, daß man das Leben schön und rechtschaffen sieht, und der Baumeister aller Welten wird sie dafür segnen. Meine Brüder! ... Ich wollte sagen, meine ... meine ... also die Professorin soll leben!"

Noch nie hatte der Major einen so langen Trinkspruch ausgebracht und noch nie war er zufriedener wie heute. Er ging bald nach der Tafel heimwärts und unterwegs sagte er sich immer die Worte des Trinkspruchs vor, denn es war sein Hauptstolz, Fräulein Milch seine schöne Rede wörtlich berichten zu können. Aller Ruhm der Welt ist nichts, wenn nicht sie ihn lobt; sie versteht doch Alles am besten.

Als er zu Hause ankam und Fräulein Milch klagte, daß heute ihr süßer Rahm sauer geworden sei und man im ganzen Dorfe keinen frischen bekomme, winkte er ihr mit der Hand, sie solle nichts reden, damit er seinen Toast nicht vergesse; er stellte sich frei vor sie hin und sagte:

„So habe ich bei Tisch gesprochen."

Die Laadi schaute ihren Herrn an, als er eine so gewaltige Rede hielt und da er fertig war, bellte sie zum Zeichen des Verständnisses. Der Major wollte gewiß nicht lügen, aber die Rede war noch schöner, wenigstens länger, als er sie Fräulein Milch vortrug. Nachdem er geendet hatte, sagte sie:

„Ich freue mich nur, daß auch gute Menschen Ihre Worte gehört haben." Denn Fräulein Milch war Herrn und Frau Sonnenkamp, vor Allem aber Fräulein Perini nicht hold.

„Warum haben Sie nicht unser schönes weißes Tischzeug aufgelegt?" fragte der Major, als er den sauber hergerichteten Kaffeetisch im Garten sah.

„Weil das Weiße in der Sonne zu sehr blendet."

„Ist wahr ... ist gut. Soll ich nicht die Laadi einsperren? Sie ist so zudringlich."

„Nein, lassen Sie den Hund nur frei."

Der Major sann hin und her, ob er nicht auch etwas thun könne, um die Gäste würdig zu empfangen. Er fand es.

Er entlehnte und borgte sonst nie etwas, aber heute durfte man eine Ausnahme machen. Er ersuchte die Köchin des Altmeisters, ihm ein Töpfchen frischen Rahms zu geben.

Es gelang ihm, den Topf auf den Tisch zu stellen, ohne daß Fräulein Milch es merkte. Er hielt sich die Hand vor den Mund, daß er nicht laut auflache, wie sie staunen würde, wenn plötzlich süßer Rahm auf dem Tisch stehe. Er ging in die Stube und trug seinen großen lederüberzogenen, gepolsterten Lehnsessel in den Garten, da sollte die Professorin sitzen; aber Fräulein Milch, die dazu kam, zeigte zu seinem Schrecken, daß der Lehnstuhl das helle Tageslicht im Freien nicht vertrage; er wurde nun von Beiden wieder zurückgebracht.

Fräulein Milch bat den Major, recht ruhig zu sein, und jetzt nahm sein Antlitz eine Miene an, als ob er weinen müsse. Er legte die Hand auf die Schulter des Fräulein Milch und sagte:

„Es ist hart ... sehr hart ... grausam ... schlimm ... sehr schlimm ... sehr grausam, daß ich nicht sagen darf: hier, Frau Professorin, dies ist die Frau Majorin.“

Fräulein Milch wendete sich rasch, ihre Mienen hatten plötzlich etwas Erstarrendes.

„Um Gottes Willen, was machen Sie?“

Der Hund bellte, wie wenn er sagen wollte: was ist denn das? was seht ihr euch denn so böse an?

„Bin schon ruhig ... bin schon ruhig! Sei still, Laadi,“ beschwichtigte der Major, und er war so müde, daß er sich setzen mußte; er versuchte es, seine lange Pfeife anzuzünden, aber sie ging ihm wieder aus.

Am Gartenzaun stand der Major und trommelte mit den Fingern auf eine Latte; er starrte so verloren drein, daß die Gäste vor ihm standen und er sie nicht hatte kommen sehen.

Die Begrüßung zwischen der Professorin und Fräulein Milch war keineswegs so zutraulich, wie der Major gehofft hatte. Beide Frauen musterten einander offenbar streng. Der Major lachte bald in sich hinein, Fräulein Milch merkte gar nicht, daß süßer Rahm da sei; sie schenkte ein, als ob das etwas ganz Gewöhnliches wäre. Bald aber schlug er mit seinem Stumpffinger an die Stirn und sagte in sich hinein:

„Sie ist viel gescheidter, sie macht vor Fremden kein Aufsehen. O, die ist so klug, die lernt man nicht aus.“

Wie gern hätte er das der Professorin gesagt, aber er nahm sich vor, heute wo möglich gar nichts zu reden; Fräulein Milch allein sollte reden.

Es schien indeß kein rechtes Gespräch zu Stande zu kommen.

Die Professorin fragte Fräulein Milch, ob sie eine Eingeborne des Landes sei.

Sie verneinte kurz.

Der Major fand den guten Ausweg. Zwei fremde Pferde im Stall muß man allein lassen; sie schlagen sich vielleicht ein wenig, zuletzt aber vertragen sie sich. Er wußte Roland und Erich viel zu erzählen von dem Weinberge, von dem man heuer den ersten Wein gewinnen sollte; sie mußten ihn dahin begleiten.

Nun waren die beiden Frauen allein. Die Professorin gab ihre Freude kund an dem vollen Leben hier und an der Landschaft, wie man hier nicht nur verborgene Plätze voll erquicklicher Schönheit finde, sondern auch Menschennaturen, die einsam für sich ein feines Verständniß und einen hohen Sinn in sich pflanzen und pflegen.

Fräulein Milch, die sich mit ihrer Tasse etwas abseits vom Tische gesetzt hatte, rückte näher und sagte, sie traue sich nicht den rechten Blick für das heitere Leben der Menschen zu; sie sähe sie wohl an Sonn- und Festtagen scherzend, singend und mit Kränzen auf dem Haupte bergan, bergab ziehen, wer aber nicht mitten in diesem lustigen Treiben stehe, wer das nur vom Fenster aus, oder hinter dem Gartenzaun stehend betrachte, der habe kein gerechtes Urtheil; das ganze Treiben käme Einem manchmal vor, wie wenn man sich die Ohren zuhalte, nichts von der Musik höre und doch die Menschen tanzen sehe.

Die Professorin fragte nach den Armen der Gegend, ob da vielleicht Fräulein Milch nähere Einsicht habe. Lächelnd sagte Fräulein Milch:

„Ja, die Armen! Die Weinbauern kommen mir vor wie die Musikanten; sie mühen sich ab im Musik machen, nach der die Andern tanzen; übrigens sind sie auch selbst lustig dabei.“

Die Art, wie Fräulein Milch sich weiter ausdrückte, überraschte die Professorin; sie hatte eine kleinliche, redselige Wirthschafterin erwartet und fand ein geläutertes Denken, einen Zartsinn, die von reifer Bedachtsamkeit stammen mußten. Sie erwähnte die umfassende Thätigkeit Sonnenkamps; Fräulein Milch ging nicht näher ein, sie sagte nur, Herr Sonnenkamp sei nicht unmilden Herzens, aber er habe keine geordnete Wohlthätigkeit. Sie bedauerte, daß Manna nicht da sei; wenn die Tochter des Hauses

die Wohlthätigkeit des Vaters ordnete und in der Hand hielte, so wäre das besser als ein Klosterleben. Ihrer sonstigen Zurückhaltung vergessend, erklärte Fräulein Milch, daß Manna eine unbegreifliche Verletzung erfahren haben müsse, denn aus Uebermuth plötzlich zu solcher Demuth überzuspringen, das sei nicht natürlich.

„Ich will Ihnen nur einen kleinen Zug von Manna erzählen und Sie kennen sie. Eine Stechfliege, eine sogenannte Rheinschnake, saß auf ihrer Hand und saugte an ihrem Blute; sie ließ sie ruhig saugen und sagte dann nur: die garstige Fliege! Ich habe sie trinken lassen und nicht gestört, und sie hat mich dann doch dafür gestochen ... Gegen mich," setzte Fräulein Milch erröthend hinzu, „hat das Kind eine Abneigung, die ihm von Fräulein Perini eingeflößt wurde."

Die Professorin erklärte, daß Herr Sonnenkamp es ihr anheimgeben wolle, eine ausgebreitete Mildthätigkeit anzuordnen; sie fragte, ob Fräulein Milch ihr darin beistehen wolle. Diese versprach es; sie kam aber wieder darauf zurück, daß es schicklicher wäre, die Tochter des Hauses in Mitwirkung zu setzen.

In guter Ansprache lernten die beiden Frauen einander kennen. Die Professorin hatte die ererbte und leichte Bildung, sie gab viel, ohne daß es so schien; Fräulein Milch hatte die eroberte Bildung, in der sich die Mühseligkeit erkennen ließ, mit welcher sie sich ein tieferes Denken selbständig angeeignet hatte.

Der Major sah von ferne, wie die beiden Frauen sich die Hände reichten, und er sprach die liebkosenden Worte, die er gern zu Fräulein Milch gesagt hätte, zur Laadi:

„Bist ein prächtiges Geschöpf, gescheidter wie alle Menschen ... klar wie der Tag ... ruhig und solid ... Du nicht, Laadi ... was guckst Du mich so an?" ...

Er kam glücklich wieder im Garten an, Roland und Erich folgten nach.

Als der Major der Professorin auf dem Heimwege ein Stück Weges das Geleite gegeben hatte, stand er noch lange still und schaute den Weggehenden nach, und zum Himmel aufblickend, sprach er:

„Dank Dir, Du Baumeister aller Welten ... Du weißt schon, was ich sagen will ... Remdem!"

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Von Biegung zu Biegung ist es, als ob der mächtig dahinwallende Rheinstrom sich in einen See verwandle, bis er wieder, um die sich vorschiebenden Berge strömend, seinen Lauf fortsetzt.

Fast ist es in der Geschichte, die wir zu erzählen haben, auch so.

Zur Feier von Goethe's Geburtstag hatte Clodwig die Nachbarn von Villa Eden nach Wolfsgarten geladen.

Frau Ceres und Fräulein Perini blieben zurück.

Erich konnte ein Bangen nicht unterdrücken, wie er Bella zum ersten Mal begegnen würde. Sie kam mit Claudine den Besuchenden im Walde entgegen, sie umarmte die Professorin und dankte ihr nochmals, daß sie sich die Entbehrung auferlegt, Claudine bei ihr zu lassen; Erich reichte sie die Hand und sagte mit etwas starrem Blick:

„Sie, Herr Hauptmann, waren heute sein erster Gedanke.“

Weiter sagte sie nichts, sie nannte ihren Mann auch nicht geradezu.

Eben als man auf Wolfsgarten ankam, fing es zu regnen an, so daß man das Haus nicht verlassen konnte.

Prancken war nicht zugegen; er hielt sich am Niederrhein bei einem kirchlich gesinnten Landwirthe, dem sogenannten Klosterbauer auf; denn es gibt heute nichts mehr, dem man nicht eine kirchliche Färbung und Unterscheidung gibt. Prancken hatte dabei das Glück, in der Nähe des Klosters zu sein, denn der Landwirth hatte die Felder der Insel gepachtet, die er bebaute.

Man versammelte sich im großen Saale, dessen drei offene Balconthüren nach dem von Blumen und Schlingpflanzen bestellten und mit schönen Ruhesitzen versehenen Balcon führten.

Als man ruhig beisammen saß und durch einander plauderte, erhob Clodwig plötzlich die Hand, wie wenn er Stille gebiete; Alle verstanden. Er zog die Uhr heraus und sagte:

„Jetzt ist die Minute, in der Goethe vor mehr als hundert Jahren geboren. Ich bitte," setzte er freundlich winkend hinzu, „Bella und Fräulein Dournay ...."

Die Beiden verstanden, setzten sich zum Clavier und spielten vierhändig Beethovens Ouverture zu Egmont.

Bella spielte mit weit offenen Augen dreinschauend, Claudine hatte den Blick gesenkt und bewegte während des Spielens den Kopf beständig wie in einer Wogenlinie; Alles war geschwungen, nichts eckig.

Als das Musikstück geendet hatte, erzählte Clodwig von seinem Glücke, Goethe noch persönlich gekannt zu haben.

Die Professorin beklagte, daß es ihr nicht zu Theil geworden, die Stimme des Dichters zu vernehmen und in sein Auge zu schauen, und doch sei sie, als er starb, schon alt genug gewesen, um zu wissen, wer er war, wenn sie ihn auch noch nicht vollauf begriffen. Sie erzählte, wie in ihrem elterlichen Hause, als man sich eben zu Tische setzen wollte, ein Mann kam mit der Nachricht: Soeben ist die Kunde vom Tode Goethe's eingetroffen. Eine ältere Dame war so ergriffen, daß sie sich nicht mit zu Tische setzen konnte. Damals zum ersten Male habe sie ihren Gatten, der mit an der Tafel saß, im Widerspruch kennen gelernt; denn er habe bei aller Verehrung für Goethe behauptet: der Meister habe es nicht nur als Hauptaufgabe des Mannes gestellt, die beste Frau zu finden, er habe auch die Dichtkunst selbst zu sehr verweiblicht, er habe die Frauen zu sehr in den Mittelpunkt des wirrenden Lebens gestellt und die Welt in dem Glauben gelassen, daß die Poesie und ihre Kenntnißnahme mehr eine Sache der Frauen sei.

Clodwig widersprach dieser Auffassung. Er betonte zuerst, daß unser modernes Leben den sogenannten Cultus des Genius nicht aufkommen lasse, denn der Cultus könne nur da entstehen, wo die Erscheinung des Vollkommenen, des Göttlichen angenommen werde; sobald man Einschränkungen setze, sei er nicht mehr möglich.

Bella, die sich nicht weit von Erich auf den Balcon gesetzt hatte, sagte zu ihm:

„Ich will nichts Vergangenes. Wollte ich Reliquien verehren, hätte ich in meiner Kirche genug. Mit der Verehrung für Vergangenes machen sich die Menschen zu etwas. Es lebe, wer da lebt, ist mein Wahlspruch."

Mit Schrecken sah Erich, daß in dieser Frau ein Widerspruch gegen die ganze Tonart ihres Mannes war, der ihn das ehedem so harmonisch erschienene Zusammensein als ein durchaus peinliches erkennen ließ. Das Auge Sonnenkamps dagegen, der die Worte Bella's gehört hatte, ruhte groß auf Bella; sie wendete sich nun an ihn und bat, ihr bei der neuen Einrichtung ihres Treibhauses Rath zu ertheilen. Sie legte ihren Arm in den Claudinens, Beide gingen mit Sonnenkamp davon.

Clodwig und die Professorin saßen nun allein im Saale, während Erich und Roland auf dem Balcon still hielten und vernahmen, wie Clodwig hinzusetzte, daß die Zukunft, wenn dem thätigen Leben die Weihe des Geistes geworden, vielleicht die Form des Cultus nicht mehr bedürfe.

Mit angehaltenem Athem hörten Erich und Roland zu, wie Clodwig und die Mutter einander bekannten, was ihnen der Meister an Lebenskraft und durchdringender Erkenntniß geleistet, und wie sie jenes nicht genug erkannte Werk: „Goethe's Gespräche mit Eckermann," erörterten, das uns den Meister zu lebendigem, persönlichem Umgange erneuert. An dem Verhältniß zu Goethe läßt sich der Bildungsgrad eines Menschen ermessen.

Clodwig meinte, daß die heutige Jugend eine bedingte Verehrung für den Meister habe, da sie vorherrschend die bürgerliche Pflicht fühle und ein eigentlich politisches Wirken Goethe nicht aufgegangen sei und seine Aufgabe nicht war.

Wieder stimmten die Beiden in einen Wechselgesang zum Lobpreise der Bereicherung und Vertiefung des Lebens ein, das ihnen durch Goethe geworden.

Erich und Roland saßen still und hörten zu; nur einmal sagte Erich leise:

„Sieh, Roland, das ist Ruhm, das ist Ehre; das ist das höchste Glück, daß ein Mann so fortwirkt, daß sein Geist stets neu belebt, daß hier oben nach Jahren zwei Menschen einander erbauen in Auferweckung dessen, was ein aus dem Leben Verschwundener festgestellt."

Weiter sprachen die Beiden drinnen im Saal und jetzt hörte Erich seinen Namen nennen, denn die Mutter sagte: Erich verstünde sehr gut, Goethe'sche Gedichte vorzulesen.

Bella, Claudine und Sonnenkamp wurden herbeigerufen. Erich las, aber heute weniger gut als sonst, denn es kamen viele Anklänge vor, die auf die Bewegtheit seines Herzens und Bella's sich übertragen ließen.

Der Regen hörte immer noch nicht auf. Bella gab verborgene Künste zum Besten. Sie erschien in einer rothsammetnen Draperie, die sie als griechisches Gewand handhabte, und ahmte einer berühmten italienischen Schauspielerin mit bewundernswerther Kunst nach. Sie verschwand wieder und erschien als Pariser Grisette; dann verschwand sie abermals und trat als Tiroler Handschuhverkäuferin auf, immer neu, kaum zu erkennen.

Am meisten Heiterkeit erregte es, als sie rasch nach einander drei Bettlerinnen nachahmte, eine katholische, eine evangelische und eine jüdische Frau. Ohne in Caricatur zu verfallen, verstand sie es, auch Bekannte wiederzugeben, und das Alles mit vollendeter Grazie und Bestimmtheit.

Clodwig mußte an sich halten, eine Bitterkeit nicht merken zu lassen, daß durch solche Dinge sein Goethe-Tag ausgefüllt würde. Er fühlte sich wieder in seinem eigenen Hause heimatlos und fremd zu Bella.

Erich indeß sah diese Schaustellungen, denen er eine Bewunderung nicht versagen konnte, mit getheilter Empfindung an. Welch eine reiche Natur war Bella, und wie schwer mußte es ihr sein, ihre vielfältige Kraft im engen Bezirke eines Pflichtkreises zu halten. Bella aber hatte sich heute gewaltsam zum Aufgebot ihrer Künste gebracht; sie wollte jede Empfindlichkeit, jede Erinnerung vor sich und Erich vernichtet sehen. Sie erzählte Erich, daß der russische Fürst, der zu Weidmann nach Mattenheim gezogen war, oft seiner gedenke; er schreibe aber auch mit großer Anerkennung von dem früheren Lehrer Roland's, dem Magister Knopf.

In der Betonung des Wortes „Lehrer" schien Bella eine verschwundene Grenzscheide zwischen ihr und Erich wieder aufrichten zu wollen.

Gegen Abend hörte endlich der Regen auf und die Sonne ging mit jener unsagbaren Farbenpracht unter, die beim Durch-

leuchten der Regenluft über den wie durchglühten Bergen sich darstellt. Man machte sich rasch auf den Heimweg. Roland beklagte, daß seine Schwester Manna nicht einen solchen Tag miterlebt.

Clodwig fragte noch beim Abschied Sonnenkamp, ob er nicht nunmehr, da die Professorin in seinem Hause, die Tochter heimkommen lassen wolle.

Sonnenkamp war sehr dankbar für die Sorgfalt, die Clodwig seinem Hause widmete; er bot der Professorin die Hand dar und sagte:

„Wenn es Ihnen genehm ist, reisen wir morgen mit einander zu meiner Tochter.“

Die Professorin nickte beistimmend.

Sonnenkamp glaubte an die edlen Motive der Professorin und eine Weile fühlte er sich angenehm davon berührt.

Bald aber erhob sich wieder das Bewußtsein seiner triumphirenden Kraft; die Welt dient seinen Plänen und es ist eine Lust, die Menschen zu verwenden, mit ihnen zu spielen, auf ihren Schultern sich zu wiegen. Clodwig und die Professorin machten seinen geheimen Wunsch für Manna zu ihrem eigenen, sie mußten nun dankbar sein, daß er ihren Willen ausführte, und doch mußten sie ihm dienen, denn gerade durch sie sollte sein Hauptplan zur Ausführung kommen, erst dann hatte er das bestätigte Recht, ein Wesen höherer Gattung sein zu dürfen, das über Andere verfügt und sie mit Freundlichkeit begnadigt.

Noch am Abend der Heimkunft bestimmte Sonnenkamp, daß der Gärtner die Lieblingsblumen Manna's, und das waren besonders Reseden, am andern Tage überall in ihrem Zimmer anbringe.

Zweites Capitel.

Dienstfertigkeit und Ehrerbietung zeigten sich in der Art, wie Sonnenkamp der Professorin die Hand reichte, als sie aus dem Wagen stieg, wie er sie nach dem Dampfschiff führte, ihr einen vor Zugluft geschützten und freien Ausblick gewährenden Platz suchte, wie er ihr alles zur Hand legte und nach ihren Wünschen fragte.

Die Professorin sah zu ihrem Schrecken, daß sie ein Buch vergessen hatte, das sie mitnehmen wollte. Sie wich den Fragen Sonnenkamps aus, welches Buch es sei, denn sie konnte wohl voraussetzen, daß die Schriften des Mannes, den sie so sehr verehrte, Sonnenkamp nicht genehm seien; sie scherzte über sich selbst, daß sie noch bei einer Rheinfahrt am sonnenhellen Tage gerne ein Buch bei sich habe. Nun mußte sie ganz dem Ausblick und ihren Gedanken leben.

Sonnenkamp setzte sich neben sie und seine Stimme war in der That bewegt, als er sagte, daß er seine Kinder glücklich preise, ja fast beneide, daß eine solche Frau sich in ihren Jugendgeist einlebe.

Je mehr er sprach, je weicher wurde er; es lag ein Glanz in seinen Augen, als ob eine Thräne darin zerflossen wäre. Er wiederholte, er möge nicht von seiner Jugend sprechen, die sei öde und wüst, keine zarte Frauenhand habe je die Mienen seines Antlitzes geglättet. Endlich kam er, sich gewaltsam fassend, auf den Hauptpunkt.

„Man hat meinem Kinde eine Thatsache berichtet, die zu widerlegen ich unter meiner Würde halte. Sollten Sie, geehrte Frau, eine solche erfahren, so seien Sie im Voraus überzeugt, daß es eine von niedrigster Feindseligkeit ausgeheckte Lüge ist."

Er sagte, er könne es nicht nennen, sonst müßte er hier auf dem Schiffe rasend werden. Seine zur Milde geschmeidigten Mienen wurden plötzlich wild, Furcht erregend. Die Professorin sagte nun, daß sie zunächst ihrer Jugendfreundin, der Oberin, einen Besuch mache, und bat, daß Herr Sonnenkamp Alles vermeiden möge, was seiner Tochter eine Beziehung zu ihr aufdrängen könne.

Sonnenkamp verabredete mit ihr, nicht mit auf die Insel zu gehen; er wollte im Gasthof am andern Ufer warten, bis die Professorin ihn rufen lasse ...

Während das Schiff den Rhein hinabfuhr, pflügte ein stattlicher Landwirth in kleidsamer Tracht einen Acker auf der Klosterinsel. Die Kinder standen von Ferne und sahen dem Pflügen zu, als ob es ein Wunder wäre; sie wollten näher treten und schauten auf Manna, als ob diese es erlaube, Manna nickte und sie gingen auf dem Kiesweg an der Seite des Ackers dahin. Da grüßte der Pflügende, indem er den Hut abnahm; Manna erschrak. Ist das nicht Herr von Prancken?

Er pflügte ruhig weiter. Als er jetzt den Pflug wendete, schaute er zu ihr hin und lächelte; er war es.

„Das ist ein wunderschöner Bauernknecht," sagte eines der Mädchen.

„Und er sieht so fein aus," rief ein anderes.

„Und er hat einen Siegelring an der Hand," rief ein drittes. „Wer weiß, ob das nicht ein verkleideter Ritter ist."

Manna rief die Kinder, daß sie wieder mit ihr umkehrten. Sie ging in ihre Zelle, von der man den Acker überschauen konnte, vermied aber das Fenster. Es schmeichelte ihr, daß Prancken sich in ihrer Nähe hielt und so bescheiden und rücksichtsvoll war, sie nicht anzusprechen. Sie überlegte, ob sie das nicht der Oberin mittheilen müsse, aber sie fand, daß sie kein Recht habe, das Geheimniß des Herrn von Prancken zu lösen.

Sie ging nach dem Fenster und sah, wie er ruhig seine Arbeit vollführte, er erschien so rein und edel in dieser einfachen Thätigkeit. Ein Rosenstock stand auf ihrem Fenstersims, eine Spätrose war aufgeblüht; jetzt schaute Prancken auf, sie faßte die Rose, wollte sie abbrechen und als Zeichen der Erkennung ihm hinabwerfen, aber eben, als sie den Stiel faßte, trat eine dienende Schwester ein und meldete, daß ein Besuch gekommen sei, der Manna zu sprechen wünsche. Die Rose blieb am Stock.

Manna wendete sich und fühlte, wie verwirrt sie war. Dort ist ja Prancken, dort führt er den Pflug. Wie konnte er sich melden lassen? Oder ist Gräfin Bella angekommen? Schwankenden Schrittes ging sie hinab nach dem Sprechzimmer. Die Oberin stellte ihr eine Dame vor und sagte:

„Dies ist meine Freundin, Professorin Dournay, die Mutter vom Lehrer Deines Bruders."

Drittes Capitel.

Der erste Blick, mit dem die Professorin und Manna einander ins Auge faßten, war Ueberraschung; Jedes hatte sich vom Andern eine nicht zutreffende Vorstellung gemacht.

Manna erinnerte sich der hohen Gestalt Erichs, seiner Aehn-

lichkeit mit dem Bilde des heiligen Antonius und nun stand vor ihr eine kleine ergraute Blondine. Die Mutter dagegen hatte sich eine schöne Schwester Rolands vorgestellt und sah nun eine zierlich feine, aber beim ersten Anblick durchaus nicht den Eindruck von Schönheit gebende Erscheinung. Die Farbe des Antlitzes war etwas dunkel, die braunen Augen glänzten in breitem, ruhigen, jeden Hineinblickenden erwärmenden Feuer.

Manna verbeugte sich sehr förmlich vor der Professorin und diese reichte ihr mit einer mütterlichen Zutraulichkeit die Hand, indem sie sagte, daß es ihr eine Freude sei, bei dem Besuche, den sie ihrer Jugendfreundin, der Oberin, mache, auch die Tochter ihrer Gastfreunde kennen zu lernen. Sie betonte besonders, daß sie in einem traulichen Verhältniß zur Mutter Manna's stehe.

„Ist meine Mutter wohl?“ fragte Manna; ihre verschleierte Stimme tönte warm und anmuthvoll.

Die Professorin gab guten Bericht und konnte hinzufügen, daß der Doktor sage, Frau Ceres sei noch nie so anhaltend belebt gewesen wie jetzt.

„Wenn Sie an Manna einen besonderen Auftrag haben,“ sagte die Oberin, „so will ich Sie allein lassen.“

„Ich habe durchaus keinen besonderen Auftrag.“

Manna verabschiedete sich, sie reichte der Professorin die Hand und ging davon. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Wozu hat man sie denn rufen lassen, wenn man ihr kaum etwas mitzutheilen hat? Daß diese Fremde sie so hin und her schickte — denn eine Fremde ist doch diese Frau — erschien ihr unwürdig. Aber während sie über den langen Gang dahinwandelte, sah sie beständig das treuherzig milde Antlitz der Fremden vor sich und jetzt lächelte es ihr zu, als wollte es sagen: Bist ein seltsames Kind!

Nachdenklich kehrte Manna in ihre Zelle zurück; sie sah zum Fenster hinaus, Prancken stieg mit dem Pferde in einen Kahn und dann landete er drüben. — Er eilte rasch das Ufer hinan und verschwand hinter den Weiden.

Manna sehnte sich nach der Zeit, wo die Welt ihr entrückt sein und keine Unruhe mehr über sie kommen würde, denn jetzt war sie tief beunruhigt. Da ist Prancken, da ist die Mutter des Erziehers — was sollte das Alles? Sie nahm ihr Andachtsbuch vor, aber es gelang ihr nicht, ihre Gedanken von den hier feststehenden fesseln zu lassen.

Indeß saß die Professorin bei der Oberin.

Erscheinung wie Haltung dieser beiden Frauen war ein scharfes Widerspiel.

Die Gestalt der Professorin war behaglich und in ihrem Antlitz eine aufmerksame Belebung, ihre Hände waren rund und voll. Die Oberin war hager, groß, gestreckt, der Ausdruck ihres Gesichts streng und ernst, wie wenn sie eine Sekunde vorher einen gemessenen Befehl ertheilt hätte oder im Begriff wäre, einen solchen zu ertheilen; ihre Hände waren lang und ausgearbeitet. Beide Frauen hatten eine schwer geprüfte Vergangenheit; die Professorin hatte eine milde, ja eine lächelnde Zufriedenheit daraus gewonnen, die Oberin dagegen eine beständige Rüstung, um allen Begegnungen fest gegenüberzustehen.

Bei der ersten Begrüßung der beiden Jugendfreundinnen nach einer bald dreißigjährigen Trennung schien die Oberin es nicht gehört zu haben oder nicht hören zu wollen, daß die Professorin sie Du genannt hatte.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß ich Sie diesseits noch einmal sehe,“ sagte sie alsbald, und als die Professorin Jugenderinnerungen erwecken wollte, entgegnete die Oberin, sie kenne keine Vergangenheit, sie kenne nur eine Zukunft, die einzige, die das Recht habe, daß wir all unser Denken darauf richten.

Die Oberin bemerkte, daß die fremde Anrede die ehemalige Freundin stutzig mache, und sagte mit gleicher Ruhe, daß sie keinerlei Unterschied mit Verwandten und Bekannten aus der früheren Welt mache; es sei ihr Niemand näher und Niemand ferner gestellt; wer nicht so zu handeln vermöchte, der dürfe sich nicht dem geistlichen Berufe widmen.

Die Professorin war gefaßt genug, um zu sagen:

„Sie hatten immer eine Strenge des Geistes, die mich früher manchmal erschreckte, die ich jetzt aber bewundere.“

Die Oberin lächelte; aber wie im Zorn, daß sie von dieser Höflichkeit sich geschmeichelt fühlte, setzte sie hinzu:

„Ich bitte mich nicht zur Eitelkeit verleiten zu wollen. Ich stehe auf meinem Posten und habe strengen Wachtdienst, bis der Herr mich abruft. Damals, ich muß es doch sagen, wußte ich nicht, daß Sie und ich in zwei verschiedenen Welten lebten; in meiner Welt hat man die Pflicht, keine Kraft für sich selbst zu haben.“

Bei aller Selbstverleugnung erschien es der Professorin, als ob die Oberin von der Macht und Größe des Kreises, in dem sie stand, mit jenem Stolze oder wenigstens mit jenem gehobenen Selbstgefühle sprach, das Jeden leicht überkommt, der einem geschlossenen, machtvollen Gemeinwesen angehört.

Bald aber fanden die Beiden einen friedlichen Berührungspunkt, indem sie über die schwere Aufgabe der Erziehung junger Seelen sich besprachen.

Die Oberin hatte reiche eigene Erfahrung, während die Professorin fast nur auf Lehre und Anschauung ihres Gatten sich berufen konnte; und jetzt, da sie als Schülerin erschien und dankbar zuhörte, wurde sie auch milder betrachtet. Die Oberin fühlte, daß sie doch etwas zu schroff sich verhalten, und wie man in solcher Empfindung leicht Dinge mittheilt, die man eigentlich verschließen wollte, so geschah es auch hier.

Sie erzählte, welch ein wundersames Wesen Manna sei; es seien zwei Naturen in ihr, eine demüthig fügsame, fast willenlose, und eine kämpfende, trotzige und eigenwillige. Sie habe einen ernsten Charakter, vielleicht etwas zu ernst für ein siebzehnjähriges Mädchen; nur könne sie in ihren Empfindungen oft nicht Maß halten, aber wer könnte das in diesem Alter. Auf ihrem Gemüthe laste ein Schmerz, der unerklärlich sei; es sei zu vermuthen, daß er darin seinen Grund habe, daß das Kind den Zwiespalt der Eltern tief empfinde. Sie fragte die Professorin um Näheres über die Charakterbesonderheit der Eltern, aber die Professorin antwortete ausweichend. Die Oberin erzählte weiter, daß Manna Anfangs einen schweren Stand im Kloster gehabt, ja ihr Eintritt fast eine Revolution bewirkt habe. Zwei Amerikanerinnen aus den besten Familien waren ebenfalls hier und wollten nicht mit der Quadrone — denn für eine solche hielten sie Manna — an Einem Tische sitzen; sie erzählten den Mitschülerinnen, daß Neger und Mischlinge in ihrem Vaterlande immer in abgesonderten Waggons der Eisenbahn sitzen, wie auch in der Kirche besondere Plätze haben müßten. Durch schnelle Fassungsgabe und großen Eifer habe Manna es bald dahin gebracht, daß sie sogar das blaue Band erhielt.

Die Professorin hätte der Oberin gern gesagt, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, den Kindern durch Lehre und That zu zeigen, wie es vor Gott keinen Unterschied des Blutes gebe und diese Ausschließung eine Gottlosigkeit und Barbarei sei.

Sie unterdrückte es. Eine Röthe aber durchzog das Antlitz der Professorin, da die Oberin sagte, sie möge die Güte haben, beim Tischgebet die Hände zu falten. Sie erwiderte:

„An unserm Tisch wurde kein übliches Gebet gesprochen, aber ich glaube, daß an demselben ein reines und gutes Denken herrschte.“

„Gut, gut, ich wollte Sie nicht verletzen,“ sagte die Oberin. „Ich habe mit Theilnahme erfahren, daß Sie den Mann verloren, um dessentwillen Sie sich aufopferten.“

„Ich war glücklich mit meinem Mann,“ erwiderte die Professorin, „unsere Liebe erneuerte sich täglich. Dieses Glück habe ich verloren, aber ich besitze noch eine hohe und schöne Liebe: die zu einem Sohn, der sich gut und tüchtig entwickelt hat.“

„Es freut mich, daß Sie so glücklich sind, aber sagen Sie mir aufrichtig: haben Sie nicht auch gefunden, daß unter zehn verheiratheten Frauen mindestens neun unglücklich sind?“

Die Professorin schwieg und die Oberin fuhr fort:

„Ihr Schweigen ist Bejahung, und nun sehen Sie den großen Unterschied: unter hundert Nonnen finden Sie kaum eine unglückliche.“

Die Professorin schwieg noch immer, sie wollte auf diese kühne Behauptung keine Erörterung weiterführen, sie war Gast, sie wollte hier nicht bekehren und verbessern. Die Oberin aber wurde herausfordernd, denn sie fragte:

„Kennen Sie etwas Unglücklicheres als ein Mädchen, das weiß und von dem Andere wissen, daß es in den Besitz von Millionen kommt? Soll es an die Liebe von vergänglichen Menschen glauben? Soll es glauben, daß es um seinetwillen umworben werde? Da bleibt nichts, als sich und seine Habe in die Hand des Ewigen geben. Wir werben nicht um Manna und ihren einstigen großen Besitz, wir bestehen darauf, daß sie in die Welt zurückkehre und erst aus freiem Entschluß wieder zu uns komme. Von unserer Seite geschieht weder Zwang noch Einflüsterung, aber wir haben auch die Pflicht, Diejenigen, die das Unvergängliche dem Vergänglichen vorziehen, wo sie auch sein mögen, zu schützen; und nun reden wir darüber nicht mehr.“

Die Oberin ging davon.

Die Professorin wandelte allein auf der Insel und es erschien ihr als ein Wagniß, ja als unberechtigte Kühnheit, das Kind, das hier in Frieden lebte und in diesem Kreise sein Leben beschließen wollte, herausreißen zu wollen.

Sie stand am Ufer und fast ohne zu wissen warum, ließ sie sich übersetzen und war nicht wenig erstaunt, unter den schattigen Linden des Gasthofes Herrn Sonnenkamp und Herrn von Prancken beim Weine sitzen zu sehen.

Prancken hatte ein seltsames Gewand an, so daß sie glaubte, sie irre sich; sie wollte umkehren, wurde aber angerufen und trat zu den beiden Männern in den Garten.

Sonnenkamp war sehr aufgeheitert, er pries den Zufall, der ihn hier seinen Freund Prancken treffen ließ, er fand es gar prächtig, daß sich der Baron eine Weile zum Feldbauer machte, er deutete an, daß er auch einmal so etwas gewesen, und sagte:

„Vor unserm Freunde haben wir kein Hehl. Frau Professorin, will Manna nun mit Ihnen heimkehren?"

Die Professorin erzählte, daß davon noch kein Wort gesprochen sei, und man könne es auch kaum wünschen; man solle Manna ihre Zeit vollenden lassen und überhaupt sich vor jedem gewaltsamen Eingriff hüten.

Prancken stimmte bei, Sonnenkamp war indeß sehr unwirsch, er fand es empörend, daß sein Kind hier wie in einer Heerde leben sollte, während ihm ein freies Dasein bereitet war.

Die Mittagsglocke läutete auf dem Kloster, die Professorin sagte, daß sie zurückkehren müsse.

Sonnenkamp begleitete sie bis ans Ufer und dort sagte er leise:

„Kümmern Sie sich nicht um Prancken. Wir wollen meinem Kinde die Freiheit geben in jeder Beziehung."

Die Professorin fuhr wieder nach der Insel; die Kinder saßen schon bei Tische, als sie in den Speisesaal kam. Als gespeist und gebetet war, sagte die Oberin zu Manna:

„Nun geh mit der Freundin Eures Hauses."

Die Professorin ging mit Manna nach dem schattigen Wäldchen am obern Ende der Insel. Auch Heimchen ging mit und war zutraulich gegen die Mutter; das Kind ließ sich ruhig mit einem Buche unter einen Baum setzen und wollte hier warten, bis man es wieder abhole.

„Du darfst aber Manna nicht mit fortnehmen," rief das Kind noch von seinem niedern Bänkchen nach; die Beiden erschraken, denn das Kind sprach wie durch einen Naturtrieb aus, was die Eine besorgte, die Andere hoffte.

Viertes Capitel.

„Sie scheinen mir zu höherem Leben berufen," sagte die Professorin, „da Sie schon in früher Jugend etwas so Schweres und den ganzen Zwiespalt der Menschen erfahren mußten."

„Ich? Wie?" fragte Manna. Sie zitterte.

„Sie haben ja unter jenem Entsetzlichen gelitten, das Ihr großes und schönes Vaterland befleckt."

„Mein Vaterland? Ich? Sprechen Sie deutlicher."

„Es schmerzt mich sehr, wenn ich eine Wunde berühre, aber diese Wunde ist ein Ehrenschmuck für Sie und Sie sind ja unschuldig in diesen Zwiespalt des Lebens gesetzt."

„Ich? Sagen Sie mir Alles, was wissen Sie?"

„Ich meine, es muß Ihr Empfinden erhöhen, daß Sie gerade diese Niedrigkeit der Gesinnung an sich selbst erdulden mußten."

„So sagen Sie endlich deutlich, was wissen Sie?"

Es lag ein harter Ton in der Art, wie Manna scharf und zornig das ausrief, ihr mildes Auge funkelte unheimlich.

„Ich weiß nichts, als daß Sie bei Ihrem Eintritt ins Kloster Schweres erleiden mußten, da zwei Amerikanerinnen Sie für Halbblut hielten und nicht mit Ihnen sein wollten."

„Ja, ja, das ist's! Jetzt weiß ich, warum Anna Sotway oftmals sagte, sie vermöge in den Augen und an den Nägeln zu erkennen, wer Negerblut in seinen Adern habe. Ich danke Dir, heiliger Gott, daß Du mich das erleben ließest. Nun verstehe ich erst recht, wofür ich das Opfer bin. Ich selbst ... ich selbst sollte die Schmach erleben, wie ein Sklave ausgeforscht zu sein! Aber warum duldest Du Gott, daß sie Dich anbeten, und Dich in Deinen Geschöpfen verhöhnen? Also nicht weil ich gottesfürchtig und gehorsam sein wollte, nein, weil ich von reinem Blute bin, duldeten sie mich hier?"

Es schien ein fremdes Wesen, das hier sprach, und in den Wald hinein rief:

„Ihr Bäume, warum seid ihr ein Jeder nach seiner Art, und blüht und grünt und wachset und Eine Sonne erwärmt euch und die Vögel singen. Wehe! wo bin ich?"

„Auf gutem Wege," sagte die Professorin. Manna starrte sie an, als wäre sie ein Gespenst, die Professorin aber fuhr fort:

„Ein reiner Geist erneuert sich in Dir, mein Kind. Lessing ahnte nicht, da er das Wort aussprach: Ich will nicht, daß allen Bäumen eine Rinde wachse — daß sich sein Geist hier im Kloster, in einem erwachenden Kinde neu offenbaren würde. Sein Geist ist jetzt zwischen uns, und ich glaube, er würde Dir sagen: Vergieb ihnen, sie werden lernen, daß Gott allein beharrt und die Menschengeschlechter nur wandelnde, ewig sich erneuernde Erscheinungsformen sind."

Manna schien sie kaum gehört zu haben, denn sie faßte jetzt die Professorin an und fragte:

„Sagten Sie mir nicht, daß Sie das besondere Vertrauen meiner Mutter hätten?"

„Ja."

„Und hat sie Ihnen auch das ... das Andere mitgetheilt?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sprechen Sie offen mit mir. Ich weiß Alles."

„Ihre Mutter hat mir kein Geheimniß mitgetheilt."

Krampfhaft faßte Manna das Kreuz auf ihrer Brust und starrte lange lautlos vor sich hin.

Mit eindringlicher Herzlichkeit sprach die Professorin, wie sehr sie bedaure, Manna so erschüttert zu haben.

Diese gab noch immer keine Antwort.

Sie setzte sich auf eine Bank, die unter einer Tanne angebracht war, lehnte sich an die Tanne, schaute in den Himmel hinein und sagte vor sich hin:

„Warum kommt nicht mehr eine Stimme aus der Luft zu uns? Ach, ich möchte so gern, ich würde ihr folgen über Berg und Thal, in Nacht und Tod."

Sie weinte. Die Professorin bat sie, recht ruhig zu sein, aber Manna erklärte, sie könne nicht, es thäte ihr so weh, daß man sie hier fortrisse, und fort müsse sie, sie könne hier nicht mehr wahr sein, denn die Menschen seien nicht wahr gegen sie gewesen.

Jetzt erst erfuhr die Professorin zu ihrem Schreck, daß Manna das Vorkommniß nicht gekannt habe. Sie klagte, daß sie es sich nie verzeihen könne, die junge Seele Manna's so verstört zu haben. Und nun wendete sich Manna und suchte sie zu beruhigen und zu trösten.

„Glauben Sie mir," rief sie und hob die gefalteten Hände

zu ihr empor, „ach ich weiß, daß die Wahrheit allein befreit, und das ist ja das Entsetzliche, daß der Park und das Haus und der Glanz gelogen sind . . . Nein, das wollte ich nicht. — Nur Eins bitte ich, bedauern Sie nicht, daß Sie mir das gesagt; es schadet nichts, es hilft mir. — Gewiß, es hilft mir. Ich mußte auch das noch kennen und es ist gut."

Die Professorin fühlte, wie schwer sie es dem Mädchen gemacht, und sie erklärte, daß die Oberin wie ein Arzt geheilt habe, ohne dem Kranken sein ganzes Leid zu sagen. Die Professorin berichtete ihr dann, daß der Vater drüben am Ufer auf sie warte und hoffe, sein Kind werde mit ihm heimkehren.

„Kommen Sie mit mir zur Oberin," rief Manna plötzlich.

Sie faßte die Professorin an der Hand und ging mit ihr nach dem Kloster.

Jetzt aber kam Heimchen und rief:

„Nein, Manna, Du darfst nicht fort, Du darfst mich nicht allein hier lassen."

„Komm mit," entgegnete Manna und nahm das Kind an der Hand.

Sie ging zur Oberin und bat um die Erlaubniß, im Geleite der Professorin zu ihrem Vater zu gehen, der drüben am Ufer auf sie warte.

„So laß ihn doch hieher kommen."

„Nein, ich möchte zu ihm."

Es wurde gestattet. Nur schwer ward es, Heimchen zu beschwichtigen und abzulösen.

Manna kam mit der Professorin in den Garten am Gasthofe; dort im Schatten der Laube saß noch Sonnenkamp mit Prancken.

„Du gehst mit uns heim?" rief Sonnenkamp seiner Tochter entgegen.

Sie duldete seine Umarmung, aber sie erwiderte sie nicht. Prancken war erfreut, Manna zu begrüßen, und als sie ihm die Hand reichte, sagte er lächelnd:

„Ich habe eine harte Hand bekommen, aber mein Herz ist noch weich, vielleicht zu weich."

Manna schlug die Augen nieder. Es gab bald heitern Scherz über die Art, wie sich Prancken hier in der Nähe angesiedelt hatte. Er wußte mit Lustigkeit zu erzählen, wie er sich in das neue Leben finde; es war eine frische Kraft in seiner Erscheinung

und ein heller Ton in seinen Worten; er sah nicht ohne Befriedigung, welchen Eindruck sein Verhalten auf Manna machte. Diese sagte endlich: sie glaube offen sprechen zu dürfen, sie habe eigentlich ein Verlangen, sofort das Kloster zu verlassen, oder noch besser, gar nicht mehr in dasselbe zurückzukehren; der Vater oder die Professorin sollten hinüber fahren und an ihrer Statt Lebewohl sagen und, wenn es möglich sei, Heimchen mitnehmen.

„Ist einem Freunde erlaubt, ein Wort drein zu reden?" fragte Prancken, als Sonnenkamp seine Freude kundgab.

Manna bat, daß er spreche, und er erklärte nun, wie er als Freund darauf halten müsse, daß sie correct handle. Was auch vorgekommen sei, es bleibe die Pflicht Manna's, ein so inniges und reines Verhältniß, wie sie es zum Kloster und namentlich zur Oberin gehabt, nicht schroff zu lösen; Härte und Undankbarkeit, die man gegen Andere übe, lasse eine Schwere und Bitterniß in der Seele zurück. Er glaube daher, daß, wie Manna aus freiem Entschluß ins Kloster gegangen, sie nun dasselbe eben so in Güte und Verträglichkeit verlassen müsse. Zurückkehren und noch einige Zeit verweilen, von den Genossinnen und den frommen Schwestern mit ruhigem Bedacht sich ablösen, das erscheine ihm angemessen. Er wiederholte, daß auch ihm nichts erwünschter sein könne, als wenn Manna so bald als möglich und so voll als möglich ins bewegte Leben zurückkehre, aber es sei die Pflicht des Freundes, Demjenigen, dem man nahe stehe, jede nachfolgende Reue und innere Unruhe zu ersparen.

Es war mehr als eine vornehme, es war eine edle Haltung in der Art, wie Prancken das Alles sagte.

„Sie haben recht," rief Manna, reichte Prancken die Hand und hielt sie eine Weile fest. „Ich danke Ihnen und folge Ihnen."

Sonnenkamp war außer sich, daß sein liebster Wunsch wieder vereitelt wurde; aber auch die Professorin stimmte bei.

Die beiden Frauen gingen, von den Männern begleitet, nach dem Ufer und fuhren nach der Insel.

Heimchen, das immer geweint hatte, war bereits zu Bette gebracht und klagte, daß Manna fort sei; sie mußte noch zu dem Kinde, sie traf es weinend, das Kissen war naß; sie trocknete ihm die Augen und redete ihm zu, bis es einschlief.

Fünftes Capitel.

Noch spät am Abend ging Manna zwischen der Oberin und der Professorin, von Beiden an der Hand geführt, den breiten Gang auf der Insel auf und ab. Es war, als ob zwei Weltmächte sich liebend um sie stritten.

Die beiden Frauen sprachen — es ließ sich kaum mehr zurückleiten, wie man dazu gekommen war — über Rechthaberei. Die Professorin behauptete, daß die Erlösungsfähigkeit in der Bereitwilligkeit bestehe, eine Uebereilung, ein Unrecht, einen Irrthum frei zu erkennen und zu bekennen.

Die Oberin stimmte dem bei, aber sie behauptete, daß man zum Irrthum, zu falscher Ansicht in den höchsten Dingen immer wieder zurückkehren könne, wenn nicht feste, unerschütterlich geoffenbarte und durch ein unfehlbares Organ immer neu verkündete Lehre den Irrthum heile; sonst wisse man ja nie, ob man nicht wieder im Irrthum sei.

Die Oberin hatte jenes sichere Bewußtsein des Positiven, während die Professorin für jedes Vorkommniß neue Erkenntniß und Bestimmung suchen mußte, so daß sie gewissermaßen unstet und unsicher erschien. Dies Gefühl wurde noch vermehrt, da sie sich nicht für berechtigt hielt, gegen einen so festen und segensreich wirkenden Glauben anzukämpfen. Eine Unruhe, wie ein Spion sie empfinden muß, der in bester patriotischer Absicht im Feindeslager sich umschaut, beherrschte das Wesen der Professorin; sie bedauerte, daß sie einen solchen Auftrag übernommen. Aber jetzt war sie auf dem Posten, jetzt mußte sie ihre Anschauung vertheidigen; sie suchte den Punkt, wo sie ganz wahr sein durfte, indem sie Manna erzählte, daß ihr Vater eine ausgebreitete Wohlthätigkeit organisiren wolle, und welch ein schöner Beruf es sei, da mitwirken zu dürfen. Die Oberin ließ Manna erwidern, die nun sagte:

„Frauen können nicht im Großen wirken und die Gaben, die mein Vater spendet, kommen doch nicht in die rechten Hände; wir können das Besitzthum nur wieder zurückgeben in die Hand dessen, der allein zu bestimmen hat, wohin es wirken soll.“

Die Oberin wiederholte, daß sie Manna entschieden abrathe, den Schleier zu nehmen; es sei zu fürchten, daß ihr Naturell sich

nicht dazu eigne. Zur Professorin gewendet setzte sie in scharfem Tone hinzu:

„Wir sind gleichgültig gegen den Vorwurf, daß man uns nachsagen könnte, wir hätten nach dem Besitzthum des Kindes gestrebt; wir verschmähen das Besitzthum nicht, wir können Großes damit wirken, aber die Seele des Kindes allein ist es, worauf wir Werth legen, und fragen nichts darnach, ob die Weltlinge uns das glauben oder nicht."

Die Professorin war froh, als sie endlich allein in der Zelle war, wo sie schlafen sollte.

Man war im Kloster sehr früh wach, aber lange bevor das Mettenglöcklein läutete, stand die Professorin angekleidet in ihrer Zelle und schaute hinaus in den anbrechenden Tag, wo die Nebel auf dem Strom mit dem Morgendämmern kämpften.

Sie dachte sich in die Hunderte von jungen Seelen, die jetzt noch im Schlafe liegen, einer fraglichen Zukunft entgegenwachsend; sie dachte sich in die Seelen der Nonnen, die dem Leben entsagt hatten, denen der Tag kein persönliches Ereigniß mehr brachte, nur noch die stetige Pflicht.

Darf man es wagen, in solch ein Leben einzugreifen, es zu stören?

Mag auch viel Ungehöriges hier geschehen, es herrscht ein heiliger Wille über die Gemüther. Man kann einer bestehenden positiven Religion sich nur entgegenstellen durch mehr Religion. In der Welt ist die Idee des Reinen verfolgt, gehetzt, verdunkelt; die Hand muß sicher und höher geweiht sein, die es wagen kann, ein Asyl der Idee anzugreifen.

Das Morgenlicht war Herr geworden über die Nebel und erglänzte über den Bergen und auf dem Strom; die Klosterglocke läutete; es ward lebendig in dem großen Hause.

Die Professorin blieb, bis der Morgengottesdienst zu Ende war, dann ging sie in den Speisesaal, um von Manna und der Oberin Abschied zu nehmen. Sie wurde bis ans Ufer geleitet.

Mit befreiter Seele fuhr sie hinüber.

Als sie mit Sonnenkamp nach der Villa zurückfuhr, entwarf sie auf dem Schiffe den Plan, wie man eine ausgebreitete Wohlthätigkeit organisire; es müsse etwas Umfassendes geschaffen werden, so daß Manna von dem einen Heiligthum in das andere eintrete.

Sonnenkamp hörte still, aber unwillig zu; die ganze Welt hatte sich verschworen, ihn zum Tugendheuchler zu machen.

Ganz Aehnliches hatte Prancken gestern von ihm gefordert; er hatte die religiöse Verpflichtung hervorgehoben.

Sonnenkamp hatte die Achseln gezuckt, da der Mann auch vor ihm sich eine Maske vorhielt. Erst als Prancken hinzufügte, daß der Hof dadurch nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, ihm die Standeserhöhung zu verleihen, willigte er ein. Nun kam die Professorin mit dem Gleichen, und das war gut, sie meinte es wahrscheinlich ehrlich.

Die Heimfahrt war wenig belebt, denn man kam leer zurück, ja, Sonnenkamp war empört, daß er wieder nur leisten sollte, ohne etwas erreicht zu haben.

Sechstes Capitel.

Ein fremder Geist war indeß auf Villa Eden erschienen.

Am Morgen nach der Abreise der Professorin war Roland nach dem Rebenhäuschen gegangen, um für Erich ein Buch aus der Bibliothek zu holen. Als müßte er sehen, wie es ohne die Mutter ist, trat er in das offene Zimmer derselben; da lag auf dem Tische ein aufgeschlagenes Buch und auf dem weißen Blatte stand in englischer Sprache: Meinem Freunde Dournay — Theodor Parker.

Roland erschrak. Das ist der Mann, von dem die Mutter vor wenigen Tagen gesprochen. Er nahm das Buch, brachte es Erich und bat, daß er es lesen dürfe. Erich war betroffen; aber nach einigem Besinnen überließ er Roland das Buch.

Unter den hohen Weiden am Ufer saß Roland und las und las, schaute bisweilen in den Strom und las weiter.

Da ist ein Kämpfer, ein begeisterter, Gott verehrender Kämpfer für die freie Sittlichkeit und gegen die Sklaverei. Er prophezeite einen großen Kampf und die Worte: „Alle großen Urkunden der Menschheit sind mit Blut geschrieben,“ fielen in die Seele des Jünglings wie ein Feuerfunke. Weiter und weiter las er, bis er merkte, daß das Licht sich verdunkelte und es Nacht wurde.

Seine Wangen glühten, als er zu Erich kam und ihm das Buch zurückgab.

Roland hatte eine verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß genossen und Erich war ergriffen, wie tief Alles in die Seele des Jünglings gedrungen war. Eine neue schwere Aufgabe stellte sich ihm: der Jüngling mußte zurückgehalten werden von jeder Mittheilung an seinen Vater.

Bis tief in die Nacht saß Erich bei Roland; er mußte den geraden Sinn desselben ablenken und das war fast das Härteste, was er in dieser Stellung auf sich genommen. Der Jüngling sollte erkennen, daß es eine Betrachtungsweise gibt, die die Sklaverei als berechtigt und nothwendig aufrecht erhält; er sollte nie seinem Vater Kunde davon geben, daß er im Gegensatze stehe und durch die Professorin mit einem Geiste bekannt geworden, der in diesem Hause nicht angerufen werden durfte.

Erich gedachte der Mutter, die ihn ermahnt, in den Lehrgang Rolands das zu bringen, was nothwendig sei, und nicht was der Jüngling beliebig wünsche; jetzt war etwas gekommen, wo er der Fährte nachgehen mußte, die der suchende Geist des Jünglings eingeschlagen hatte. Freuen mußte man sich, daß er selber den Weg fand, das war ja, was alle Erziehung wollte, und nun sollte Erich ihn von diesem Wege ablenken und die feste Grundsätzlichkeit: Du sollst und Du sollst nicht, auflösen und zersplittern?

„Mich hat ein großer Neger auf dem Arm gehabt," erzählte der Jüngling, „dessen erinnere ich mich ganz deutlich; ich erinnere mich auch seines wolligen Haares, in dem ich ihn zauste; er hatte ein ganz glattes Gesicht, gar keinen Bart."

Wie träumerisch fuhr er fort:

„Ich bin von Negern getragen worden ... von Negern."

Leiser und leiser wiederholte er das Wort, dann schwieg er. Plötzlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und fragte:

„Haben Menschen, die Sklaven sind, wol auch ihre Kinder lieb? Weißt Du keinen Gesang, den sie singen?"

Erich wußte nicht viel zu antworten; Roland wollte wissen, wie die vergangenen Völker die Sklaverei betrachteten. Erich wußte nur Oberflächliches darüber.

Bis tief in die Nacht hinein schrieb Erich einen Brief an Professor Einsiedel; er legte dem väterlichen Freunde dar, wie es ihm

neu aufgegangen, daß zwei Gewalten in der Menschheit ringen, wie Herrschen und Dienen zu einem geschichtlichen und zu einem Naturgesetze gemacht werden sollte; er sprach seinen Vorsatz aus, in wissenschaftlicher Weise eine Geschichte der Sklaverei durch alle Zeiten hindurch aufzustellen, und bat seinen Lehrer um Angabe betreffender Schriften.

Als Erich von Roland geleitet am andern Tage den Brief an Professor Einsiedel nach dem Bahnhof trug, sahen sie das Schiff herankommen, auf welchem Sonnenkamp und die Professorin zu Berg fuhren; sie winkten und gingen nach der Anlände.

Sonnenkamp ging mit Erich voraus, er schien mißgestimmt.

Roland hielt die Professorin zurück, so daß eine große Strecke zwischen ihnen und den Vorausgehenden war, dann fragte er:

„Hat Ihnen Manna auch gesagt, daß sie Iphigenie sei?"

„Nein."

Die Professorin preßte die Lippen zusammen, sie ahnte etwas, sie verstand nun die Klage Manna's, daß sie an sich selbst das Entsetzliche habe erfahren müssen.

Roland erzählte, daß er das Buch gelesen, das sie vergessen hatte.

Die Professorin erschrak, wurde aber wieder ruhiger, da Roland erklärte, wie Erich ihm Alles zurechtgelegt habe und wie er das Geheimniß bewahren wolle.

Dennoch war ihr tief bange, als sie in die Villa zurückkehrte; sie hatte einen Geist hierher gebracht, der nicht hier hausen sollte. Was sie verborgen gehalten, war in eine Wirkung ausgebrochen, über die sie nicht mehr Herr war und die plötzlich Schrecken und Verwirrung bringen konnte.

Frau Ceres war wieder krank, Fräulein Perini durfte nicht von ihrer Seite. Als die Professorin und Sonnenkamp sie besuchen wollten, ließ sie danken.

Wie ein Kind, das heiter in sich, nur dem nächsten Augenblick lebend, von keinem Wirrwarr, keiner Grübelei weiß, erschien der Major und Jegliches freute sich an seiner naturfesten Gleichmäßigkeit. Er fand es besser, daß Manna jetzt nicht käme, sie solle erst kommen, wenn die Burg fertig sei. Er freute sich auf die Zeit, wo wieder Alle beisammen seien, er konnte das Reisen und Auseinanderfahren nicht leiden; man habe es ja nirgends besser und schöner als hier zu Lande und mehr als Himmel und Wasser und Berge und Bäume gebe es doch nirgends.

Die Professorin begleitete den Major nach seinem Hause. Bis spät in die Nacht hinein saß sie bei Fräulein Milch und diese wurde zur ersten Gehülfin in der Organisation der Wohlthätigkeit bestimmt. Sie kannte alle Menschen und Verhältnisse, verlangte vor Allem, daß man ein Dutzend Nähmaschinen in die umliegenden Dörfer schenke, sie selbst wolle die Frauen und Mädchen in deren Handhabung unterrichten.

Vom Major und Fräulein Milch geleitet, kehrte die Professorin in die Villa zurück. Sie war ruhig, und als ob er gesungen wäre, tönte ein Spruch Goethe's ihr in der Seele: Nicht durch Nachdenken erkennst Du, was Du bist, sondern indem Du versuchst, Deine Pflicht zu thun.

Siebentes Capitel.

Die Professorin fuhr mehrere Tage mit dem Doctor auf die Landpraxis, sie gewann dadurch selbständige Einsicht in das ländliche Leben.

Dann legte sie den in Gemeinschaft mit Fräulein Milch entworfenen Plan Herrn Sonnenkamp vor; er genehmigte ihn mit Bereitwilligkeit und an der Anschaffung der Nähmaschinen hatte er sein besonderes Wohlgefallen. Das ist nicht nur etwas Amerikanisches, es bringt auch Gerede in die Welt. Er reiste selbst nach der Residenz und kaufte die Maschinen.

Die Zeitungen brachten ruhmreiche Kunde, wie Herr Sonnenkamp den Wohlstand des Volkes fördere. Die Cabinetsräthin kam und glückwünschte zu dem schönen Erfolge, indem sie hinzufügte, daß nach einer Nachricht ihres Mannes diese Thätigkeit des Herrn Sonnenkamp höchsten Ortes wohl vermerkt sei.

Nun war in Sonnenkamp ein großer Eifer, er wollte die öffentliche Stimme nicht ruhen lassen, sie sollte jeden Tag von ihm reden; aber Prancken, der zu Besuch gekommen war, sagte, daß es besser sei, etwas inne zu halten, um dann wieder aufs Neue zu überraschen.

Ein Weg am Ufer entlang wurde durch schöne Wiesen von der Villa aus nach dem rebenumrankten Häuschen angelegt, und

eines Tages bat Sonnenkamp die Professorin, mit ihm nach dem Garten zu gehen, und die Hausbewohner mußten mitgehen.

In die Mauer, die den Park umgab, war eine neue Thür eingebrochen. Sonnenkamp sagte, die Professorin solle die Erste sein, die diesen Eingang betrete. Er überreichte ihr den Schlüssel; sie öffnete und ging durch das Thor den Weg entlang, die ganze Familie, auch Prancken folgte ihr. Man ging nach dem rebenumrankten Häuschen und die Professorin war erstaunt, hier ihren ganzen Hausrath und die Bibliothek ihres Mannes wohlgeordnet aufgestellt zu finden. Auch Tante Claudine war wieder da.

Mit einem gewissen Stolze stellte Sonnenkamp seinen Kammerdiener Joseph vor, der Alles so schön geordnet hatte.

Erich erhielt ein großes Paket Bücher, dabei einen Brief des Professor Einsiedel und einen Bogen Notizen. Er lobte Erich, daß er eine Abhandlung über Begriff und Wesen der Sklaverei schreiben wolle, es sei ein ergiebiges Thema.

Erich verschloß die Bücher, denn es war ihm lieb, daß Roland vorerst weder an Sklaverei noch an freie Arbeit dachte, er strebte jetzt nach ganz Anderem.

Der Sohn der Cabinetsräthin, der Cadett, befand sich auf Urlaub in dem neu erworbenen Landhause und eiferte Roland an, er solle bald eintreten. Roland war nun nur darauf bedacht, so bald als möglich in die oberste Classe eintreten zu können; er sprach davon mit dem Vater und Prancken. Der Vater aber nahm ihn einst bei Seite und sagte:

„Mein Kind! Es ist gut und es freut mich, daß Du Dich so eifrig vorbereitest, aber Du sollst erst eintreten . . . ich ehre Dich, indem ich Dir das mittheile. Ich halte Dich für reif genug."

Er hielt inne und Roland fragte:

„Wann soll ich denn eintreten?"

„Du sollst erst eintreten, wenn Du adlig bist."

„Ich adlig? Du auch?"

„Ja, wir alle, um Deinetwillen muß ich den Adel erwerben, Du wirst das später einsehen. Freust Du Dich, adlig zu werden?"

„Weißt Du, Vater, wann ich vor dem Adel Respect bekommen habe?"

Sonnenkamp sah ihn fragend an und Roland fuhr fort:

„Auf dem Bahnhofe, wo ich einen wahnsinnigen Betrunkenen

sah; Alles hatte Respect vor ihm, weil es ein Baron war. Es ist doch eine große Sache, ein Adliger zu sein."

Er erzählte die Begegnung am Morgen seiner Flucht, und Sonnenkamp war erstaunt über die Wirkung auf Roland und was Alles in ihm lebte. Dann sagte er:

„Nun gib mir die Hand, daß Du Herrn Erich nichts davon mittheilst, bis ich es ihm selbst sage."

Zögernd gab Roland die Hand.

Der Vater erklärte ihm weiter, wie mißlich es wäre, wenn er, mit bürgerlichem Namen eingetreten, erst im Cadettenhause den Adel erhielte.

Roland fragte, warum er Erich nichts davon mittheilen solle.

Der Vater verweigerte den Grund und verlangte unbedingten Gehorsam.

So hatte Roland ein doppeltes Geheimniß zu bewahren, eines vor dem Vater und eines vor Erich; das beschwerte die Seele des Jünglings, und es kam zu seltsamem Ausdruck, als er Erich einst fragte:

„Haben die Neger in ihrer Heimat auch Adlige?"

„Es gibt an sich keine Adlige," erwiderte Erich, „einzelne Menschen sind nur von Adel, wenn und so lange Andere sie dafür halten."

Erich hatte geglaubt, daß das ausschließliche Hinstreben Rolands nach dem Cadettenhause alles frühere Grübeln und Denken zugedeckt habe, jetzt sah er, daß es dennoch lebte und eine seltsame Gedankenverbindung angenommen hatte, die er nicht zu deuten wußte.

Während des Urlaubs war der Sohn der Cabinetsräthin sehr eifrig beim Unterricht zugegen; in Uebereinstimmung mit der Cabinetsräthin trat Sonnenkamp mit dem Vorschlage heraus, daß der junge Cadett auf einige Zeit austreten solle, um in Gemeinschaft mit Roland unterrichtet zu werden.

Roland war beglückt über diesen Plan, aber Erich widerstrebte; und als Sonnenkamp ihm entgegenhielt, daß er ja vordem gewünscht habe, Roland mit einem Kameraden zu unterrichten, ward es Erich schwer, ihm zu erklären, daß dies nunmehr unthunlich sei. Der Lehrgang, den er mit Roland eingehalten, sei ein durchaus persönlicher, so daß jetzt eine Kameradschaft und ein Rücksichtnehmen auf fremdes Wissen nur störend sei.

Erich entfremdete sich damit nicht nur Sonnenkamp und die Cabinetsräthin, sondern auch auf geraume Zeit seinen Zögling selbst, der unwillig und widerspenstig war, als der Cadett in die Residenz zurückkehrte.

Achtes Capitel.

Seitdem man zur Erzielung eines starken Weines die Traube am Stock „edelfaul" werden läßt, gibt es keine Herbstlust mehr.

Sonnenkamp war stolz darauf, die besten Trauben gezogen zu haben, aber mit dem Herbstjubel war es trotzdem nichts. Die Nebel standen am Morgen lange über dem Thale und verhüllten früh am Abend die ganze Landschaft; die Blätter waren von den Bäumen gefallen, der Reif glitzerte auf den kahlen Zweigen, als man endlich die Trauben einsammelte und kelterte. Der Major ließ es sich nicht nehmen, Freudenschüsse loszuknallen, und hatte großes Vergnügen an seinen beiden Kameraden, Erich und Roland, die vortrefflich mit ihm auf Commando schossen, so daß der dreifache Schuß nur ein einfacher Knall war; das war aber auch Alles.

Auf der Villa wurde bereits geheizt, und die Einrichtung Sonnenkamps, daß jeder Ofen sein besonderes Kamin hatte, bewährte sich. Ein Fest aber war es, als bei der Professorin zum ersten Male ein Stubenfeuer brannte; Erich und Roland, auch Fräulein Milch waren gekommen und so saß man beisammen um den offenen Kamin; es ließ sich nicht eigentlich sagen, was Alle erquickte, sie waren im Innersten heimisch und befriedigt.

Die Mutter ermunterte Erich, wieder einmal am behaglichen Winterabend eine ihrer Lieblingsdichtungen vorzulesen. Erich erklärte sich bereit, weil er fühlte, daß er die Verfremdung, welche durch seine Weigerung, den Sohn der Cabinetsräthin mit zu unterrichten, eingetreten war, auf jede Weise zu beseitigen suchen mußte.

Sonnenkamp, der ein großes Jagdrevier hatte, ließ schöne Karten drucken, mit denen er die bessere Gesellschaft zu seinen Jagden einlud. Es kamen Gegeneinladungen der Nachbarn und auch Erich fand sich mit Roland wenigstens einmal wöchentlich bei einer großen Jagd ein.

Roland war stolz auf die Jagdkunst seines Vaters, der von Allen als der Erste angesehen wurde; die Gesellschaft hörte ihm immer gern zu, wenn er von großen Jagden erzählte. Auf einem kurzen Ausfluge in Algier hatte er sogar einen Löwen geschossen, dessen Fell noch unter seinem Schreibtisch lag.

Das heiterste Jagdessen wurde auf der Burg abgehalten, wo vorläufig ein großes Zimmer dazu eingerichtet war. Hier war der Major der eigentliche Burgherr, er erzählte auch von den belebten Abenden, die Erich durch Vorlesen antiker und moderner Dramen auf Villa Eden bereite; er habe nicht gewußt, daß es so viel Schönes gebe und daß ein einzelner Mensch mit seiner Stimme Alles so deutlich machen könne.

In fast ununterbrochener Regelmäßigkeit hatte Erich wöchentlich einen Abend vorgelesen. Das Verhalten der Zuhörer war ein verschiedenes. Der Major saß immer andächtig und hatte die Hände gefaltet, Frau Ceres lag in ihrem Stuhl und schlug nur manchmal die Augen auf, um kund zu geben, daß sie nicht schlafe. Fräulein Perini hatte eine Handarbeit, die sie, ohne irgend eine Erschütterung zu zeigen, regelmäßig fortführte. Die Professorin und Claudine saßen ruhig da. Sonnenkamp bat ein- für allemal um Entschuldigung, daß man ihm seine Unart verzeihe.

Und so saß er und schnitzelte an einem Holzpflock. Nur manchmal schaute er auf, hielt das Schnitzelmesser in der Rechten und das Holz in der Linken und starrte drein; schnell aber kehrte er wieder zu seiner Arbeit zurück.

Roland setzte sich Erich immer so gegenüber, daß dieser ihm in die Augen lesen mußte, und bis tief in die Nacht hinein sprach er oft von dem, was er gehört.

Erich hatte Macbeth gelesen und war erfreut, da Roland ihm sagte:

„Lady Macbeth kann einmal in solch eine Hexe verwandelt werden, wie sie da gleich am Anfang auftreten."

Ein andermal, als Erich den Hamlet vorgelesen, war er nicht wenig erstaunt, da Roland ihm vor dem Schlafengehen sagte:

„Wunderlich! Hamlet spricht in seinem Monolog davon, daß noch Niemand aus der andern Welt wieder erschienen sei, und kurz vorher war ja der Geist seines Vaters da und kommt nachher wieder."

Wieder ein andermal, als Erich die Goethe'sche Iphigenia gelesen hatte, sagte Roland:

„Ich verstehe noch immer nicht, warum Manna mir damals gesagt hat, sie sei Iphigenie; dann wäre ich ja Orest. Ich, Orest? Warum? Was nur Manna damit gemeint hat?“

Eines Abends, als der Pfarrer und der Arzt zugegen sein konnten, bat dieser, daß Erich den Othello von Shakespeare vorlese. Sonnenkamp sah den Arzt betroffen an, aber schnell lächelte er gezwungen und stimmte bei. Erich sah auf Roland. Wird nicht dadurch das eingeschlummerte Grübeln Rolands über die Neger eine neue Erweckung erhalten? Er wußte nicht abzulehnen und auch keinen Grund vorzubringen, um Roland zu entfernen.

Erich las. Die Fülle und Biegsamkeit seiner Stimme brachte jeden Charakter zur vollen Geltung, er hielt die Grenzlinie inne, die das Vorlesen fern von allem Theatralischen hält; es war nicht Nachahmung des Lebens, vielmehr eine Plastik, die nicht die Farbe hervorhebt, sondern die reine Form erscheinen läßt.

Der Doctor nickte der Professorin zu, die Vortragsweise Erichs schien ihm zuzusagen.

Zum ersten Mal hörte Frau Ceres mit gespannter Aufmerksamkeit zu, sie lehnte sich den ganzen Abend nicht zurück, sie hielt sich vorgebeugt und ihr Antlitz hatte einen neuen, ungekannten Ausdruck.

Erich las in Einem Zuge fort, und als er am Schlusse jenes weinende Schuldbekenntniß Othello's in einer mit Thränen kämpfenden Stimme vortrug, rannen große Thränen über das feine blasse Antlitz der Frau Ceres.

Das Stück war zu Ende.

Frau Ceres erhob sich rasch und bat die Professorin, sie in ihr Zimmer zu geleiten. Fräulein Perini und Claudine entfernten sich mit ihnen.

Die Männer waren aufgestanden, nur Roland blieb wie gebannt auf seinem Stuhle sitzen.

Sonnenkamp betrachtete sein Schnitzwerk und legte die abgeschnitzten Stücke in ein Häufchen zusammen, wie wenn es lauter Goldsplitter wären, ja er bückte sich, um einige auf den Boden gefallene aufzuheben. Jetzt richtete er sich auf und fragte Erich:

„Was denken Sie von der Schuld der Desdemona?“

„Schuld und Unschuld," erwiderte Erich, „sind keine Naturbegriffe, sie sind menschliche, sociale Moralgesetze; die Natur kennt nur das freie Spiel der Kräfte und eine solche zweite Natur sind die Dichtungen Shakespeare's, sie stellen das freie Spiel der Naturkräfte im Menschen dar."

„So ist's," schaltete der Pfarrer ein. „In diesem Werke ist nie von Religion die Rede, die Religion müßte die wilden, nur wie Naturkräfte sich geberdenden Menschen mildern, schmeidigen und zur Beherrschung bringen oder vielmehr zur Unterwerfung unter die geoffenbarten höheren Gesetze."

„Schön, sehr schön," sagte Sonnenkamp, der blaß geworden war, „aber erlauben Sie, daß ich den Herrn Hauptmann noch um Beantwortung meiner Frage bitte."

„Ich kann Ihre Frage," ergänzte Erich, „nur mit den Worten unseres größten Aesthetikers beantworten, der einmal scherzweise gegenüber den moralisirenden Auslegungen sagte: Der Dichter wollte einen Löwen charakterisiren, und um einen Löwen zu charakterisiren, mußte dargestellt werden, wie er ein Lamm zerreißt. Von der Schuld des Lammes ist keine Rede, der Löwe muß seiner Natur gemäß handeln. Ich glaube aber, daß die tiefste Tragik dieses Dramas unausgesprochen und verhüllt bleibt."

„Und was wäre das?"

„Nur die mutterlose, geschwisterlose, unter Männern erwachsene Desdemona konnte einen Helden lieben, dessen elegisches, kindliches, Liebe bedürftiges und anschmiegendes Naturell sich wie ein gezähmter Löwe zu ihren Füßen niederkauert. Der Tact des Dichters ist ein wunderbar prophetischer. Es ist wider die Natur! ruft Desdemona's Vater und das ist die Lösung des Problems. In diesem Worte lebt sich Alles gut aus und stimmt in sich überein wie ein Naturprodukt."

„Also gerade Sie, der Idealist, fassen den hier aufgestellten Conflict durchaus physiologisch?" warf der Doctor ein und Erich erwiderte:

„Die Rassen sind verschieden, aber sie sind ethisch gleich. Läge der Accent auf einer Rassenverschiedenheit, die auch eine moralische Verschiedenheit wäre, so wäre es keine Tragödie; denn nur zwischen moralisch Gleichen gibt es eine Tragik, nicht zwischen Wesen höherer und niederer Gattung. Die fügsame, ihre Wildheit nicht verleugnende, aber wie erlöste Kraft bildet die Quelle

einer Liebe, die Alles vergessen macht, sogar die Rassenverschiedenheit überwindet und die schwarze Farbe tilgt. Als Othello sie zum ersten Mal küßte, hielt Desdemona wol die Augen geschlossen; diese Geschlossenheit des Auges ist nicht nur ein Moment, sie hält lange an. Aber ein Entsetzen ohne Gleichen, eine wahnsinnige Verwirrung müßte aus diesem Augenschließen werden, wenn Desdemona ein Kind in den Armen halten sollte, das ihr seiner ganzen äußeren Bildung nach fremd und abstoßend erscheinen mußte. Aufschreien müßte sie aus zerwühltem Herzen. Ein Kind an ihrer Brust, das ihr so fremd! Der erste Blick einer Mutter auf ihr Kind, den ein Philosoph als den höchsten bezeichnet, dieser Mutterblick müßte Desdemona tödten oder wahnsinnig machen."

Sonnenkamp, der mit rasch sich bewegenden Fingern an den Splittern gespielt hatte, warf jetzt das Angesammelte auf den Boden, ging auf Erich zu, streckte ihm beide Hände entgegen und rief:

„Sie sind ein freier Mann, ein frei Denkender, von keinem Hokuspokus betäubt. Sie sind der Einzige, der mir die Unzuträglichkeit aus dem Grund erklärt. Ja, so ist's. Es ist wider die Natur! Das Connubium ... das Connubium! Die Römer wußten, was darin liegt. Wo das Connubium im Widerspruch mit der Natur ist, da kann von Menschenrecht, von Rechtsgleichheit keine Rede sein. Affen ihrer eigenen Vernunft, selbst zum Affen heruntergesunken sind die Humanitätsfaseler, die fern von den Dingen, allgemeine Vorstellungen und Anforderungen bilden und die nie zu vermenschlichenden, ewig tückischen, nur mit Sprache begabten Thiere nicht kennen. Hoho! Du edler Menschenfreund!" rief er und ging in der Stube auf und ab. „Gib Deine Tochter einem Neger, thu' das! thu' das! Fürchte jede Stunde, daß er Dein Kind zerfleische! herze einen schwarzen Enkel! thu' das! edler Menschenfreund! Dann komme wieder und sprich von Gleichheit der weißen und der schwarzen Rasse!"

Noch nie hatten die Männer Sonnenkamp so sprechen hören. Er hatte die Fäuste geballt, als hielte er einen Gegner, den er würge. Jetzt wiederholte er mit gezwungenem Lächeln nur nochmals, daß Erich den Kernpunkt getroffen. Ein weißes Mädchen könne nicht das Weib eines Negers werden; das sei nicht Vorurtheil, sondern Naturgesetz.

Die Männer sahen einander staunend an und mit einer Schüchternheit, die sonst gar nicht sein eigen war, sagte der Doctor:

vom physiologischen Standpunkte aus könne er Manchem nur beistimmen, denn es sei bekannt, daß die Mischlinge schon in der dritten Generation aussterben. Und an den Pfarrer gerichtet, setzte er hinzu: eine Selbständigkeit der Rassen schließe die Menschenrechte nicht aus, da sie auch nicht die Menschenpflichten ausschließe, wie auch die Religion gleiche auferlege. Freilich, die Religion sollte Freiheit sein und sie wurde — zur Kirche.

Der Pfarrer fand sich genöthigt zu erklären, daß die Neger alle religiöse Ueberzeugung und Bekenntnisse verstehen, und das gäbe ihnen die vollen Menschenrechte.

„So?" rief Sonnenkamp, „in der That? Warum hat denn die Kirche nicht die Aufhebung der Sklaverei verordnet?"

„Weil die Kirche," erwiderte der Pfarrer ruhig, „nichts Derartiges zu verordnen hat. Die Kirche wendet sich an die ewige Seele und lehrt sie, sich zum Himmelreich bereiten. In welcher socialen Stellung die Hülle dieser Seele ist, können wir nicht ordnen und nicht bestimmen; weder die Knechtschaft noch die Freiheit ist Hinderniß zum gottseligen Leben. Unser Herr und Meister rief die Seelen der Juden auf zum Himmelreich, derweil sie unter römischer Knechtschaft waren. Er rief die Völker alle durch seine Apostel und hatte nicht zu fragen, welches ihre politische Verfassung und sociale Stellung. Das mögen Andere ordnen. Unser Reich ist das Reich der Seelen, die gleich sind, ob sie in schwarzen oder weißen Leibern, in der Republik oder in der Tyrannei leben. Wir können es mit Freuden begrüßen, wenn auch der Leib frei ist, aber das zu schaffen, ist nicht unseres Amtes."

„Theodor Parker hat das anders aufgefaßt," erhob sich Roland plötzlich.

Als wäre ein Schuß an seinem Kopfe vorbeigefahren, rief Sonnenkamp:

„Woher kennst Du den Mann? Wer hat Dir von ihm gesagt?"

Roland erbebte sichtlich, da sein Vater ihn an beiden Schultern faßte.

„Vater!" rief er mit männlichem Tone, „auch ich habe eine freie Seele! Ich bin Dein Sohn, aber meine Seele ist frei!"

Sonnenkamp athmete mit hochbewegter Brust, aber plötzlich sagte er:

„Es freut mich, mein Sohn; das ist schön, das ist gut; Du bist ein echter amerikanischer Junge. Recht so! Gut ..."

Dieses plötzliche Auf- und Ab-, dieses Hin- und Herwenden Sonnenkamps benahm allen Anwesenden die Fassung. Aber Sonnenkamp fuhr in mildem Tone fort:

„Es freut mich, daß Du Dich nicht erschrecken ließest, Du hast Muth . . . Nun sag', wie bist Du mit den Schriften Parkers bekannt geworden?"

Roland erzählte getreulich, wie es ihm ergangen, nur daß die Professorin beim Besuche im Städtchen den Namen Parkers genannt hatte, verschwieg er.

„Warum hast Du mir nie davon erzählt?" fragte der Vater.

„Ich kann auch etwas in mir bewahren," erwiderte Roland; „Du hast mir ja deßhalb etwas vertraut."

„Recht so, mein Sohn, Du rechtfertigst mein Vertrauen."

„Es ist schon spät, wir müssen heim," erlöste endlich der Major die ganze Gesellschaft.

Auf keinem gefährlichen Vorposten, in keiner Schlacht hatte der Major solch Herzpochen gefühlt, wie während der Vorlesung, noch mehr aber, als das Gespräch eine so gefährliche Wendung nahm. Er schüttelte immer den schweren Kopf und streckte oft wie hülfesuchend und abwehrend die Hände in die Luft, als wollte er Allen sagen: So laßt doch nur um Gottes Willen von diesem Gespräch ab! Das ist nicht gut, das führt zu Bösem! Dann betrachtete er wieder Sonnenkamp und zog die Achseln weit herauf. Was hat denn nur der Mann, daß er uns herausfordert? Wir legen ihm ja nichts in den Weg, an diese Dinge hätte er nicht rühren sollen! O wie sehr hatte Fräulein Milch recht, die ihn gebeten hatte, heute zu Hause zu bleiben. Wie gut wär's im Lehnstuhl, in dem jetzt die Laadi liegt; man hätte schon ein paar Stunden geschlafen, und nun wird es Mitternacht, ehe man heim kommt, und die gute Fräulein Milch wartet immer, bis er heim kommt. Es war ihm wie eine Erlösung, als er die Uhr herausnahm und zeigen konnte, wie spät es sei.

Die Professorin trat eben wieder ein und sagte Roland, er solle zu seiner Mutter kommen.

Die Männer machten sich auf den Heimweg und Erich geleitete seine Mutter und Tante durch die schneeige Nacht nach Hause.

Neuntes Capitel.

Erich ging still dahin; die Mutter nahm zuerst das Wort, indem sie sagte:

„Ein Wort Deines Vaters bietet mir wieder Halt. Nichts ist verwerflicher und ermattender als Reue, sagte er oft; die Erkenntniß, daß man einen Fehler gemacht, muß schnell und scharf sein, dann aber muß man sich mit den Thatsachen zurechtfinden. Ich habe es bereut, mich diesem Hause so verbunden zu haben, daß Rückkehr und Ablösung äußerst schwierig ist. Nun, da es geschehen, müssen wir danach trachten, daß Alles sich zum Besten lenke."

Claudine, die sonst selten sprach, fügte hinzu, wie martervoll es sei, daß Menschen, auf deren Schicksal eine dunkle That ruhe, wie verbannt seien aus dem Reiche des Geistes und überall verletzende Beziehungen fänden.

Wieder ging man geraume Weile still dahin. Hoch oben vom Bergeskamm hörte man den Verkünder großer Kälte; der Uhu wimmerte in jenen schauerlichen Tönen, die aufsteigend und niederfallend etwas Klagendes und wiederum schadenfroh Triumphirendes haben. Die Drei standen still.

Erich sagte, daß Sonnenkamp sich viele Mühe gegeben, die Eulen aus der Umgegend zu vertilgen; es sei ihm aber nicht gelungen.

In erregter Stimmung wird Alles zum Zeichen und Bild. Kaum die Worte hinhauchend, sagte die Mutter, daß ihr die Aufregung der Frau Ceres unfaßlich sei; sie habe sich an ihren Hals geworfen und geschluchzt und geweint.

Die Drei fühlten, daß im Leben auf Villa Eden ein Wendepunkt eingetreten war.

Erich kehrte nach der Villa zurück. Der Uhu war vom Bergeskamm herabgeflogen; er saß in einem Baumgipfel des Parks und sendete von hier aus keck sein Geschrei in die Luft.

Das hörte Erich und das hörte Sonnenkamp, der im Vorgemach zum Schlafzimmer seiner Frau wartete, bis sein Sohn herauskam. Es war ihm versagt, dabei zu sein, während seine Frau mit Roland sprach.

Endlich kam Roland, und der Vater fragte, was die Mutter gesprochen; er hatte das noch nie gethan, jetzt mußte es sein.

Roland erwiderte, daß die Mutter ihn nur immer geküßt und dann gebeten habe, ihre Hand zu halten, bis sie eingeschlafen sei; sie schlafe jetzt ruhig.

Sonnenkamp verlangte, daß Roland ihm das Buch von Parker zurückgebe, Roland sagte, es sei nicht mehr in seiner Hand und die Professorin habe es ihm sehr verwiesen, daß er es eigenmächtig an sich genommen.

Roland ging in das Zimmer Erichs; dieser war noch nicht da.

Die Eule wimmerte noch immer auf dem Baumwipfel im Park. Roland löschte das Licht und öffnete das Fenster; er nahm die Büchse von der Wand, ein Schuß knallte, der Uhu stürzte vom Baum. Schnell eilte Roland hinab, er traf auf Erich und sagte ihm, daß er den Vogel getroffen; er eilte nach dem Park und holte das Thier herbei.

Das ganze Haus kam in Allarm, Frau Ceres war erwacht und ihr erster Ruf war:

„Hat er sich ermordet?“

Sonnenkamp und Roland mußten nochmals ins Zimmer, um sich ihr zu zeigen. Roland nahm die todte Eule mit, aber die Mutter wollte sie nicht sehen und jammerte nur, daß man ihr den Schlaf geraubt habe.

Vater und Sohn gingen wieder davon und Sonnenkamp belobte Roland, daß er so frisch und keck das Thier erlegt habe.

Erich ging nochmals zu seiner Mutter, die ebenfalls vom Schuß erweckt sein mußte; er fand sie noch wach, auch sie hatte gefürchtet, daß der Schuß der eines Selbstmörders gewesen sei.

Die Aufregung, die im ganzen Hause herrschte, beruhigte sich erst allmälig.

Im Stolze, die Eule erlegt zu haben, vergaß Roland Alles; er ging glückselig zu Bett und schlief bald ein.

Droben aber auf dem Thurmzimmer, drunten im Arbeitszimmer Sonnenkamps brannte noch lange ein Licht, und Erich starrte in die Flamme und wunderbare Gedankengebilde bewegten sich durcheinander. In die Dichtung Shakespeare's, in die Menschen alle, die zugehört hatten, und vor Allem in die Seele Rolands dachte er sich und es erschien ihm gut, daß die Jagdlust alles Grübeln und alles Schwere des Nachdenkens in dem Jüngling verscheucht. Eine That, eine That allein befreit. Wo ist sie, die große, Alles lösende? Sie läßt sich nicht ergründen.

Es gibt ein von allem Willen und von aller Ueberlegung unabhängiges großes Walten der Geschichte und des in ihr wirkenden Gottes. Die That ist nicht unser, aber gerüstet sein, das ist unser.

Endlich fand Erich Ruhe.

Wie ein Gefangener ging Sonnenkamp in seinem großen Gemache auf und ab. Das Löwenfell, dessen Kopf ausgestopft mit glühenden Augen auf dem Boden lag, starrte ihn an; er schob das untere Ende des Felles über den Kopf. Hin und her dachte er, was er thun sollte. Erich erzieht ihm in seinem Sohn einen Widersacher, und die Mutter, die immer, wie Prancken sagt, den umwandelnden Geist ihres Mannes, den verstorbenen Professor Hamlet citirt — nein, sie ist eine edle Frau.

Aber warum hat er diese gelehrte, mit ihren Ideen aufgebauschte Bettlerfamilie sich auf den Hals geladen? Ohne Aufsehen zu erregen, kann er sie nicht mehr abschütteln. Nein, er will sie ausnützen und dann von sich werfen.

Ein glücklicher Entschluß beruhigte ihn endlich. Wir müssen in andere Verhältnisse, in Zerstreuungen und gradaus jetzt zum Ziel. Uebermorgen ist der Neujahrstag, wir ziehen alle nach der Residenz.

Mit diesem Gedanken fand auch Sonnenkamp endlich Ruhe.

Zehntes Capitel.

Der Krischer verstand auch, Vögel auszustopfen. Roland wollte ihm sofort am Morgen den erlegten Uhu bringen, der vor dem Fenster lag und gefroren war.

Alle Eindrücke des vergangenen Tages schienen spurlos verschwunden vor der Freude des glücklichen Schusses.

Während er die Flügel des Uhus auseinanderzerrte, sagte er: „Jetzt fällt mir das Wort ein, das mir im Traum ein Mann sagte; er sah wie Benjamin Franklin aus, war aber hagerer. Mir träumte, ich zog in die Schlacht, die Musik machte einen Lärm, grausenhaftes Geschrei ertönte, und dazwischen sagte der Mann: „Menschenpflichten . . . Menschenehre“ — da tauchten auf

einmal Tausende von schwarzen Köpfen auf, nichts als schwarze Köpfe, ein Meer von schwarzen Köpfen und alle fletschten die Zähne, da fiel der Uhu mir auf's Gesicht, ich erwachte in entsetzlicher Angst."

Roland wurde gerufen, da seine Mutter nach ihm verlangte. Er ging und Erich schaute ihm gedankenvoll nach. Er lauschte nach der Thür, denn er erwartete, daß Sonnenkamp ihn rufen lasse. Dieser Mann hat gestern so Verschiedenartiges kundgegeben, daß heut eine Zurechtsetzung nothwendig war. Er hörte Schritte seinem Zimmer nahen, es waren Doppelschritte; Roland kam an der Hand seines Vaters und sagte, daß beschlossen worden sei, man gehe mit einander nach der Residenz und bleibe den Winter dort. Sonnenkamp fügte hinzu, daß Erich nun sich der Gemeinschaft der Familie nicht entziehen werde, und er hatte einen lauernden Blick, als er leichthin bemerkte, man werde in der Residenz auch den Grafen Clodwig und seine liebenswürdige Frau treffen.

Erich antwortete nur kurz, daß er sich nunmehr für verpflichtet halte, Roland und seine Angehörigen zu begleiten. Als Sonnenkamp indeß die Erwartung aussprach, daß auch die Professorin mit nach der Residenz ziehe, erwiderte Erich, wie er nicht glaube, daß sich seine Mutter zu einer Uebersiedelung bestimmen lasse.

Sonnenkamp benahm sich überaus höflich, denn er war innerlich glücklich, wenn er heucheln konnte; so oft er die Welt zum Narren hielt, fühlte er eine hebende und tragende Lust. Er war so guter Laune, daß er zu Erich sagte:

„Ich hoffe, Sie auch zu bekehren. Sie werden einsehen lernen, daß man am besten in der Welt lebt, wenn man sich als Fremder in ihr aufhält und sich um die Einrichtung der Staaten nicht kümmert."

„Gewissermaßen," entgegnete Erich in scherzendem Tone, „stimmte damit Aristoteles überein; er lebte meist in Athen, wo er sozusagen auf Aufenthaltskarte lebte, nicht Ortsbürger war, vom activen und passiven Wahlrecht ledig, nur seinen Ideen leben konnte."

„Das freut mich. Man hört von den alten Philosophen doch immer Neues und Gescheidtes. Also Aristoteles war auch ein Reisender? Schön!"

Sonnenkamp machte ein sehr heiteres Gesicht. Die Herren

Gelehrten sind doch unendlich bequem, sie wissen für das, was man egoistisch oder gedankenlos thut, große historische Begründungen zu finden. Er lächelte freundlich, und sein Lächeln blieb, obgleich Erich erklärte, daß das, was einem Philosophen wie Aristoteles zustand, nicht Jeder auf sich anwenden dürfe, denn wenn Jeder so lebte, könnte die Welt nicht bestehen; wer würde Gemeinde- oder Staatsämter übernehmen?

Ist doch ein seltsamer Kauz, der deutsche Schulmeister — dachte Sonnenkamp vor sich hin — noch in der Ueberraschung einer Reise ist er zu Gelehrsamkeit bereit.

Er ersuchte Erich und Roland, sich zur Reise bereit zu machen, und als ein Diener die Meldung brachte, daß die gnädige Frau den Herrn sprechen wolle, verließ er das Zimmer.

Er trat bei Frau Ceres ein, die ihn müden Blickes anschaute; er sprach seine Freude aus, daß sie wieder wohl sei und andern Tages die Reise nach der Residenz antreten könne. Mit lockenden Farben breitete er vor ihr das schöne Leben in der Residenz aus, wo man glückliche Beziehungen habe an der Familie der Cabinetsräthin, an Graf Wolfsgarten und seiner Frau und auch an der Familie des Herrn von Endlich.

Mit ermunternder Zuversicht fügte er hinzu:

„Seien Sie stark und liebenswürdig, schöne Frau Ceres; als Baronin kehren Sie in diese Gemächer wieder zurück."

Frau Ceres richtete sich auf und bedauerte nur, daß die in Paris bestellten Kleider noch nicht angekommen seien. Sonnenkamp versprach, sofort zu telegraphiren, er versprach auch, daß die Professorin sie begleite und man unter ihrer Anleitung dort auftrete.

„Du darfst mir einen Kuß geben," sagte Frau Ceres und fügte hinzu: „Ich glaube, daß wir noch Alle sehr glücklich werden. Ach, wenn ich Dir nur meinen Traum erzählen dürfte, aber Du willst ja nie einen Traum wissen. Ist auch besser, ich erzähle ihn nicht. Aber es war ein Vogel mit großen Flügeln, unendlich groß, und auf dem Vogel saß ich und wurde in die Luft getragen und ich schämte mich, denn ich war gar nicht angekleidet und alle Menschen drunten schauten mir nach und schrien und jubelten und lachten, und da wendete der Vogel seinen Kopf und da war es die Professorin, die sagte: Du bist ja wunderschön angezogen, und da hatte ich allen meinen Schmuck an und mein

spitzenbesetztes Atlaskleid . . . Aber ich weiß ja, Du willst keinen Traum hören."

Sonnenkamp ging fröhlich davon. Der Tag war hell, ein frisch kalter leuchtender Wintertag, an dem sich die Landschaft, jeder Fels, jeder Baum am Berge scharf abhob von dem blauen Himmel; das Eis auf dem Rhein hatte sich gestellt und eine wundersame Stille wie ein angehaltener Athem lag auf der ganzen Landschaft.

Sonnenkamp war glücklich, daß der helle Tag alle Gespenster der Nacht verscheucht hatte und man nun ein frisches Leben gewann. Er gab sofort Befehle nach dem Stall, daß ein Doppelgespann und ein zweiter Wagen nach der Residenz gebracht werde. Als er eine Stunde darauf mit Roland und Erich nach dem grünen Hause ging, sahen sie schon die Pferde, in warme Decken eingehüllt, auf dem Wege nach der Residenz.

Roland bat, daß man auch seinen Pony mitnehme, es wurde ihm willfahrt. Er fragte, welche Hunde er mitnehmen dürfe, es wurde ihm nur einer gewährt; er konnte sich noch nicht entschließen, welchen er auswählen sollte. . .

In der großen Stube der Professorin sah es aus wie auf einem Jahrmarkt; auf Tischen und Stühlen lagen große Pakete gestrickter und gewobener wollener Bekleidungsstücke für Männer und Frauen; Fräulein Milch las einen großen Zettel ab, worauf die Namen der Bedürftigen standen mit der Bezeichnung dessen, was sie erhielten. Die Mutter und Tante verglichen die wohlgeordneten Pakete. Als dies gethan war, rief Fräulein Milch den Krischer, seine Frau und Tochter und den Siebenpfeifer mit seinen sämmtlichen Kindern herein. Sie wurden angewiesen, die betreffenden Pakete an die darauf Bezeichneten abzuliefern.

„Recht so, daß Sie kein Geld schenken," sagte der Krischer, „aber es fehlt noch etwas."

„Was denn?"

Er konnte nicht antworten, denn Sonnenkamp und Roland traten ein.

Sonnenkamp freute sich über die bedachtsame Art, mit der das Geld verwendet wurde, er sprach auch einige freundliche Worte zu Fräulein Milch. Seit jenem Morgen, an dem Roland entflohen, hatte er sie nicht wieder gesehen.

Er fragte nach dem Major und hörte mit Bedauern, daß

dieser in der Nacht unwohl gewesen, erst gegen Morgen eingeschlafen sei und wahrscheinlich noch schlafe; er habe eine glückliche Natur, die sich immer durch Schlaf helfe.

Die Professorin bat um Entschuldigung, sie wollte zuerst die Sachen abfertigen und sich dann dem frühen Besuche widmen; sie fragte daher den Krischer, was er damit meine, daß eine Hauptsache fehle.

„Ja," sagte der Krischer, „da wäre der Herr Sonnenkamp der rechte Mann dazu."

„Wozu?"

„Ich meine, es ist schön und gut, daß man den Menschen gut einwickelt und gegen Kälte schützt, aber Lustigkeit und Freude fehlt noch, und da meine ich, man sollte etwas dazu thun, was von innen wärmt und es wäre nicht uneben, wenn man Jedem eine Flasche Wein dazu schickte. Die Leute sehen das ganze Jahr die Weinberge vor sich und arbeiten drin und die meisten kommen nicht dazu, selber auch einen Tropfen Wein zu trinken."

„Gut, gut," sagte Sonnenkamp, „gehen Sie zum Kellermeister, er soll je auf ein Paket eine Flasche guten Wein geben vom vorigen Jahre."

Sonnenkamp war heute in verschwenderischer Geberlaune, denn er legte noch zu jedem Paket ein Geldstück. Fast aber hätte er das Ganze zerstört, da er sagte:

„Da seht, welch ein Vertrauen ich zu Euch habe. Ich zweifle nicht, daß Ihr Alles richtig abliefert."

Weggewischt schien alle frohe Laune des Krischers, aber er unterdrückte seinen Zorn und preßte nur still die Lippen zusammen.

Roland half die Pakete auf einen Karren tragen, der vor dem Hause stand; Sonnenkamp wollte ihn davon abhalten, aber die Professorin winkte, ihn gewähren zu lassen. Mit dem letzten Pakete verschwand auch Fräulein Milch.

In der nun ausgeleerten Stube theilte Sonnenkamp der Professorin den Plan der Uebersiedlung nach der Residenz mit und bat, daß auch sie die Familie begleite.

Ebenso dankbar als entschieden lehnte die Professorin ab und Sonnenkamp hatte Mühe, seine Mißlaune zu beherrschen, da keinerlei Vorstellung ihren Entschluß wankend machen konnte. Höflich, aber verstimmt, verließ er das Haus und Roland versprach, der Professorin den Greif als Wächter hier zu lassen.

Die Professorin fühlte, wie der Jüngling ihr gern etwas in der Ferne leisten und ein Liebes zum Opfer bringen wollte.

„Dir wird es gut gehen im Leben," sagte sie, indem sie ihn an der Hand erfaßte.

Die Professorin hatte versprochen, heut Abend nach der Villa zu kommen, wo man die Mitternachtsstunde des Sylvester gemeinsam erwarten wollte.

Als sie kam, traf sie auf dem Flur große schwarze Kisten; im Empfangszimmer der Frau Ceres lagen Kleider auf allen Stühlen und Frau Ceres, glücklich wie ein Kind, ordnete Alles mit einer Behendigkeit, die man sonst gar nicht an ihr bemerkte. Als man sich endlich in den Speisesaal begab, wo man sich zum Thee setzte, fühlten Alle, daß ein großer Abschnitt gekommen war. Während sonst das Gespräch leicht und flüssig sich bewegte und man nicht der Stunde gedachte, schien man heute nur mit Anstrengung Mitternacht heranwachen zu können. Die Professorin fühlte die Spannung; man war schon jetzt eigentlich nicht mehr hier, nicht mehr beisammen, sie sprach daher mehr als sie eigentlich gewollt und erzählte von ihrem Eintritt in die große Welt.

Als es zwölf Uhr schlug, rief Roland:

„Vater, jetzt wird von Allen, denen Du Wein geschickt, auf Dein Wohl getrunken."

Sonnenkamp küßte seinen Sohn, Frau Ceres küßte die Professorin, dann neigte sie das Haupt und erwartete ruhig einen Kuß auf die Stirn von ihrem Gatten. Draußen läuteten die Glocken, krachten Schüsse.

„Wohlauf zum neuen Jahr! zu frischem Leben!" rief Erich und faßte die Hand seines Zöglings.

Auch in der Nähe der Villa wurde geschossen und gelärmt und Sonnenkamp war höchst ärgerlich, daß die gute deutsche Polizei das dulde; es sei nichts als niedrige Rohheit.

Erich dagegen sagte:

„Man kann, psychologisch genommen, einen Ausdruck der Freude in diesem an sich allerdings unschönen Schießen finden. Ohne daß er es weiß, hat der unscheinbare Mensch, der ein Pistol abknallt, die Freude der Ueberraschung, daß er etwas weithin Wirkendes bewirken kann, daß viele Menschen sein Thun bemerken müssen. So erklärt sich diese rohe Sitte; es ist eine Verstärkung des Menschentones, des Aufjauchzens."

Sonnenkamp lächelte und sagte Erich und Roland heiter gute Nacht. In Pelze gehüllt, von zwei Dienern begleitet, kehrten die Professorin und Claudine nach dem grünen Hause zurück. Bald war Alles still und träumte dem neuen Jahr entgegen.

Elftes Capitel.

Am Morgen, als Erich und Roland im grünen Häuschen Abschied nahmen, kam eine Botschaft von Fräulein Milch, die sich und den Major zu Gaste bei der Professorin einlud.

Die Professorin rühmte gegen Claudine den feinen Tact dieser Wirthschafterin, die es wohl fühlen mußte, wie einsam es ihnen heute zu Muthe sei.

Es schneite unaufhörlich und hinter den Scheiben grüßte die Mutter ihren Sohn und Roland, die im ersten Wagen vorüberfuhren, und dann auch Herrn Sonnenkamp und Fräulein Perini, die zum Wagen herausnickten; Frau Ceres lag tief eingehüllt in einer Ecke, sie bewegte sich nicht.

Bald kam der Major und mit ihm Fräulein Milch. Der Major hielt sich stets streng militärisch und ließ sich von keinem Leiden seine stramme Haltung nehmen; er war heut nur etwas heiser und konnte daher noch weniger sprechen als sonst; er gratulirte indeß der Professorin und der Tante so förmlich als herzlich.

„In diesem Jahre," sagte er, „werden es fünfzig Jahre, daß wir uns kennen."

Er deutete auf Fräulein Milch und seine Miene sagte: ein besseres Menschenkind als sie ist, trägt die Erde nicht.

Man war wohlgemuth bei Tische und Fräulein Milch erzählte, welche Freude die Geschenke in allen Häusern gemacht.

Der Major zwang sich, seiner Unpäßlichkeit Herr zu werden, er wollte die drei Frauen gehörig unterhalten, er rühmte die Professorin, daß sie nicht nur gelehrt sei, sondern auch so vortreffliche Suppe kochen könne.

„Ja, ja," lächelte er, „ich habe Herrn Sonnenkamp eigentlich zwingen müssen, daß man Suppe an seinem Tische bekommt. Sehen Sie, wenn ich einen Tag ohne Suppe leben muß, ist mir's,

wie wenn ich ohne Strümpfe mit nackten Füßen in den Stiefeln gehen müßte; die Grundlage im Magen ist kalt."

Man lachte über diesen Vergleich und der Major, hierdurch angeregt, fuhr fort:

„Ja, Frau Professorin, der heutige Tag ist ein Tag wie gestern und weil er Neujahrstag heißt, meint man immer, es wäre etwas Besonderes. Mir ist, als hätte ich an diesem Tage weiße Wäsche für ein ganzes Jahr angezogen."

Wieder entstand beifälliges Lachen und der Major schluckte zufrieden; er hatte heute das Seinige geleistet, er konnte nun die Anderen gewähren lassen.

Nach Tisch that es die Professorin nicht anders, der Major mußte sein Schläfchen halten; sie hatte zu diesem Zweck das Bibliothekzimmer heizen lassen und der Major war nicht wenig stolz, daß er im Lehnstuhl des Professors schlafen sollte.

„Ja," sagte er, „schlafen kann ich so gut wie der beste Professor. Aber die vielen Bücher — die vielen Bücher! Es ist doch schrecklich, daß ein Mensch so viele Bücher lesen muß! Ich weiß nicht, wie man das kann."

Der Major schlief den Schlaf der Gerechten; er hätte keine Ruhe gefunden, wenn er eine Ahnung davon gehabt, was jetzt unter den Frauen vorging.

Fräulein Milch saß am Fenster bei der Professorin und diese staunte, als die einfache Wirthschafterin äußerte, wie unbegreiflich es sei, daß Erich das markerschütternde Drama Othello vorgelesen, da doch darin so viele Punkte seien, die man in diesem Hause nicht berühren sollte.

„Kennen Sie das Stück?" fragte die Professorin.

„O doch," erwiderte Fräulein Milch und ihr ganzes Gesicht erröthete bis zur Einrandung ihrer Haube hin.

„Sie glauben also, daß es unpassend war, das Stück zu lesen, weil Herr Sonnenkamp Sklavenhalter war?"

„Bitte, ich wollte nichts weiter sagen," lenkte Fräulein Milch ab, „ich spreche nicht gern über Herrn Sonnenkamp, es freut mich . . . nein, das ist nicht das richtige Wort, es beruhigt mich, daß er mich kaum beachtet und sich geringschätzig gegen mich benimmt. Ich bin ihm darüber nicht bös, eher dankbar, denn ich habe nicht nöthig, Freundlichkeit gegen ihn zu heucheln."

„Nein, Sie weichen mir nicht aus. Können Sie mir nicht

sagen, warum Sie es unpassend fanden? Mein Sohn und ich wir sollten doch wissen, in welche Verhältnisse wir gestellt sind."

„Ich kann nicht," entgegnete Fräulen Milch mit klagendem Tone.

Claudine, die zu bemerken schien, daß Fräulein Milch etwas mittheilen wollte, was sie vielleicht nicht hören sollte, schlich leise davon.

„Jetzt," sagte die Professorin, „sind wir ganz allein, Sie können mir Alles sagen. Soll ich Ihnen eine Betheuerung geben, daß ich verschwiegen bin?"

„Ach, ich kann mich nur anklagen, daß ich so weit ging," stotterte Fräulein Milch und zog ihre Haubenbänder durch beide Hände. „Seit der Major und ich beisammen sind, ist es das erste Mal, daß ich einen Besuch mache und an einem fremden Tisch esse; ich hätte es nicht thun sollen." Ihr Angesicht zuckte und ihr braunes Auge glühte.

„Ich glaubte, daß Sie mich als Freundin betrachten," sagte die Professorin und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ja, das sind Sie," rief Fräulein Milch und faßte die dargereichte Hand in beide Hände und hielt sie mit Inbrunst fest. „Sie können nicht wissen, wie ich Gott danke, daß er mir das noch vor meinem Tode beschieden. Seit ich mich ihm widmete, habe ich allen Menschen entsagt, Sie sind die Erste, mit der ich leben möchte. Ach, ich meine, Sie müßten Alles wissen, man hat Ihnen nichts zu sagen."

„Ich weiß nicht Alles. Was wissen Sie von Herrn Sonnenkamp?"

Traurig senkte Fräulein Milch den Kopf, dann schlug sie beide Hände vors Gesicht und rief:

„Warum muß ich es denn sagen?"

Sie rückte näher und leise, kaum hörbar, theilte sie der Professorin einige Thatsachen aus dem Leben Sonnenkamps mit. Die Professorin hielt sich mit beiden Händen an der Nähmaschine, die vor ihr stand. Es wurde kein Wort gesprochen. Draußen war es so still und nur der Schrei von einem Flug Raben, die über den zugefrorenen Rhein schwebten, war vernehmbar.

„Ich glaube," sagte die Professorin endlich, „Sie würden so etwas nicht auf bloßes Gerede mittheilen. Gehen Sie weiter, sagen Sie offen, woher wissen Sie das?"

Scheu blickte Fräulein Milch um und sagte:

„Ich habe es von dem glaubwürdigsten Mann, dessen Neffe ein Kind hier im Lande zur Erziehung hat; er kennt den Namen, den Herr Sonnenkamp früher trug, er kennt seine ganze Vergangenheit. Aber liebe, edle Frau, warum soll ein Mensch, was er auch gethan, nicht ein anderes Leben, ein neues Dasein beginnen können?“

„Davon ein andermal,“ drängte die Professorin. „Nennen Sie mir den Namen des Mannes, der Ihnen das mitgetheilt hat.“

„So sei es denn. Es ist Herr Weidmann.“

Die Professorin bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Was haben Sie von Herrn Weidmann?“ sagte der plötzlich eintretende Major. „Ich sage Ihnen, liebe Frau Professorin, wer den Mann nicht kennt, kennt das Echteste auf der Welt nicht. Der ist ein Meisterstück Gottes, an dem muß Gott selber seinen Gefallen haben; tagtäglich, wenn er vom Himmel heruntersieht, muß er sich sagen: die Welt ist doch nicht so übel, dort drunten habe ich meinen Weidmann, das ist ein Mensch, ein . . . wirklicher Mensch. Damit ist Alles gesagt, da geht nichts drüber.“

Die beiden Frauen waren wie erlöst durch den Hinzutritt des Majors. Der Major machte sich nun mit Fräulein Milch auf den Heimweg. Als sie schon einige Schritte gegangen waren, rief die Professorin Fräulein Milch noch einmal zurück und fragte leise:

„Weiß der Herr Major auch . . .?“

„O nein, er könnte das nicht ertragen. Ach bitte, verzeihen Sie mir, daß ich Sie so belastet habe. Glauben Sie mir, es ist mir nicht leichter dadurch; nein, nur noch schwerer.“

Die Gäste gingen davon. Bald darauf brachte der Briefbote einen Brief aus der Universitätsstadt. Professor Einsiedel, der seit bald drei Jahrzehnten der Professorin seinen Glückwunsch dargebracht hatte, wollte auch heute nicht fehlen; es waren herzliche und bedeutsame Worte, die er schrieb, sie kamen wie aus einer ganz fremden Welt. Zweimal las sie die Nachschrift, denn da war ein Gruß an Erich mit der Nachricht, daß der Professor bald eine angekündigte, vor Kurzem erschienene Schrift über die Sklaverei schicken werde; er fügte die Mahnung hinzu, Erich solle im neuen Jahre sein Werk vollenden.

Die Professorin sah nachdenklich drein. Was ist denn das? Erich hatte ihr nie von solcher Arbeit gesagt. Sie fuhr mit der

Hand durch die Luft an der Stirn vorüber. Eine Erinnerung tauchte auf. Noch heute in der Morgenfrühe hatte sie zu Claudine den Gram kund gegeben, daß sie keine Wohlthätigkeit aus dem Eigenen mehr üben könne. Was sie leistete, erschien ihr als nichtig, nur die Gabe als bedeutend. Fast unwillkürlich öffnete sie die Kasse, in der das ihr von Sonnenkamp anvertraute Geld lag. Wie soll sie künftig den Beschenkten sagen: Wendet eure Dankbarkeit Herrn Sonnenkamp zu?

Sie raffte sich auf und ging nach dem Bibliothekzimmer, dort stand sie und schaute hinaus. Es war als nagte etwas körperlich in ihr. Trotz innern Widerspruchs hatte sie sich in dies Verhältniß eingelassen und ihr klarer verständiger Blick schien eine Weile verdunkelt.

Stromabwärts ertönte ein Dröhnen und Brausen, Zischen und Krachen, wie wenn eine neue Welt sich aufthun müßte; die Eisdecke hatte sich gebrochen. Auf dem Strome schwammen große Eisschollen dahin, stießen einander an, überstürzten sich, knirschten, zerschellten, bildeten neue und schwammen weiter. Jede große und jede kleine Scholle war mit einem Kranze umgeben, das waren die bei der Auflösung zerriebenen und in die Höhe geschobenen Eissplitter; die Schollen rannten schnell den Strom hinab, jetzt erst sah man, wie rasch und stark die Strömung allzeit ist.

Die Sonne sank glühend hinab über dem Rhein und halblaut sagte die Professorin vor sich hin:

„Dieser erste Tag des Jahres hat mir Entsetzliches gebracht. Es muß getragen und zum Guten geführt werden.“

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Vor dem Hotel Victoria in der Residenz stand eine Reihe von Droschken, Sperlinge umschwärmten die Fuhrwerke, und die Kutscher standen in Gruppen beisammen, trippelten vor Kälte hin und her, schlugen die Arme über der Brust auf und nieder und neckten sich gegenseitig.

Die Sperlinge zankten, sie fanden kein Futter mehr und flogen davon. Die Droschkenkutscher schwiegen, der Stoff war ihnen ausgegangen. Was auch soll man unternehmen und sagen am Winternachmittag in der schneebedeckten menschenleeren Straße der Residenz. Alles ist so stumm wie der hochselige Fürst, der in Stein gemeißelt auf der großen Säule steht, eine Mütze von Schnee auf dem Kopf und Epauletten von Schnee auf den Schultern. Drüben im Casino werden die Laden geschlossen, da man bei Licht besser Karten spielen kann. Die Ablösung kommt vom Palais des Prinzen Leonhard, die Soldaten haben große Mäntel an und Fäustlinge an den Händen. Der Abgelöste hat dem Eintretenden etwas ins Ohr gesagt, es muß nicht sehr wichtig gewesen sein. Ein Kanzleidiener mit einem Pack Acten kommt daher, er begegnet einem Hoflakai, der in einen langen, fast an den Boden reichenden Rock gekleidet ist; sie tauschen eine Prise aus und gehen vorüber.

Nun aber aufgeschaut! Es gibt etwas. Unter den Kutschern war Bewegung; der Courier Lutz kam mit dem großen Packwagen vorgefahren.

Jetzt hatte das Gespräch ein gutes Ziel. Richtig ist's, der „Goldklumpen, der König von Californien," kommt in die Residenz.

„Renn hinauf zu Deinem Vater, dem Glöckner, er soll mit allen Glocken läuten," rief der Eine.

„Du, laß mich einmal trinken, daß ich recht Hoch schreien kann," sagte ein Anderer. „Jetzt fängt der lustige Winter an. Der Goldklumpen läßt mehr draufgehen als drei Prinzen und siebzehn Grafen, sieben Barone gebe ich drein."

„Wißt Ihr was?" versetzte ein Dritter. „Wenn er ankommt, schicken wir eine Deputation zu ihm, der thut's, so etwas ist nach seiner Art. Ich habe einen Plan."

„Heraus mit Deinem Plan."

Der so Angeredete — es war ein kleines buckliges Männchen mit klugen verschmitzten Augen — ließ die Kameraden ein wenig warten, dann sagte er:

„Wir bitten Herrn Sonnenkamp, er soll jedem Droschkenkutscher täglich einen Schoppen Wein schenken; werdet sehen, er thut's. Wenn Ich siebzig Millionen im Vermögen hätte, ich thäte es auch."

Ein etwas verkommener, breiter Kutscher sagte:

„Bin Wirth gewesen, weiß, was das ist. Der Victoriawirth kriegt einen Wintergast, der hält warm."

Drin im Gasthof aber begegnete man lauter fröhlichen Gesichtern. Die schöne Wirthin war heut noch schöner, sie musterte nochmals die prächtige Zimmerreihe im ersten Stock und fand, daß Alles gut war; da und dort wurde noch eine Decke ausgebreitet, aber man hörte auf den Doppelteppichen keinen Schritt von den auf- und abwandelnden Kellnern, Knechten und Mägden; die prachtvollen seidenen Möbel, die die graue Hülle abgelegt hatten, glänzten und schimmerten wie dankbar, daß sie nun im Lichte erscheinen sollten.

Lutz war in voller Thätigkeit; bald von diesem, bald von jenem Sessel, bald von einem Sopha, bald von einer Causeuse — er schien alle Sitzgelegenheiten durchzuprobiren — bestimmte er noch, daß dies oder jenes anders gestellt würde; er schien geneigt, die Doppelbetten zu probiren, er begnügte sich indeß, die Sprungfedern ein wenig niederzudrücken. Ein Boudoir mit blauseidenen Tapeten und anmuthigem Erker wußte er mit Geschick besser zu ordnen.

Der Abend brach herein, das Treppenhaus war mit Blumen garnirt, die ganze lange Zimmerreihe beleuchtet, sämmtliche Lichter an den Kronleuchtern, auf Tischen und Schränken angezündet: nun konnten sie kommen.

Eine Cigarrette im Munde trat der Oberkellner vor das Haus und betrachtete sich vergnügt die erleuchteten Fenster der Zimmerreihe; doppelt vergnügt schaute er hinüber zum „Erbprinzen," da war Alles dunkel und öde; die werden sich ärgern.

Ein Wagen kam mit den Dienern männlichen und weiblichen Geschlechts, bald darauf der Wagen mit Erich und Roland und zuletzt trabte ein Viergespann heran. Bertram parirte die Pferde, Herr Sonnenkamp, nach ihm Fräulein Perini und endlich, mit den kostbarsten Pelzen angethan, Frau Ceres, stiegen aus.

Die Droschkenkutscher vor dem Hause vergaßen die Verabredung, sie brachten kein Hoch auf Sonnenkamp; klanglos trat er mit den Seinen in die Vorhalle, wo der große bärtige Portier in einem Tressenkleide und breitem Hute den silberknöpfigen Stock präsentirte; fest, als wäre er gegossen, stand der Mann da, nur seine Augen funkelten. Man ging die durchwärmten und erleuchteten und mit Blumen bestellten Treppen hinan. Sonnenkamp zeigte einen zufriedenen Blick. Frau Ceres war nicht wohlgelaunt, denn sie hatte fast den ganzen Weg geschlafen; vor dem offenen Kamine sitzend, ließ sie sich erst nach und nach aus den Pelzen enthülsen.

Sonnenkamp besichtigte alle Zimmer, und als er in das Boudoir seiner Frau zurückkam, saß Frau Ceres noch immer regungslos auf einem bequemen niedrigen Stuhl vor dem Kamin.

„Was fangen wir heut an?" fragte sie gähnend.

„Es wäre noch Zeit, ins Theater zu gehen."

„Mich umkleiden? Ich will nicht."

Zu gutem Glück wurde die Cabinetsräthin gemeldet, die Herr Sonnenkamp von seiner Ankunft voraus benachrichtigt hatte.

„Sehr willkommen," hieß es und sie war es in der That. Sie entschuldigte sich, daß sie, durch einen Besuch der Gräfin Graben aufgehalten, die lieben Freunde und Nachbarn nicht bereits in ihren Zimmern erwartet habe, wie ihre Absicht gewesen. Man dankte und war entzückt über die große Zuvorkommenheit.

Erich und Roland wurden in den Salon gerufen, da auch der Cadett mitgekommen war.

„Wo ist Ihre Frau Mutter?“ fragte die Cabinetsräthin. „Sie kommt wol nach?“

Erich antwortete nicht und Sonnenkamp setzte schnell hinzu, die Professorin wolle das Stillleben auf dem Lande nicht aufgeben.

„Das wird allgemeines Bedauern erregen,“ lächelte die Cabinetsräthin so heiter, als ob sie etwas besonders Lustiges gesagt hätte. „Die Gesellschaft hat sich darauf gefreut, die liebenswürdige, geistreiche und allgemein verehrte Dame wieder eine Saison in ihrer Mitte zu sehen.“

„Sie muß nachkommen,“ sagte Frau Ceres.

Sonnenkamp ward mißgestimmt. Besteht denn der Glanz seines Hauses nur in dieser Frau?

Seine Verstimmung wurde noch gesteigert, als die Cabinetsräthin in leisem Zwiegespräche sagte: Der Plan werde sich viel langsamer und schwerer verwirklichen ohne die Professorin. Sie selbst werde es an eigenen Bemühungen nicht fehlen lassen, aber sie vermöchte nicht entfernt das Gleiche, was die Geborne von Burgholz zu Wege bringe.

Sonnenkamp war es, als ob die vielen Lichter im Empfangssalon dunkler brennen; er war indeß genug Herr seiner Laune, um die Mißstimmung nicht kundzugeben.

Der Cadett machte den Vorschlag, daß Roland bei einer Quadrille, die zu Ende dieses Monats von den ersten Cavalieren des Hofes im großen fürstlichen Reithause geritten würde, mit reiten solle; es würde sich noch eine Stelle finden, wo er mit den anderen bürgerlichen Cadetten als Knappe sich aufstellen und einige Evolutionen mitmachen könne.

Roland war ganz glücklich darüber, aber Herr Sonnenkamp schnitt das kurz ab, indem er sagte:

„Nein, Du thust nicht mit.“

Er gab keinen Grund an; er hatte nicht nöthig, zu sagen, daß er seinen Sohn nicht unter dem vornehm geduldeten bürgerlichen Troß zum ersten Mal erscheinen lassen wolle.

Die Cabinetsräthin wußte viel zu erzählen, wer bereits Gesellschaft gegeben und bei wem solche noch ausstehe; auch mancherlei vor den Kindern nur halb angedeutete pikante Geschichten aus der Lästerchronik wurden berichtet. Der älteste Sohn des Herrn von Endlich, dessen glänzendes Haus gerühmt wurde, solle sich auch nächstens verloben; man sei nur bange, daß nächstens eine

Todesnachricht aus Madeira komme, wohin sich das junge Ehepaar begeben habe, dessen Hochzeit man im Sommer gefeiert.

Der Cadett bat Roland, mit ihm nach dem Theater zu gehen, wo heute ein großes Ballet gegeben würde. Erich sah verlegen auf Sonnenkamp, dieser aber sagte:

„Ja, gehe nur, Roland."

Zum ersten Mal sah Erich seinen Zögling von sich weg zu einer Vergnügung und in einen Kreis gehen, wohin er ihn nicht begleitete.

Roland hatte gebeten, daß auch Erich mitgehe, aber der Cadett erklärte, daß kein Platz mehr zu haben sei; er habe seinem Freunde nur mit großer Mühe einen vorbehalten. Und so ging Roland davon, indem er zu Erich sagte:

„Sobald es zu Ende ist, komme ich zu Dir."

Erich ward ruhiger; er konnte ja nicht verhüten, daß Roland Anschauungen gewann und in Gesellschaften gerieth, welche die schöne Richtung seines Wesens abzulenken drohten. Er mußte vertrauen, daß Roland Kraft und Gewissen genug in sich habe, um Gefahren zu bestehen.

Halb stolz, halb bedauernd erzählte die Cabinetsräthin, wie durchtrieben und frühzeitig auf Abenteuer begierig ihr Söhnchen sei; in demselben Athem bedauerte sie, daß Manna diese Saison, die so glänzend werde, in der Einsamkeit des Klosters verbringe; sie habe es sich so schön ausgedacht, in Gemeinschaft mit der Mutter die liebliche Tochter in die Gesellschaft einzuführen.

Sonnenkamp erwiderte, daß es dazu im nächsten Winter noch Zeit habe.

Zweites Capitel.

Erich hatte sich beurlaubt. In dieser Stadt, wo er geboren war und die größte Zeit seiner Jugend verbracht hatte, war er nun als Fremder in einem Gasthof und Diener eines Fremden. Er kämpfte alle Grübelei nieder und schrieb einen Brief an seine Mutter, worin er die Ankunft meldete und sie dringend bat, durch keinerlei Zureden sich verleiten zu lassen, mit nach der Residenz zu ziehen. Er brachte den Brief selbst auf die Post und

wanderte dann lange in der stillen, menschenleeren, kleinen Residenz umher. Er kannte jede Straße, jedes Haus, da und dort wohnten Jugendgenossen, befreundete Familien; er wußte nicht, wie er zu ihnen stehen werde.

Er kam an dem großen Gebäude vorüber, in dem die Antiken aufgestellt waren; eine Minute streifte ihn der Gedanke, wie es wäre, wenn er die Stelle des Directors hier erhalten.

Ruhelos ging er hin und her und begab sich endlich in ein Bierhaus.

Dort setzte er sich in eine Ecke und hörte Bürgersleuten zu, die mit langen Pfeifen im Munde sich über einen halben Witz erlustigten und von Allerlei redeten.

Er horchte auf, da er den Namen Sonnenkamps hörte, denn ein breiter rothbäckiger Mann sagte:

„Von heute an muß ich besonderes Fleisch nach dem Victoria-Hotel liefern, Herr Sonnenkamp hat einen ganz besondern Geschmack.“

Ein Buchdrucker, den Erich kannte, sagte:

„Unser Redacteur, Professor Crutius, behauptet, er kenne Herrn Sonnenkamp, aber er will nicht mit der Sprache heraus.“

Bei dieser Erwähnung spannte Erich seine Aufmerksamkeit, und weiter wurde erzählt, wie groß die Summe sei, die der Victoriawirth täglich erhalte; dann hieß es, daß Sonnenkamp das Rabeneck'sche Palais kaufe, und es sei so viel als sicher, daß er auch den Adel erhalte. Es wurden Bemerkungen gemacht, die Erich nicht hörte; er vernahm nur allgemeines Gelächter.

„Und ich sage,“ rief ein dicker Mann, den Erich als Getreidehändler und Bäcker kannte, „erinnert mich daran, daß ich es heut gesagt habe: dieser Herr Sonnenkamp ist ein Emissär. Die Junker in den Südstaaten wollen einen Kaiser haben, und er hat Unterhandlungen, vielleicht höher hinauf, als wir Alle ahnen.“

„Dann ziehst Du mit ihm und wirst Hofbäcker,“ hieß es. Ein gewaltiges Gelächter begleitete diese Antwort.

„Was geht das uns an? Der Mann bringt viel Geld ins Land; wenn nur noch hundert kämen, sie mögen gewesen sein, was sie wollen, wenn sie nur viel Geld ins Land bringen.“

So rief ein kleines, rundliches Männchen, das aus einer großen Meerschaumpfeife rauchte. Er leerte auf diese Rede sein Deckelglas und nickte der Kellnerin zu, wie wenn er sagen wollte:

Bring mir noch ein frisches, ich hab's verdient, bin doch der Gescheidteste.

Erich schlich leise davon; er war froh, nicht erkannt worden zu sein.

Als er heraustrat, begegnete ihm ein junger Mann und begrüßte ihn sehr freundlich.

Erich erinnerte sich seiner Bekanntschaft nicht, aber der junge Mann kannte ihn als Sänger vom Musikfest her; er war Lehrer an der Realschule in der Residenz und verkündete Erich, daß man ihn zum Ehrenmitglied des Schullehrer-Vereins ernennen werde.

Erich dankte und machte sich davon. Er kam auf der Straße in einen großen Menschenstrom, Wagen fuhren rasselnd dahin, das Theater war zu Ende. Er eilte nach dem Gasthof, Roland sollte ihn zu Hause finden. Er wartete auf seinem Zimmer, aber Roland kam nicht; er ging nach dem Gesellschaftssaal, aber er war nicht dort.

Die Cabinetsräthin bemerkte lächelnd, man könne unbesorgt sein; Roland sei in Gesellschaft Cuno's und da unterhalte er sich gewiß gut. Sie entschuldigte sich nun, daß auch sie die Gesellschaft verlassen müsse. Sie nahm Sonnenkamp noch in eine Fensternische und überreichte ihm den Gothaischen Almanach des neuen Jahres mit der Bemerkung, daß künftig keiner mehr erscheinen solle, in dem nicht auch der Name Sonnenkamp wäre; sie erklärte sich von heute an als seine Steuerpflichtige; sie werde lebenslang jedes Jahr dies canonische Buch der Ehre übersenden.

Sonnenkamp war sehr dankbar und geleitete die Dame bis zum Wagen.

Ins Zimmer zurückgekehrt, sagte er zu Erich:

„Ich hatte erwartet, daß Roland mehr Zuverlässigkeit beigebracht wäre; er ist nun trotz seines Versprechens noch nicht da."

Erich wollte erwidern, daß ja nicht er, sondern der Vater ihm die Erlaubniß gegeben, schon am ersten Abend, kaum aus dem Wagen gestiegen, seine eigenen Wege zu gehen. Er hielt es indeß zurück, eine Erörterung war fruchtlos.

„Ich kann nicht zu Bette gehen, bis er da ist," jammerte Frau Ceres.

„Wissen Sie vielleicht, wo wir ihn suchen sollen?" wendete sich Sonnenkamp zu Erich.

„Es ist nicht nöthig, er ist da," erwiderte Erich.

Roland trat ein.

Die Mutter klagte, der Vater schalt, daß er nicht sein Wort gehalten, aber Roland sagte:

„Ich verdiene weder Klage, noch Scheltworte; es hat mich viel Mühe gekostet, mich von der Gesellschaft loszumachen, die ich bis zu dem Restaurant begleitete, aber dort umkehrte."

Nun war Alles gut und man ging zur Ruhe.

„Warum fragst Du mich nicht, wie es mir im Theater gefallen?" fragte Roland in seinem Zimmer.

„Ich wollte warten, bis Du es mir von selbst sagst."

„Ach, es war sehr schön; wunderschöne Mädchen tanzten, und Cuno kannte alle bei Namen, er wußte von Jeder etwas zu erzählen; aber langweilig war die Geschichte doch. Stundenlang nichts als Sprünge und Bewegungen hin und her und kein Wort dabei. Mir fiel ein, was Benjamin Franklin sagen würde, wenn er das sähe, und da war der ganze Spaß verdorben. Cuno sagt, ich sei ein Philister, ich habe das ruhig hingehen lassen; als er aber noch etwas hinzufügte, hätte ich fast ein Duell mit ihm bekommen."

„Darf ich wissen, was er noch sagte?"

„Es betrifft Dich, aber — es kann Dir ja gleichgültig sein."

„Ich bitte, nichts weiter. Ich brauche nicht zu wissen, was die Menschen über mich sagen; das belastet die Seele und hilft nicht besser werden. Aber Du hast Dich brav gehalten, Du kannst gut schlafen, Du hast zum ersten Male im Feuer exercirt. Halte Dich nur immer treu in Dir und zu mir."

Mit glücklichen Gedanken legte sich Erich nieder und mit glücklichen Gedanken schlief Roland ein.

Drittes Capitel.

Während am Morgen Sonnenkamp den Staatskalender durchmusterte und ein Verzeichniß der zu erledigenden Besuche anfertigte, machte auch Erich sein Programm. Er wollte frei sein von persönlicher Beunruhigung, denn nur dadurch konnte er sich der erneuten schwierigen Aufgabe widmen.

Im großen geschlossenen Glaswagen, wo zwei in mächtige Pelze gehüllte Bediente auf dem Bock und der Jäger hintenauf saß, fuhr Sonnenkamp mit Frau Ceres in der Stadt umher. Es hatte große Ueberlegung gekostet, ob auch Roland Karten abgeben sollte; endlich entschloß man sich dazu.

Erich hatte für den heutigen Tag Urlaub genommen. Er traf mehrere Kameraden und ging mit ihnen auf das Militär-Casino; er wurde freundlicher begrüßt, als er erwartet hatte; er traf auch mehr tüchtige Naturen, als er eigentlich in Erinnerung hatte. Natürlich war von einer gestern Abend aufgelegten Bank, von Pferden, von Tänzerinnen die Rede, aber es herrschte auch ein großer Ernst unter manchen Kameraden. Die mächtige Bewegung in den Gemüthern der Zeitgenossen war am Militär-Casino nicht spurlos vorübergegangen; ja, ein Kamerad, der sich mit Erich in eine Fensternische setzte, beneidete ihn, daß er sich ein selbständiges Leben geschaffen.

Bei der Heimkehr traf Erich die Familie Sonnenkamp in guter Stimmung.

Für diesen ersten Tag waren der Cabinetsrath, seine Frau und die beiden Töchter zu Tische geladen. Die Pariser Kleider waren angekommen. Bei der Kleinheit der Residenz war dies schon allgemeines Stadtgespräch, denn die Zollbeamten hatten ihren Frauen und diese ihren Verwandten erzählt, es seien Kleider angekommen, wie selbst die Fürstin keine habe; die Kleider wurden von den Damen bewundert, und Alles war im besten Gange. Sonnenkamp hatte seine Whistpartie im vornehmen Clubhause, wo ihn der Cabinetsrath eingeführt, und als man von der Tafel aufstand, erschien als erster Besuch Bella mit ihrem Gatten.

Bella war äußerst belebt und bedauerte nur gegen Erich, daß seine Mutter auf dem Lande bleibe. Sie verkündete Herrn Sonnenkamp, daß Otto in den nächsten Tagen eintreffen werde, auch der Fürst Valerian käme; den Beiden seien Rollen zugetheilt in einem französischen Lustspiel, das die Gesellschaft bei Hofe aufführen wolle und wobei auch sie mitspiele. Sie ließ sich von Sonnenkamp eine namhafte Summe einhändigen zum Ankaufe von Gegenständen, die in dem Bazar zum Besten der Armen mit Beginn des nächsten Monats von den ersten Damen der Gesellschaft verkauft werden sollten. Sonnenkamp fügte hinzu, daß er auch Pflanzen aus seinen Treibhäusern zur Verfügung stelle.

Clodwig war etwas ermüdet, er bat im Voraus, ihn gesellschaftlich wenig in Anspruch zu nehmen. Die Landesvertretung war in beiden Häusern versammelt. Der Bruder des Fürsten, Prinz Leonhard, war zum Präsidenten der Kammer der Standesherren ernannt; Clodwig war Vicepräsident, hatte aber fast immer das Amt eines wirklichen Präsidenten zu übernehmen.

Während man beisammen war, kam eine Einladung des Herrn von Endlich zu einer großen Gesellschaft, und Bella konnte nicht umhin zu berichten, daß die Lästerchronik behaupte, Herr von Endlich gebe so schnell sein großes Fest, damit er nicht durch die Todesnachricht seines Schwiegersohnes verhindert würde. Die Familie war gerade noch zeitig genug gekommen, man war mitten im Strom der Saison. Es hieß, daß der Hof selbst bei Herrn von Endlich erscheine, jedenfalls konnte man den Bruder des Fürsten erwarten, der eine Verbindung mit der Gesellschaft außerhalb des Schlosses unterhielt. Auch Bella bewunderte im Nebengemache die Pariser Kleider, gab indeß Frau Ceres die Weisung, das Glänzendste erst bei der Gesellschaft zu verwenden, die Herr Sonnenkamp selber geben werde.

Der Abend bei Herrn von Endlich war genußreich. Der hohe Adel, obgleich tief verletzt über den Scherz, den sich der Fürst bei der Adelserhebung des reichen Weinhändlers gemacht hatte, besuchte die Gesellschaft in großer Anzahl. Der Fürst erkannte seinen Mißgriff, der ganz gegen seine sonstige Art war, da er die Hofverhältnisse stets mit einer gewissen priesterlichen Weihe behandelte; er sah es nun gern, wenn man ihn seinen Mißgriff vergessen machte. Man konnte sich seine besondere Gunst erwerben, indem man sich Herrn von Endlich freundlich erwies. So kam es, daß die Gesellschaft des Neugeadelten voraussichtlich wol die glänzendste der Saison war.

Herr von Endlich war auch klug genug, namhafte Mitglieder des Abgeordnetenhauses und sogar zwei von der schärfsten Opposition einzuladen, natürlich nicht ohne vorher bei Hofe angefragt zu haben, ob man dies nicht mißfällig aufnehmen werde. Der Hof selbst kam nicht, aber Prinz Leonhard erschien. Er hatte zwar von seinem Widerspruche gegen die Adels-Ernennung kein Hehl gemacht; als Untergebener seines Bruders jedoch besuchte er die Gesellschaft und unterhielt sich lange mit den Oppositions-Mitgliedern, am meisten mit Herrn Weidmann, der Präsident des Abgeordnetenhauses war.

Der Prinz repräsentirte seinen Bruder, von dem er stets mit großer Unterwürfigkeit sprach, es war ihm aber nicht unlieb, wenn man ihm merken ließ: Ja, wenn Sie regierten, wie ganz anders stünde es da, unser Land wäre ein Musterland. In Hofkreisen hatte man stets ein stilles Mitleid mit Prinz Leonhard, daß er sich der Mode wegen liberal zeigen durfte oder auch mußte . . . encanailliren nannte man es dort. Der Prinz beförderte Künste und Wissenschaften, ja in einer gewissen Weise auch die politische Bewegung; eine Zeitung galt als die heimlich von ihm unterstützte, und diese Zeitung machte leise Opposition.

Arm in Arm mit Clodwig ging Prinz Leonhard durch die Säle. Clodwig mußte von Erich gesprochen haben, denn dieser, der nicht in erster Reihe der sich zur Begrüßung Darstellenden stand, wurde von dem Prinzen angerufen, der laut sagte:

„Lieber Dournay, es freut mich, Sie wiederzusehen. Sie sollen ja ein großer Gelehrter sein? Sie hatten immer besonderes Talent dazu, schon in der Kindheit zeigte sich das. Wie geht es Ihrer verehrungswürdigen Mutter?"

Erich dankte verbindlich, es lag im Ausdruck seiner Worte ein Ton der Befreiung, daß die erste Begegnung mit Prinz Leonhard sich so freundlich gestaltete. Es war keine Kleinigkeit, da der Prinz sagte:

„Führen Sie doch auch Herrn Sonnenkamp zu mir. Wo ist er?"

Sonnenkamp war leider nicht zu finden, er war im Rauchzimmer. Er wurde gerufen; nun war es zu spät, der Prinz eröffnete mit Bella den Ball.

Herr von Endlich strahlte von Glück, Sonnenkamp aber machte eine seltsame Miene, da man ihm mittheilte, der Prinz habe den Hauptmann Dournay ersucht, ihn vorzustellen. Herr von Endlich war von großer Rührigkeit. Er war ein Mann von äußerst sicherem und selbstgefälligem Wesen, ohne damit Jemand zu verletzen. Wie er sprach und sich benahm, sagte sein Wesen immer: Ich kenne Alles. Mit Männern des verschiedensten Berufes knüpfte er ein Gespräch an und wußte überall sich geltend zu machen; daß er Finanzmann, National-Oekonom, Landwirth, Kaufmann und Schiffsrheder war und alles Einschlägige genau kannte, ließ er als selbstverständlich erkennen, aber er wußte auch von der strengen Wissenschaft mitzusprechen, wie nicht minder von allen

Staatsmännern Europas. Er hatte überall gut gehört und wußte es gut zu verwenden.

Sonnenkamp kam sich zum ersten Mal im Leben schülerhaft vor. Er stand bei einer Gruppe, in welcher Herr von Endlich die Bereitung des Gußstahls erklärte, da trat der Prinz hinzu, das Gespräch brach plötzlich ab, aber der Prinz sagte:

„Bitte, ich will nicht stören.“ Er hörte dankbar zu, wie Herr von Endlich die Gußstahl-Fabrikation darlegte, als wäre er sein Lebenlang Werkführer in einer Fabrik gewesen.

Sonnenkamp wurde vorgestellt, und der Prinz fragte, ob er auch schon in Amerika Weinbau getrieben habe.

Sonnenkamp verneinte.

Ohne irgend eine Vermittlung fragte dann der Prinz wieder, ob er Theodor Parker gekannt habe, den er mit großem Vergnügen habe predigen hören.

Auch dies mußte Sonnenkamp leider verneinen.

Der Prinz suchte ihn auf ein Thema zu bringen, wo er gewiß gut reden könne; er fragte, ob er an einen friedlichen Ausgang in der Sklavenfrage glaube.

Die Umstehenden hörten aufmerksam zu, wie Sonnenkamp berichtete, daß die Ungeheuerlichkeiten, die man sich vorstelle, in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden seien und daß die Abolitionisten es vielleicht gut meinten, aber sicherlich ihre Pläne schlecht ausführten.

„Sie müssen mir das einmal ausführlich darlegen, Sie müssen mich einmal besuchen.“

„Hoheit haben nur zu befehlen,“ erwiderte Sonnenkamp; er war sehr glücklich, als hiermit das Gespräch endete.

Erich stand fast den ganzen Abend bei Weidmann, aber so gern er sich dem allgemein verehrten Mann widmen wollte, es gelang ihm nicht; er sah unwillkürlich beständig auf Bella. Sie hatte in ihrer Erscheinung etwas Junonisches, es war die Fülle, wie sie bei den Niederländern sich zeigt, sie hatte eine gewisse gemessene Ungezwungenheit, sah stolz und sicher aus, für den Einen hatte sie ein tiefes, für den Andern ein leichteres Wort; sie belebte die Alten und erheiterte die Jugend und Alles in der edelsten, unantastbarsten Weise.

Sie schwebte von Einem zum Andern, auf ihren Lippen lag oft ein gewaltsamer Ausdruck, aber sie spendete beständig ein

belebendes Lächeln und ihre Freundlichkeit war bezaubernd; sie blieb räthselhaft, sogar in ihrer Erscheinung, denn Niemand wußte genau zu sagen, welche Farbe ihre Augen hatten, obgleich Jeder von deren Strahl entzückt war. Während sie zuhörte, machte sie immer den Fächer auf und zu und sprach dann mit vollendeter Leichtigkeit. Ganz unvermittelt nahmen aber oft ihre Mienen einen düstern und wilden Ausdruck an; es war etwas Räthselhaftes in ihr.

Bella war eine Erscheinung, die man hassen, aber nicht vergessen konnte.

Auch Doctor Richard hatte das erfahren müssen, und Erich fand, daß er ungerecht gegen sie war, denn die Haupttriebfeder im Wesen Bellas war Ehrgeiz, und dieser Ehrgeiz auf Großes gelenkt, wäre als Größe erschienen. Im Gedanken, daß auch er Bella ein Unrecht angethan, war er freundlicher und ehrerbietiger gegen sie. Bella schien zu fühlen, was in Erich vorging; sie nickte ihm bei jeder Begegnung huldreich und verständnißvoll zu.

Die Haltung Erichs beruhigte sie vollkommen, denn innerlich hatte sie doch manchmal gedacht: wenn solch ein Erzieher sich rühmen sollte — Pah! Niemand würde ihm glauben. Er ist aber auch zu edel, um sich zu rühmen.

Was war denn auch geschehen?

Aus der anfänglichen Zerknirschung hatte sie sich bereits einen Stolz gebildet; sie hatte sich zuerst eingeredet, daß die ganze Sache ein momentaner Uebermuth, ja nur ein leichtes Spiel gewesen.

Wer konnte ihr widersprechen?

Jetzt war die Beschönigung bereits so weit gediehen, daß sie ihr als Thatsache galt, der ganze Vorgang erschien ihr wie ein Roman, den sie einmal gelesen; er hatte sehr aufgeregt, der Schluß ist anders, als man erwartete, aber nun ist er ausgelesen, fertig, aus der Hand gelegt, vergangen, steht bestaubt in der Bibliothek. Bella lächelte darüber, daß sie noch so bewegt sein konnte; sie war fast stolz, daß sie noch so naiv empfinden, so hingerissen sein könne. Nun war Alles abgethan und es geht zu Neuem.

Sie sprach mit Erich und Weidmann einmal kurz, sie freute sich, daß die Beiden einander gefunden, und hoffte, daß Erich oft zu ihr und Clodwig kommen würde, damit man sich geistig

erfrische und in diesem Strudel der Gesellschaft zum Bewußtsein seiner selbst komme; auch bat sie Erich, sie einmal in den Antikensaal zu bringen und sie dort etwas lernen zu lassen. Mit einer gewissen schwesterlichen Mahnung erinnerte sie ihn, daß er die entsprechenden Besuche machen müsse, um nicht außerhalb der Gesellschaft zu stehen.

Sie war erfreut, daß er dies theilweise bereits ausgeführt. Er berichtete, er habe sogar den Neger des Fürsten besuchen wollen, derselbe sei aber mit der kranken Prinzessin des fürstlichen Hauses während des Winters in Neapel.

„So?“ fragte Bella, „hat Sie Herr Sonnenkamp in einem besonderen Auftrage zu dem Neger geschickt?“

Erich erwiderte, daß er diese Frage nicht verstehe, Bella lenkte rasch ab, sie bezeichnete ihre Frage als einen unzeitigen Scherz. Sie ging rasch davon, sprach mit Sonnenkamp und lachte viel, indem sie auf einen Mann in der Gesellschaft deutete, es war der Bruder des Herrn von Endlich, der das erste Modegeschäft in der Residenz hatte.

Herr von Endlich hatte es nicht umgehen können, seinen Bruder, der ein angesehener Bürger der Residenz war, in Gesellschaft zu laden. Man spöttelte darüber und sagte, daß der Mann, bei dem man gestern die Kleider gekauft, nun auch sehen wolle, wie diese heute seinen Kunden stehen.

Sonnenkamp war froh, daß, wenn er in den Adelstand eintrete, er wenigstens keine solchen Unzuträglichkeiten von einem Familienanhang zu befürchten habe.

Viertes Capitel.

Allabendlich war man nun im Theater, in großen Gesellschaften; der Morgen brach erst am Mittag an. Erich hatte, der Mahnung Bella's gemäß, die rückständigen Besuche gemacht und wurde in der Regel auch eingeladen.

Er sah das Gesellschaftsleben, wie aus einer fremden Welt kommend, mit neuen Augen an. Was verhüllt sich Alles in diesen lächelnden, sich gegenseitig so freundlich begrüßenden, geputzten

Menschen! Er schauderte oft über die Gemeinheit in weißer Cravatte. Im Rauchzimmer wurden unzüchtige Geschichten erzählt, Einer überbot den Andern, und dann ging man wieder in den Tanzsaal zu Frauen und Töchtern und war manierlich und fein.

Erich verhielt sich in bescheidener Zurückhaltung, Bella neckte ihn, daß er sich nicht auch in den Strudel begebe; sie schwamm lustig im Strom rauschender Freuden und es vergnügte sie, eine der Ersten, wenn nicht die Herrschende zu sein.

Fürst Valerian war sehr zuvorkommend gegen Erich und erzählte ihm viel von Knopf und einem wunderbaren amerikanischen Kinde, das auf Mattenheim sei.

Prancken grüßte in der Regel stumm, und sprach kaum mit Erich.

Von den ersten Würdenträgern des Staats und des Hofes hörte Erich bald da, bald dort, wie lobreich die Gräfin von Wolfsgarten und ihr Gatte von ihm gesprochen.

Mit Weidmann gerieth er in jene Beziehung, in der man immer beiderseits bedauert, einander so wenig habhaft zu werden, und bei allem guten Vorsatze doch nie zu Weiterem kommt. Nur Einmal gelang den Beiden eine nähere Verständigung; sie sprachen von Clodwig, und Beide in gleichmäßiger Hochachtung; dennoch konnte Weidmann nicht umhin, zu sagen:

„Ich bewundere diese Kraft, aber ich könnte sie nicht bethätigen. Unser Freund vermag es, ganz in die Sphäre einzugehen, in der er lebt; er kann gewissermaßen seine Seelenstimmung aus- und anziehen wie einen Gesellschaftsfrack; für sich lebt er in ganz anderen Interessen, ja in einer Verwerfung dieses Getriebes; sobald er aber in diese Sphäre eintritt, merkt man in seinem Behaben nicht die Spur eines Widerspruchs, man glaubt ihn vollkommen in Uebereinstimmung."

Erich verstand, und das Auge Weidmanns ruhte mit Nachdenken auf ihm, da er erklärte, daß er seinerseits nicht in die Gesellschaft tauge.

„Die Menschen sagen das eine Mal: Recht so, daß Sie aufflammen über Schlechtes, und das andere Mal verlangen sie, daß man gleichgültig daran vorübergehe, es ohne Verwerfung bestehen lasse. Das kann ich nicht und so tauge ich nicht in die Gesellschaft."

Weidmann schien das, was Erich beunruhigte, anders zu fassen, denn er sagte ihm, er könne vollkommen zufrieden sein,

da er in solcher Umgebung einen Jüngling wie Roland zu edlen Gedanken erziehe.

Ganze Abende wurde aber Erich seines Zöglings kaum ansichtig, denn die tanzende Jugend, Männer und Mädchen, umgaben ihn stets und hätschelten und bevorzugten ihn. Die Brust voll Cotillonorden, kam Roland spät heim und Tages darauf war er müde und zerstreut; ja, Erich bemerkte, daß der Portier ihm bisweilen duftige Briefchen zusteckte. Von regelmäßigem Unterrichte konnte nicht mehr die Rede sein, Roland trällerte meist am Tage die am Abend vorher gehörten Tanzweisen. In seinem Schreibpulte verwahrte er mit Heimlichkeit die Tanzkarten und auch manche andere Gedenkzeichen. In seinem Blick war etwas Scheues.

Prancken war erfreut, die Seinigen — denn so nannte er die Familie Sonnenkamp — inmitten der Gesellschaft zu finden, und nun ergab sich, daß auch Roland in dem französischen Lustspiel eine Rolle zufiel. Er sollte einen Pagen am Hofe Ludwigs XIV. spielen, da die junge Gräfin Otterswеier, der die Rolle zugetheilt, an den Masern erkrankt war.

Ein schönes Gewand wurde Roland bestellt, all sein Denken war nun auf das Schauspiel und die Proben gerichtet.

Als die erste Costümprobe abgehalten wurde und Roland in dem kleidsamen Gewande, in eng anliegenden weißseidenen Tricots, vor den Seinigen erschien, waren Alle voll Bewunderung; die Mutter zumal konnte sich in ihrem Entzücken gar nicht fassen. Roland sah auf Erich, der seit geraumer Zeit finster dreinschaute; er wollte ihn fragen, warum er so pedantisch sei — denn so hatten ihn die Mitspielenden genannt — aber er unterdrückte es und sagte nur:

„Verlaß Dich darauf, ich werde später wieder Alles, was Du mir aufgibst, lernen; nur jetzt laß uns lustig sein.“

Erich lächelte traurig; er fühlte, daß etwas verwüstet wurde in seinem Zögling; aber was konnte er thun? Wohl war ihm der Gedanke durch die Seele gezogen, daß er, da Alles, was er so mühsam gepflanzt und gepflegt, zertreten werden sollte, sich nun auch zurückziehen müsse; nur die Betrachtung, daß dann Roland ganz dem Verderben anheimfiele, hielt ihn noch auf seinem Posten. Er hielt es für Pflicht, Herrn Sonnenkamp seine Besorgniß mitzutheilen; dieser tröstete ihn, die amerikanische Jugend sei in den Jahren reif und bewältige das Leben, wo die deutsche

noch auf der Schulbank sitze und sich über eine geringe Censur abhärme.

Während Roland in den Proben des französischen Schauspiels war, hielt sich Erich oft im Lehrerverein auf. Leider fand er auch hier eine Aristokratie; die Lehrer der höheren Schulen sind getrennt von denen der Elementarschulen. Erich wurde von Vielen als Bekannter begrüßt und immer wieder erschien sein Ruhm vom Sängerfest, denn die Lehrer sind die eigentlichen Stützen des Chorgesanges; sie hatten hier einen besondern Gesangverein und Erich sang mit seinen Genossen schöner als je.

Aus rauschenden Gesellschaften stahl er sich oft weg und ging in den Lehrer-Verein, wo es ihm war, wie wenn er plötzlich auf einen andern Planeten versetzt wäre.

Hier saßen ernste Männer und besprachen sich darüber, wie man eine Kindesseele leite und führe, und da drüben verbrauste und verpraßte die mit bester Kraft geleitete Seele alle Arbeit des Lehrers an einem einzigen Abend.

Wenn man wüßte, was aus dem eigenen Thun wird, man könnte nicht weiter leben. Der beste Theil unserer Idealität ist das Nichtwissen unserer Zukunft und der Glaube an volle Erfüllung.

Erich konnte nicht umhin, Herrn Sonnenkamp von den Abenden im pädagogischen Verein zu erzählen, und Sonnenkamp nahm viel Antheil; er fand es sehr schön, wenn andere Menschen die Idealität pflegten.

„Sie sind glücklicher als wir," sagte er und trank dabei seinen schweren Burgunder.

Am Vorabende vor der Aufführung des französischen Lustspiels hatte Roland auf Geheiß seines Vaters und Prancken's alle Mitspielenden zu einer Abendgesellschaft im Gasthofe eingeladen. Nur die Männer erschienen, von den Frauen Bella allein.

Bella nahm Sonnenkamp bei Seite und sagte ihm vertraulich, er bringe die Frauen nur dann in seine Gesellschaft, wenn er die Professorin bei sich habe. Sie gestand es sich nur halb, daß sie bei der Rückkehr auf das Land eine gewisse Beschämung vor der Professorin empfinden werde, mit der sie oft die Nichtigkeit und Hohlheit der gesellschaftlichen Zerstreuungen besprochen hatte; darum sollte Alles in den Strudel, damit Keines sich vor dem vorwurfsvollen Blicke des Andern zu fürchten habe. Ueberdies war es volle Wahrheit, daß Sonnenkamp nur dann, aber dann auch mit Sicher-

heit eine gesellschaftliche Stellung gewinne, wenn die Professorin sein Haus repräsentirte.

Bella war boshaft genug, Sonnenkamp zu sagen, daß die Cabinetsräthin ihn ausbeute, aber in Gesellschaft verleugne und ihre Verbindung nur als eine nothgedrungene, nachbarschaftliche bezeichne.

Sonnenkamp war ingrimmig, aber er mußte die freundlichste Miene bewahren.

Das Schauspiel wurde aufgeführt. Alles war voll Bewunderung über die Schönheit und gewandte Grazie Rolands; selbst Bella, die ihre Vielseitigkeit heute zur Schau stellen konnte — denn sie hatte eine sogenannte Schubladenrolle mit dreifacher Verkleidung — wurde von dem Eindrucke, den Roland machte, fast in den Schatten gestellt.

Die Fürstin ließ Roland zu sich rufen und unterhielt sich lange mit ihm; man sah Roland und sie lächeln. Der Fürst kam selbst auf Sonnenkamp und dessen Frau zu und glückwünschte ihnen zu diesem prächtigen Sohn, indem er fragte, wann Roland in die Cadettenanstalt eintrete.

„Wenn er den gnädig verliehenen Namen haben wird," antwortete Sonnenkamp gefaßt.

Der Fürst machte eine finstere Miene und ging weiter.

Sonnenkamp athmete schwer, er hatte offenbar einen Fehler gemacht, die Sache hier und in dieser Weise vorzubringen; aber es ließ sich nicht mehr ändern und — vorwärts hieß die Losung. Mit ingrimmigem Blicke schaute er umher, als wollte er die ganze Gesellschaft mit all ihrem Flitter zusammenballen und kneten und daraus machen, was ihm beliebt.

Seine Mißlaune wurde nicht verscheucht, denn Prancken kam und fragte, was er zum Fürsten gesagt habe, der Fürst scheine verstimmt. Sonnenkamp fand es nicht nöthig, seinen Fehl zu bekennen.

Mit schwerem Blicke schaute Erich alledem zu. Er stand an eine Säule gelehnt, neben ihm ließ eine schöne Palme ihre gefächerten Blätter matt herabfallen. Er starrte auf die Pflanze, sie verkommt in dieser schwülen Luft, in dieser Ausströmung des hellen Gaslichtes; man bringt sie wieder zurück, da wo sie wieder gedeihen soll, aber sie kränkelt und verkommt vielleicht ganz. Wird es auch mit Roland so sein? Wie soll er nach Idealen,

nach höherer Bethätigung streben, wenn ihm so aller Glanz, alle Huldigung geworden?

Unwillkürlich dachte er sich den Professor Einsiedel hier herein. Er lächelte, denn er selber erschien sich als solch ein Professor Einsiedel. Was sind denn wir, die wir nur dem Gedanken leben? Zuschauer, nichts als Zuschauer. Da ist die Welt und ein Jagen und Raffen nach Genuß, Jeder raubt und eignet sich zu, was er haschen kann. Warum willst Du daneben stehen? Warum nicht mitten drin Dich tummeln? — Sein Herz preßte sich zusammen, seine Wange glühte. Da kam Roland auf ihn zu und sagte:

„Wenn ich es Dir nicht recht gemacht habe, liegt mir an allen Anderen nichts."

Erich reichte ihm die Hand und Roland fuhr fort:

„Die Fürstin wünscht, daß ich mich in diesem Gewande photographiren lasse; alle Damen wünschen es und die ganze Schauspielgesellschaft wird das Gleiche thun. Ist das nicht schön?"

„Gewiß, es wird Dir später eine anmuthige Erinnerung sein."

„Ach, später! . . . Später — Heute ist's schön, ich will von später gar nichts wissen. Ach, wenn man nur nicht schlafen müßte, sich ausziehen und morgen wieder anders sein! Man sollte ununterbrochen so fortleben können."

Erich erkannte, wie berauscht von Lob und Ehre Roland war; jetzt war nicht die Zeit, sich dem entgegenzustellen.

Aber auch er wurde an diesem Abend in eine ungewohnte Bewegung versetzt.

Er hatte wohl bemerkt, wie eifrig Bella mit dem Kriegsminister gesprochen, der ehedem der Oberst seines Regiments gewesen; jetzt kam der Minister in seine Nähe. Erich verbeugte sich, der Minister knüpfte ein leichtes Gespräch mit ihm an und fragte endlich, ob er nicht Willens sei, wenn sein Zögling in die Cadettenschule eintrete, eine Professur an der Cadettenschule anzunehmen.

Erich sprach seinen Dank für diese große Freundlichkeit aus, aber er konnte nichts bestimmen, und als ihn der Kriegsminister fragte, ob er sich ein Festes ausgemacht habe bei Vollendung der Erziehung des jungen Amerikaners, erwiderte er, daß Doctor Richard Alles geordnet habe. Er erschrak aber, als ihn der Kriegsminister fragte, ob er durch diese Stellung nicht in seiner Wissenschaft zurückkäme, denn Bekannte aus der Universität hätten mit großen Hoffnungen von ihm gesprochen.

Als der Minister sich entfernt hatte, bemerkte er Bella's feuriges Auge, das auf ihn gerichtet war, und sobald er Gelegenheit fand, sprach er Bella seinen Dank aus, daß sie ihn dem Kriegsminister so freundlich empfohlen habe.

„Nichts als Eifersucht — nichts als Eifersucht. Ich will Sie aus dem Hause dort haben, ehe die bezaubernde Manna zurückkehrt," erwiderte Bella, sie war sehr aufgeräumt.

Am andern Tage, während Roland mit den Genossen beim Photographen war und die Einladungskarten zum großen Sonnenkamp'schen Feste umhergetragen wurden, fuhr Sonnenkamp, von Lutz allein begleitet, nach Villa Eden.

Fünftes Capitel.

Die Professorin saß in der behaglich durchwärmten Stube am Fenster, dessen Sims mit Decken und Kissen und das auswärts mit Moos bekleidet, vor jeder Lufteinströmung geschützt war; es war wieder starker Frost eingetreten. Sie saß an ihrer Nähmaschine, die so sanft ging, daß man kaum ein Geräusch vernahm. Vom Strom herauf hörte man das Knirschen und Schieben der an einander stoßenden Eisschollen, die dann verändert und neu gebildet weiter schwammen.

Oft blickte sie hinaus über den Strom und in die Landschaft; sie sah in den Dörfern den Rauch über den Häusern aufsteigen, sie kannte jetzt das Leben dort.

Manchmal von Fräulein Milch, manchmal vom Krischer, am meisten aber vom Siebenpfeifer begleitet, an dessen Heiterkeit sie besondere Freude fand, war sie überall eingetreten, hatte mit Wort und That geordnet und geholfen. Im grünen Hause ging es ab und zu von Solchen, die theils dankten, theils neue Anliegen hatten, und sie fand Befriedigung darin, daß ihr eine so reiche und in den Wirkungen so schnell erkennbare Thätigkeit gegeben war.

Wenn sie allein und ungestört war, nahm sie die Lieblingsbücher ihres Mannes zur Hand, überdachte die Bemerkungen, die fast auf jeder Seite standen, und erquickte sich, in stiller Abgeschiedenheit mit dem Verewigten fortleben zu können. Was ihr

Mann geschrieben, las sie meist laut; es that ihr wohl, die Lippen zu bewegen und die Worte in jener Betonung zu hören, die er liebte. Sie mußte aber auch laut lesen, um Gedanken zu verscheuchen, die nebenher in Alles sich hineindrängten. Diese Gedanken gingen immer nach dem Leben und Wesen Sonnenkamps und seiner Vergangenheit, vor Allem aber in den Gemüthsgrund Manna's. Sie glaubte zu verstehen, was Manna damit gemeint, als sie beim Abschied vom elterlichen Hause zu Roland gesagt hatte: „Ich bin auch eine Iphigenie." Den Gesang der Parzen in Goethe's Drama sprach sie jetzt, während sie arbeitete, vor sich hin und schwer lag das Räthsel in ihrer Seele, warum Kinder um die Schuld ihrer Eltern leiden müssen.

Mitten in den erschütternd wohlklingenden Versen hörte sie das Geräusch eines vor dem Hause stillhaltenden Wagens. Vielleicht ist es der Doctor, der ihr bisweilen auf eine gute Stunde Gesellschaft leistete; sie wußte, er liebte es, wenn sie in ihrer Ruhe verblieb. Der nahende Schritt war indeß ein anderer, auch das Anklopfen war ein anderes und herein trat Herr Sonnenkamp.

Die Professorin hatte Sonnenkamp nicht gesehen, seitdem sie gehört hatte, was sie ihm nie sagen konnte; sie bedurfte aller Fassung, um ihm die Hand zu reichen. Er that seine Pelzhandschuhe ab und faßte ihre Hand. Zum ersten Male fühlte sie den Stahlring an seinem Daumen, als wäre es eine kalte Schlange. Erschreckt sah sie ihre Hand in der seinen. Die Hand Sonnenkamps, so breit, fleischig, mit zurückgebogenen Fingern, an denen das Fleisch sich über die Spitzen der Nägel legte, war wie die Hand des Pharisäers auf dem Titianischen Bilde vom Zinsgroschen. Zwischen Daumen und Zeigefinger hält der Pharisäer das Geldstück und diese Haltung und Bewegung hat, wenn man so sagen darf, etwas Grinsendes, Gewaltthätiges, Heuchlerisches. In der Erinnerung der Professorin tauchte auf, wie sie auf ihrer Hochzeitsreise in der Gallerie zu Dresden stand. Ihr Mann verdeckte damals eine Secunde das Gesicht Christi und das des Pharisäers und ließ seine Frau nur die Bildung der beiden Hände sehen, aus denen sich Gestalt und Charakter der beiden gegensätzlichen Träger herausbilden ließen. Mit Blitzesschnelle zogen diese Gedanken und Vorstellungen durch ihre Seele.

Sonnenkamp bemerkte, daß die haltungsvolle Frau ungewöhnlich bewegt war; mit Gewandtheit sagte er:

„Ich habe immer gefunden, daß sinnige, viel in sich lebende Menschen, vor Allem edle Frauen, keine Ueberraschungen lieben. Ich muß daher um Entschuldigung bitten."

Die Professorin sah ihn an. Wie ist es nur möglich, daß ein Mann mit solcher Vergangenheit zarte Seelenbewegungen erfaßt und so sanft kundgibt? Sie gestand, daß er das Richtige bei ihr getroffen, und fragte, ob der Besuch ihr oder der Besichtigung seines Heimwesens gelte. Sie fühlte, daß dies eine ungeschickte Frage war, aber sie konnte nichts Anderes vorbringen.

„Ihnen allein gilt mein Besuch," sagte Sonnenkamp, „und ich bedaure fast, daß ich diese schöne Ruhe störe. Ach, ich komme aus einem Treiben, wo man gar nicht mehr glaubt, daß solche Ruhe auf demselben Planeten ist. Wir leben in einem beständigen Wirbel und es ist nur gut, daß man noch schlafen kann."

„Ich kenne die Unruhe der Carnevalszeit," sagte die Professorin lächelnd; „man lechzt nach Stille und trägt doch beständig die am Abend vorher gehörte Musik, Scherz und Lachen mit sich herum."

Sonnenkamp ging nun geraden Weges auf sein Ziel los. Er bat mit großer Unterwürfigkeit die Professorin, seinem Hause die Würde zu verleihen, die sie allein geben könne.

Die Professorin bedauerte, ablehnen zu müssen; sie sei nicht mehr für die Gesellschaft geschaffen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie eine finstere, ich hätte eher vermuthet, daß Sie die freiere Anschauung vom Leben haben."

„Ich glaube auch sie zu haben. Ich betrachte unser Leben nicht als eine düstere Wohlthätigkeitsanstalt, aus der alle Heiterkeit verbannt sein soll; die Jugend soll tanzen und nicht daran denken, daß in derselben Minute Menschen sich vor Frost schütteln und Kummer und Elend überall. Ich liebe die Heiterkeit, sie allein gibt Kraft."

„Nun, so stehen Sie uns bei; wir wollen uns dann später um so mehr den armen Geschwistern der großen Menschenfamilie widmen."

Die Professorin mußte eine Empörung niederkämpfen, daß der Mann mit diesen Worten ein Spiel trieb; sie starrte auf seine Hände, als wären sie blutbefleckt, und diese blutbefleckten Hände boten ihr fröhlichen Wein dar.

Sie konnte kaum sprechen, sie schüttelte mit dem Kopf und wiederholte nur:

„Ich kann nicht, glauben Sie mir, ich kann nicht."

„Nun denn," begann Sonnenkamp, „ich stehe nicht an, Ihnen ein Geheimniß kundzugeben."

Die Professorin hielt sich mit beiden Händen an ihrem Nähtische. Was wird der Mann sagen? Sonnenkamp erklärte, wie es sein unablässiger Wunsch und wie nothwendig es für seine Frau, für Roland und Manna sei, daß er in den Adelstand erhoben würde.

Die Professorin zuckte. Wie? Dieser Mann wagt es? Die geborne Adlige empörte sich in ihr. Dieser Mann mit solcher Vergangenheit wagt es?

Sonnenkamp betrachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Im Innern dieser Frau ging etwas vor, was er sich nicht erklären konnte; diese Frau schwieg und sprach kein Wort nach solcher Vertrauensbeehrung.

„Warum erwidern Sie nichts?" fragte er endlich.

Die Professorin faßte sich und sagte:

„Würde es Ihnen nicht schwer, einen andern Namen zu tragen?"

Sonnenkamp sah sie scharf an; sie fuhr fort:

„War es mir doch als Frau fremd, einen andern Namen zu tragen."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," entgegnete Sonnenkamp verbindlich, „Sie mußten einen bürgerlichen tragen; einen adligen nimmt man wol leichter an."

Er bat immer dringlicher, und fügte den besondern Wunsch der Gräfin Bella hinzu.

Die Professorin blieb dabei, es könne Niemand, auch die äußerste Freundlichkeit nicht, über ihr Leben bestimmen; sie sei entschlossen, nie mehr in die Gesellschaft einzutreten.

Sonnenkamp glaubte, daß die Professorin nicht als Anhängsel erscheinen wolle; würde man sie aber frei und selbständig stellen, so würde sie sich nicht mehr weigern. In so bescheidener als nachdrücklicher Weise sagte er daher, er lege hiermit eine Summe, mit der die Professorin ihr ganzes Leben ein selbständiges Haus machen könne, in ihre Hände; er griff in die Brusttasche und nahm ein Portefeuille heraus.

„Bitte, lassen Sie," entgegnete die Professorin hocherröthend; sie starrte auf seine Finger . . . gerade so hielt der Pharisäer das Geldstück . . . „Bitte! Das ist es nicht. Ich schäme mich keiner Position, da ich meine Ehre in mir habe; ich fürchte mich auch nicht vor der Gemüthsbewegung, die mich beim Anblick dieser oder jener Verhältnisse belasten könnte. Ich habe in freiem Entschluß für alle Zeit auf diese Beziehungen resignirt. Ich bedaure tief, Sie bitten zu müssen, keinerlei Beweggrund mehr vorzubringen, denn ich bliebe doch unbewegt."

Sonnenkamp war in Verlegenheit, wie er das Portefeuille wieder in die Tasche zurückbringen und die heftige Empörung in sich niederkämpfen sollte.

Er stand auf und ging ans Fenster.

Eine Weile starrte er hinaus, dann wendete er sich lächelnd um und sagte:

„Dort schwimmen die Eisschollen, ein milder Hauch sprengt die Eisdecke, warum sollte nicht auch, verehrte Freundin — Sie gestatten mir, Sie so zu nennen — Ihre That, Ihr Vorsatz . . . Sie verstehen schon, wie ich es meine . . . man darf nicht alles Werdende binden."

„Für mich," entgegnete die Professorin, „würde dies ein Brechen der Treue sein und ich habe nichts mehr auf der Welt als die Treue gegen mich selbst."

„Ich bewundere Sie," erwiderte Sonnenkamp, und glaubte nun durch Kundgebung einer bewundernden Verehrung noch zu gewinnen.

Die Professorin fühlte, daß sie dem armen reichen Manne ein Gutes thun, ihm etwas geben müsse, was ihm Muth und Lust zum Leben mache, und es kam aus ihrer Seele, als sie sagte:

„Lassen Sie sich den Dank der Hunderte aussprechen, die Sie gesättigt und genährt haben. Der Bote Ihrer Wohlthätigkeit zu sein, macht mich glücklich, und ich wünsche nur, daß Sie sich als die Quelle des Glückes empfinden."

Mit Lebhaftigkeit schilderte sie, wie Alles wohlgeordnet sei und wie sie nicht erst die Krankheit, das heißt die Verkommenheit abwarte, sondern den Gesunden aufhelfe. Sie erzählte so viel Schönes und Rührendes, daß Sonnenkamp sie anstarrte und die Worte hervorstieß:

„Ist Alles gut — gut — ich danke Ihnen."

Er reichte ihr nochmals die Hand und ging davon. An der Hausthür begegnete ihm Fräulein Milch, er sah sie kaum an und ging weiter.

Fräulein Milch traf die Professorin, die mit großem Eifer ihre Hände wusch, als könnte sie dieselben gar nicht reinigen von der Berührung. Fräulein Milch fragte:

„Hat er Ihnen gesagt, daß er geadelt wird?"

Die Professorin sah sie staunend an. Woher wußte denn diese einfache Wirthschafterin in ihrer Abgeschiedenheit Alles?

Fräulein Milch erklärte, daß der Fleischer aus der Residenz, der von ihrem Nachbarn ein Paar fette Ochsen gekauft, die Nachricht verbreitet habe.

Sechstes Capitel.

Ein fremder Mann kommt, besichtigt das Haus, den Garten, den Park, die Treibhäuser, die Ställe. Wem gehörte das Alles? Einem Amerikaner von räthselhafter Vergangenheit . . .

Das stellte sich Sonnenkamp dar, als er in sein Heimwesen eintrat; er sah in eine zukünftige Zeit, ein Fremder war es, der Alles in Augenschein nimmt, und er selbst, der Alles gebaut, gepflanzt, war verschollen.

Sonnenkamp schlug sich auf die Stirn, da er inne ward, welch ein traumhaftes Gesicht ihn beherrschte. Was ist das für eine Macht, die ihn verzaubert und ihm sein eigen Selbst entführt? Nichts als der Tugendstolz dieser armen Frau treibt solche Gedanken in seiner Seele auf.

„Noch bin ich! noch will ich! noch nie ist mir entgangen, was ich wollte, und sie Alle sollen mir dienen!" sagte er laut vor sich hin.

Er betrachtete die Bäume im Garten, ein dünner Schneereif lag auf den Zweigen, es war ein Anblick, so rein und fein, Alles so unbewegt, daß man unwillkürlich den Athem anhielt, denn Alles war so still, verklärt und leuchtend zugleich. Hier und dort sah er Bäume und Sträucher seiner Anordnung gemäß gefällt. Das muß immer sein, wenn die Parkanlage in ihrer

Fortentwicklung ihre künstlerische Gestaltung bewahren soll; Sonnenkamp ließ sich die Bäume nicht über den Kopf wachsen, sie durften nicht über die Idee hinausgehen, mit der er die Anlage festgestellt hatte.

Zwei schöne Neufundländer, die treu an ihm hingen, ließ er aus dem Gehege bringen; die Hunde sprangen an ihm empor, sie waren voll Lust und Glück, ihren Herrn zu begrüßen. Er lächelte. Da ist doch etwas, das ihn treulich begrüßt, sich seiner freut; die Hunde sind die besten Geschöpfe auf Erden. Er ging mit den Hunden überall umher und im Obstgarten schaute er freundlich lächelnd um; die künstlich gezogenen Zweige, mit schneeigem Reif bekleidet, waren wie Kunstgebilde der feinsten Art; er wünschte nur, daß er sie in der großen Gesellschaft vor den erstaunten Blicken seiner Gäste aufstellen könnte.

Ja, die Gäste! Werden sie kommen? Wird dieses pomphaft angekündigte Fest nicht eine Beschämung für ihn werden? Die Zweige der Obstbäume kann man ziehen und biegen nach Wohlgefallen, warum sind die Menschen so widerspenstig? Plötzlich lächelte er vor sich hin. Es war viel davon gesprochen, daß eine große Sängerin in Paris alle Welt entzückte; diese mußte herbei, koste, was es wolle, und sie mußte sich verpflichten, kein öffentliches Concert zu geben, sondern nur in seinem Salon und äußersten Falles noch bei Hofe zu singen. Er will der armseligen Residenzgesellschaft etwas bieten, was Niemand außer ihm vermag.

Er ließ die Hunde wieder in ihr Gehege sperren, sie winselten und bellten. Mögen sie winseln! Man sollte immer nur Geschöpfe haben, die man zu seiner Lust holt und wieder wegschickt, wenn man ihrer überdrüssig.

Sofort ließ Sonnenkamp wieder anspannen, fuhr nach der Telegraphen-Station und sendete eine Nachricht an einen Agenten in Paris mit genauer Angabe dessen, was er wünschte. Die Antwort sollte ihm nach der Residenz geschickt werden. Frischen Muthes, die ganze Welt verachtend und stolz auf seinen Erfindungsreichthum, fuhr er nach der Residenz zurück. Prancken war zugegen, als er am Abend die Nachricht erhielt, daß die Sängerin eintreffen werde.

Sonnenkamp wünschte, daß das Außergewöhnliche, was er zu bieten vermochte, schnell bekannt würde; die Hofzeitung sollte es verkünden. Prancken war nicht für diese Art der Kundgebung,

man solle vielmehr vertraulich Diesem und Jenem mittheilen, was zu erwarten sei, und Jeder würde sich beeilen, das Anvertraute weiter zu verbreiten. Er selbst übernahm es, einigen beliebten Kameraden auf dem Militär-Casino das Ueberraschende mitzutheilen.

Die Sängerin kam und übte eine größere Anziehungskraft als die Professorin bewirkt hätte.

Am Vorabend des Festes erschien Bella und brachte ihre Wünsche für das Gelingen desselben.

Es fehlte in der That nichts. Der populäre Prinz erschien mit seiner Gattin, die auserlesenste Gesellschaft füllte die Salons des Herrn Sonnenkamp, auch der amerikanische Generalconsul mit seiner Frau und zwei Töchtern war zugegen und Alles war voll Bewunderung und Dank für den Gastgeber. Die Sängerin sang mit großer Bravour und unter dem lebhaftesten Beifall viel Modernes; besonders ergriffen aber war Erich, als sie auch eine Arie aus der Oper Medusa von Lulli sang. Das Wagniß, eine das menschliche Maß überschreitende Leidenschaft in Tönen auszudrücken, stellte sich ihm dar, es war eine ähnliche Colossalität wie in der Büste, die auf Wolfsgarten stand, und er erzitterte als Bella umschaute und ihr Blick sich nach ihm richtete, als ahnte sie durch einen magischen Zauber, daß die Strömung seines Denkens nach ihr hin ging. Sie sah stolz und groß aus und nach dieser Arie ging sie auf die Sängerin zu und sprach sehr eifrig mit ihr.

Frau Ceres war mißgelaunt und verstimmt, denn ihre große Pracht verschwand vor der wunderbaren Kunst der Sängerin, zu der sich Alles drängte. Der Prinz unterhielt sich mit ihr wol eine halbe Stunde, mit Frau Ceres nur einige Minuten.

Mit triumphirendem Siegesgefühle ging Sonnenkamp durch die Gesellschaft, er that sehr bescheiden, aber innerlich verachtete er sie, denn er dachte:

Mit einer Hand voll Gold läßt sich Alles machen; mit Gold ist Ehre und gesellschaftlicher Glanz und Alles zu haben.

Am andern Tage war eine zwiefache Gesprächsströmung in der Residenz. Man sprach vom Feste des Herrn Sonnenkamp, desgleichen man hier noch nie gesehen; eine Gegenströmung war die Nachricht vom Tode des Gatten der Baronesse von Endlich, die Nachricht sei bereits gestern Abend angekommen, man habe sie aber zurückbehalten, um den Angehörigen und den weit verzweigten

Verwandten des Hofmarschalls die Freuden des Sonnenkamp'schen Festes nicht zu entziehen.

Am Abend brachte die Zeitung, deren Redaction Professor Crutius vorstand, einen pikanten Bericht, worin die Todesnachricht und das Sonnenkamp'sche Fest künstlich durcheinander gemengt war. Ein Theil des Glanzes wurde dadurch verwischt und Sonnenkamp überlegte mit Prancken, ob nicht der arme Teufel von Redacteur mit einer Hand voll Gold zu gewinnen wäre.

Prancken widersprach; man dürfe mit diesen Communisten — so hießen bei ihm Alle, die nicht mit der Regierung übereinstimmten — auch nicht die entfernteste Verbindung haben, und er, der zum Adelsbetrieb kein Mittel verschmähte, fand, daß man einer solchen Bestechung sich schämen müßte.

Sonnenkamp schien bekehrt, aber er wendete sich an Erich, der damals dem Manne die Unterstützung übermittelt hatte; er bat, diese Beziehung zu erneuen, und wenn Doctor Crutius in Noth wäre, so sei er bereit, ihm beizustehen.

Erich lehnte entschieden ab.

Die Sängerin ward nicht zu Hofe berufen, denn man fand es ungehörig, daß sie zuerst bei einem Privatmanne gesungen; sie reiste ab und Sonnenkamp und Fest und Gesang waren bald vergessen. Ja, Sonnenkamp mußte die Zurücksetzung erfahren, daß er bei einer Einladung zu Hofe übergangen wurde; er hörte jetzt, daß der Fürst ihm abgeneigt war, weil er nach der Aufführung des französischen Lustspiels eine mit größter Behutsamkeit zu behandelnde Sache ungeschickt bloßgestellt hatte. Prancken berichtete das mit einer gewissen bedauernden Schadenfreude; Sonnenkamp sollte stets wissen, daß er ihm vor Allem seine Standeserhöhung würde danken müssen.

Der Abend, an dem das Hoffest stattfand, zu welchem zwei Adelsfamilien vom Lande, die eigens dazu nach dem Hotel Victoria gekommen waren, nach dem Schlosse abfuhren, war für Sonnenkamp einer der peinlichsten. Er mußte noch überdies seinen Grimm zurückhalten und Frau Ceres trösten, die wollte, daß man sofort abreise; denn das, worauf sie all ihr Sinnen gerichtet, war nun zu nichte.

Auch die Cabinetsräthin kam nicht, sie mußte zu ihrem Bedauern, wie sie sagte, bei Hofe erscheinen. Und so saß die Familie allein und an diesem Abend zum ersten Mal fand Erich wieder

einen tieferen Anhalt in der Seele Rolands, denn auch Roland war höchst ärgerlich. Der Cadett, der zugleich Page war, hatte ihm erzählt, wie lustig es bei solchen Festen sei.

Erich nahm gerade von diesem Fall Veranlassung, Roland ans Herz zu legen, daß man die Ehre zunächst in sich suchen müsse und nie in der Welt draußen. Wer ohne Selbstbewußtsein seine Ehre und sein Glück von Andern abhängig mache, der sei durch solche Abhängigkeit in der tiefsten Sklaverei.

Roland hörte stumm zu, aber sein Auge wurde größer.

Sonnenkamp hatte große Mühe, in der Gesellschaft seine Verletztheit zu verbergen, und doch durfte man nichts davon merken lassen, denn dadurch erhöhte man die erfahrene Zurücksetzung. Er lächelte still, wenn man von dem glänzenden Hoffeste erzählte. In besonderer Beflissenheit überhäufte er die Familie des Cabinetsraths mit Freundlichkeiten, sie mußte Stand halten, sie hatte ihren Lohn, er wollte nicht der Betrogene sein. Er wollte auch seinen Sohn früh in den Strudel des Lebens werfen, er wollte wissen, welche Haltung er dabei annehme, welche Leidenschaften in ihm walteten. Er machte nun den jungen Cadetten zum Spion seines Sohnes, er gab ihm Gold, er sollte Roland in Spielgesellschaften bringen, ihn zu hohem Spiel verleiten und dann berichten, wie sich Roland benahm. Sonnenkamp war nicht wenig erstaunt, als ihm der Cadett berichtete, daß Roland unbedingt das Spiel ablehnte; er habe Erich das Wort gegeben, daß er sich nie, auch nicht bei scheinbar geringem Einsatze, dazu bringen lasse.

Sonnenkamp hätte Erich gern für diese große Macht seinen Dank ausgesprochen, aber er fand es besser, zu thun, als ob er es nicht wisse.

Als Bella kam, um Erich abzuholen, da er sie versprochenermaßen in das Cabinet der antiken Gipsabgüsse führen solle, bat Sonnenkamp, gegen seine Frau nichts von dem Hoffeste zu äußern, sie sei jetzt beruhigt und man solle sie nicht darin stören.

Erich nahm Roland mit in das Museum. Bella verstand, warum er es that.

Als man nach dem Museum fuhr, sah man den Fürsten Valerian am Wege. Bella ließ anhalten und nahm auch ihn mit; es konnten sich dadurch zwei Gruppen bilden, Fürst Valerian konnte manchmal mit Roland gehen und sie mit Erich. Es kam nicht dazu; Erich ließ Roland nicht von der Hand.

Vor der Niobidengruppe standen sie lange und Bella scherzte darüber, daß der Pädagog, der den Knaben vor dem Pfeil des Gottes zu schützen sucht, den russischen Typus habe. Erich mochte wiederholt erklären, daß der Kopf erneuert sei und einen Scythen darstelle, daß der Pädagog ein Sklave sei, der den Knaben nur wie eine Art Lakai in die Schule und sonst auf Gängen begleite, sie blieb dabei, es sei ein Russe. Als Erich darauf aufmerksam machte, daß das Mädchen in der Mitte sich an die Mutter anschmiege und hülflos sich verhülle, während der Knabe bei dem Pädagogen noch selbst die Hand ausstreckt, der Gefahr entgegenschaut und sie abzuwehren sucht, blickte ihn Roland groß an und sein Antlitz wurde blaß, fast so blaß wie die Gipsabgüsse, unter denen man sich bewegte; nur sein Auge leuchtete und die dunklen feinen Haare, die sich auf der Oberlippe zeigten, schienen zu zittern.

Auf dem Heimwege vom Antikensaale sagte Roland, wie vor Frost bebend, sich an Erich schmiegend:

„Erinnerst Du Dich noch, wie in Deinem elterlichen Hause damals der Brief mit dem großen Siegel kam?"

„Gewiß . . . gewiß."

„Da also solltest Du Director werden. Diese Gestalten stehen da Tag und Nacht, Sommers und Winters . . . warten auf uns und halten still, derweil wir tanzen und sterben."

„Was sprichst Du?" fragte Erich, erschüttert von Ton und Betrachtung Rolands.

„Ach, nichts — nichts. Ich weiß nicht, was ich sage . . . ich meine, ich hörte die Worte, sagte sie aber nicht selbst . . . ich weiß nicht, wie mir ist."

Erich eilte mit dem Fiebernden heimwärts.

Siebentes Capitel.

So oft Frau Ceres Roland sah, sagte sie beständig:

„Aber Roland, Du siehst so blaß aus! . . . Sieht er nicht sehr blaß aus?" wendete sie sich dann regelmäßig zu Erich, und wenn dieser verneinte, war sie ruhig.

Heute konnte Erich nicht verneinen, da die Mutter mit Schrecken ausrief:

„Aber Roland, Du siehst ja so blaß aus!“

Erich ging mit ihm auf sein Zimmer und Roland klagte:

„Ich weiß nicht, wie mir ist.“ Er schaute rings im Zimmer um und sagte: „Mir ist, als drehte sich Alles mit mir. Was ist denn das? Ach! Ach!“

Er setzte sich auf einen Stuhl und fing plötzlich heftig an zu weinen.

Erich stand rathlos.

Roland sank in Ohnmacht.

Er schlug die Augen auf und starrte Erich an, wie wenn er ihn gar nicht sehe.

„Roland was ist Dir?“ fragte Erich.

Der Jüngling antwortete nicht, seine Stirne war eiskalt.

Erich riß an der Klingel, dann beugte er sich über den Jüngling.

Sonnenkamp trat ein und fragte, warum sie nicht zur Tafel kämen.

Erich wies auf Roland.

Der Vater stürzte auf diesen zu und stöhnte wie zu Tode getroffen.

Joseph kam, er wurde schnell nach einem Arzte geschickt und durch Essenzen gelang es, Roland wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der Vater und Erich trugen ihn auf das Bett und entkleideten ihn. Fieberfrost schüttelte den Jüngling, daß er die Zähne zusammenschlug und wimmernde Töne von sich gab.

Der Arzt kam, er machte eine bedenkliche Miene. Sonnenkamp schaute ihn erstarrt an.

„Es ist ein Anfall, ich weiß nicht, was daraus wird. Hat er öfter solche?“ fragte der Arzt.

„Noch nie! Noch nie!“ rief Sonnenkamp.

Belebende Mittel wurden angewendet und das Erste, was Roland sprach, war:

„Ich danke Dir, Erich!“

Der Arzt befahl, daß man ihn in Ruhe lasse, damit er schlafen könne; er ging weg, kam aber nach einer Stunde wieder, nach einer Stunde voll Bangens, in der Erich und Sonnenkamp kaum mit einander zu reden wagten. Als der Arzt jetzt den Kranken neu betrachtete, sagte er:

„Das Nervensystem des jungen Mannes ist übermäßig angespannt, es kann ein Nervenfieber bevorstehen."

„Es kommt kein Unglück allein," sagte Sonnenkamp; das waren die einzigen Worte, die er während der ganzen Nacht sprach. Er saß im Nebenzimmer auf einem Stuhle wachend und kam manchmal auf den Zehen schleichend an das Bett des Kranken, um seinen Athem zu hören.

Frau Ceres hatte fragen lassen, warum Roland nicht komme. Man gab einen Vorwand und bat sie, zu Bett zu gehen. Sie kam indeß in der Nacht dahergeschlichen, sie hörte, daß Roland leicht unwohl sei, sie ging an sein Bett, sah, daß er ruhig schlief, und kehrte wieder in ihr Gemach zurück.

„Es kommt kein Unglück allein," wiederholte Sonnenkamp, als in der ersten Morgendämmerung der Arzt erklärte, das Nervenfieber sei ausgebrochen. Er befahl die behutsamste Pflege, er wollte eine barmherzige Schwester schicken, aber Erich sagte, daß Niemand Roland besser pflegen würde als seine Mutter.

„Glauben Sie, daß sie kommt?"

„Gewiß."

Sofort wurde ein Telegramm nach dem grünen Hause geschickt. Schon nach einer Stunde war die Antwort da, daß die Professorin und Claudine abreisen.

In der Stadt hatte sich schnell die Nachricht von der schweren Erkrankung des schönen Jünglings verbreitet; Diener in allen Livreen und selbst Männer und Frauen der ersten Gesellschaft kamen, um nach ihm zu fragen.

Am Mittag, als die Parade mit klingendem Spiele vorüberzog, schrie Roland laut auf:

„Die Wilden kommen! Die Wilden kommen! Die Rothhäute! Hiawatha! Lachendwasser! Dem Hausknecht gehört das Geld! Nicht gestohlen! Hut ab vor dem Baron, willst Du? Pfui! Die Schwarzen! Ah! Franklin!"

Erich erbot sich, beim Commandanten die Weisung nachzusuchen, daß die Parademusik durch eine andere Straße ziehe oder mindestens vor dem Hotel die Musik unterbreche.

Der Schnee war plötzlich geschmolzen und vor der ganzen Fronte des Victoria-Hotels wurde auf der Straße Stroh gelegt, so daß man kein Wagengerassel vernahm.

Die Professorin kam. Sonnenkamp bewillkommnete sie herzlich

und Frau Ceres klagte, wie entsetzlich es sei, daß Roland krank geworden; womit sie denn das verschuldet habe, sie sei ja selbst krank. Die Mutter hatte viel Mühe, sie zu beschwichtigen; sie wünschte indeß, daß man auch Doctor Richard kommen lasse, der Roland von früher her genau kenne.

Sofort wurde an Doctor Richard telegraphirt und spät in der Nacht kam er an. Er fand, daß Roland vollkommen entsprechend behandelt sei, und seine Hauptmahnung ging nun an Erich und die Mutter, daß sie bei ihrem ohnedies gesteigerten Geistesleben die Krankenpflege mit Gleichmuth aufnehmen, sich viel Ruhe und Zerstreuung gönnen, oft ausgehen möchten, um sich an neuen Eindrücken zu erfrischen. Er ließ nicht ab, bis ihm die Beiden das Versprechen gegeben hatten.

Nachdem er eine Berathung mit dem behandelnden Arzte gehalten, reiste er wieder ab. Aber als er schon die Hand zum Abschiede gereicht hatte, sagte er noch:

„Ich muß Sie vor der Gräfin Wolfsgarten warnen.“

Erich erschrak und die Mutter fragte, wie er das meine. Er erklärte, daß man ebenso höflich als entschieden ihre herrschsüchtige Weise ablehnen solle, in der sie allerlei Mittel wisse, um jede Krankheit zu heilen.

„Nicht wahr, er stirbt nicht?“ fragte Sonnenkamp den Arzt auf der Treppe. Der Arzt erwiderte, daß man in allen äußersten Fällen sich auf nichts als auf die innewohnende Kraft der Natur verlassen könne.

Sonnenkamp suchte eine ergebene Miene zu machen, und doch war er voll Empörung. Er mit allem Reichthum sollte nichts leisten, nichts beibringen können und es sollte nichts übrig bleiben als die Naturkraft, in der Roland nicht mehr war, als der Sohn eines Bettlers!

Frau Ceres lag auf dem Sopha im großen Balconzimmer bei den Blumen und Vögeln und stierte mit offenen Augen drein. Sie sprach kaum ein Wort und genoß nur wenig Speise und Trank. Stündlich mußte man ihr berichten, wie es Roland erging, sie wagte es nicht, an das Bett zu kommen.

Die ganze Unzusammengehörigkeit dieser Familie brach jetzt hervor. Jedes lebte nur für sich, Jedes dachte, daß das Andere nur da sei, damit es nicht unglücklich werde und keinen Verlust empfinde.

Am Mittag schickte die Fürstin den Leibarzt. Sonnenkamp war voll Dank über diese Ehre, die er leider unter so traurigen Verhältnissen empfangen mußte.

Tag und Nacht saßen Erich, die Mutter und die Tante bald gemeinsam, bald abwechselnd bei dem kranken Jüngling, er kannte Niemand; die meiste Zeit dämmerte er im Halbschlafe vor sich hin; manchmal aber loderte eine Flamme auf und er bäumte sich glühenden Antlitzes und rief:

„Papa tanzt auf schwarzen Köpfen! Gebt mir meine blaue Schleife wieder! Ah! Ah!“ rief er dann wie entzückt sich labend, „das ist der deutsche Wald ... Ruhig, Satan! Da nimm die Maienblume ... Blaue Schleife ... Der Knecht hat den Ring gestohlen ... Der Lachgeist ... Gebt Acht auf den jungen Baron ... Zurück, Greif!“

Wenn Erich ihm die Hand auf die Stirn legte, ward er ruhiger, und einmal, als der Vater zugegen war, sang Roland ein Negerlied, er sang es so unverständlich, daß man die Worte nicht herausbrachte, schnell aber rief er wieder:

„Die großen Bücher weg! Weg mit den großen Büchern! sie sind mit Blut geschrieben!“

Sonnenkamp fragte, ob Roland auch in gesunden Tagen das Lied gesungen habe und ob Erich nicht wisse, von wem er es gelernt. Erich hatte es nie gehört. Sonnenkamp sagte der Professorin, wie er erkenne, sie sei nicht zur Lustbarkeit gekommen, zu Nachtwachen und schwerer Geduld sei sie aber sofort bereit; er werde das nie vergessen.

Die Professorin sah, daß hier noch ein anderer Kranker zu heilen war, als der mit geschlossenen Augen Fiebernde. Sie ward zutraulicher gegen Sonnenkamp, und dieser klagte ihr seinen ruhelosen Schmerz, und zwischen hinein kam der Gedanke: Was ich will, will ich ja nur für diesen Sohn. Wenn er stirbt, tödte ich mich. Ich bin weit mehr als getödtet und Niemand darf es wissen. Ich habe keine Vergangenheit, darf keine haben, und nun soll ich auch keine Zukunft haben! ...

Die Professorin bat ihn dringend, sich zu beruhigen, denn sie sei der Ueberzeugung, daß ein aufregendes Gemüthsleben der Umgebung auch auf den Kranken wirke; es gebe Einflüsse und Wirkungen, die Niemand ermessen und bestimmen könne.

In der stillen Nacht saß die Professorin am Krankenbette, sie

hörte die Uhren vom Thurme schlagen, eine Spieluhr ist dabei, und bei diesen Glockentönen in der Nacht am Krankenbette des armen reichen Jünglings ging ihr eigenes Leben vorüber.

Erich klagte oft, daß er sich Vorwürfe mache, nachgiebig gewesen zu sein und Roland dem Strudel des Lebens überlassen zu haben, der ihn nun vielleicht tödte; im kalten Antikensaal beim Anblick der Niobidengruppe sei die Krankheit zum Ausbruch gekommen. Auch ihn hatte die Mutter zu beruhigen. Sie war die Einzige, die festen Halt bewahrte und an der ein Jegliches sich anlehnend Halt gewinnen wollte. Die Mutter fragte Erich, wie es mit der wissenschaftlichen Arbeit sei, zu der ihm auch Professor Einsiedel Notizen geschickt. Sie wollte wissen, ob Erich etwas von der Vergangenheit Sonnenkamps kenne, das er ihr vielleicht aus Schonung verberge; aber Erich antwortete durchaus harmlos, sein ganzes Denken war nur mit Roland beschäftigt. Die Mutter erkannte, daß er von der eigentlichen Vergangenheit Sonnenkamps nichts wußte; sie hielt jede nähere Mittheilung zurück, denn sie glaubte ihn in der schweren Sorge um den Kranken nicht noch durch das Denken an eine solche Vergangenheit belasten zu dürfen.

Dem gemessenen Befehle Doctor Richards gemäß ging die Professorin aus und besuchte alte Freundinnen, auch die Frau des Kriegsministers gehörte zu denselben. Sie vernahm zu ihrer Beruhigung, daß Erich eine Professur an der Cadettenschule erhalten könne, wenn Roland in den Dienst eintrete. Neu belebt kehrte sie von diesen Besuchen zurück.

Auch Erich machte Besuche und verbrachte manche Stunde bei Clodwig. Bella ließ sich nur selten und auf kurze Zeit sehen; sie hielt sich offenbar jetzt von jedem Zusammentreffen mit Erich allein zurück.

Prancken hatte oft nach dem Kranken gesehen und die Angehörigen besucht, hatte gefragt, gerathen, ohne etwas thun zu können; er hatte die schwere Aufgabe, Frau Ceres zu zerstreuen. Nun war er verletzt, daß man die Professorin hatte kommen lassen, ohne ihn vorher zu fragen; er fand, daß diese Dournay's die Familie Sonnenkamp umgarnten. Er kam, fragte nach Roland, hielt sich aber viel im Hause des Herrn von Endlich auf, wo er bei der jungen Wittwe saß, die aus Madeira zurückgekehrt war.

In zitterndem Schweben zwischen Furcht und Hoffnung schwanden

Wochen dahin; die Vorstellungen des Kranken schienen sich zu verändern. Er sprach beständig mit Manna; er liebkoste sie, scherzte mit ihr, neckte sie mit dem heiligen Antonius. Man hatte Manna nichts von der Krankheit ihres Bruders mitgetheilt; warum sollte man sie auch belasten, da sie ja doch nichts helfen konnte.

Da Roland beständig mit seiner Schwester sprach, fragte Sonnenkamp den Doctor Richard, ob man sie nicht kommen lassen solle; der Arzt bejahte.

Mitten durch seinen Kummer ging es wie ein Gedanke der Befreiung, daß er nun das Kind aus dem Kloster reißen und nicht mehr von sich lassen könne; es erleichterte ihm das Herz, daß, wenn Roland genesen wäre, er beide Kinder um sich habe.

Sonnenkamp wollte, daß der Arzt an Manna schreibe, wie nöthig sie zur Genesung Rolands sei, aber Doctor Richard lehnte entschieden ab, da er nur zugegeben habe, daß die Anwesenheit Manna's unschädlich sei, aber geholfen werde Roland dadurch nicht.

Mit einem dringenden Briefe schickte Sonnenkamp den umsichtigen Lutz nach dem Kloster; er hatte auch die Professorin gebeten, daß sie dem Briefe einige Worte hinzufüge, aber sie hatte abgelehnt; sie wollte in keinerlei Weise, auch in der dringendsten Noth nicht, in das Leben Manna's eingreifen.

Achtes Capitel.

Schneebedeckt war das Dach des Klosters, schneebedeckt die Bäume, Wiesen und Wege auf der Insel, aber im großen Hause war bewegtes Doppelleben, denn die heilige Geschichte lebte hier in den Kindern und vor ihren Augen neu auf. Jeder Tag hatte eine Erweckung der in Glorienschein getauchten Ereignisse, die vor bald zwei Jahrtausenden in Canaan geschehen waren. Manna lebte so ganz in diesen Vorstellungen, daß sie sich oft besinnen mußte, wo sie war; sie hatte eine Sehnsucht, nach Jerusalem zu wallfahrten, den heiligen Boden zu küssen und Alles zu sühnen, was je Uebles geschehen war von denen, die ihr nahe, und denen, die ihr fern. Ihr Entschluß, den Schleier zu nehmen, befestigte sich aufs Neue.

Mit wunderbarer Kraft erzählte sie dem kleinen Heimchen, das krank zu Bette lag, die heilige Geschichte; und ihr Auge strahlte dabei wie von einem höheren Feuer. Heute aber lächelte sie, denn Heimchen fragte:

„Ist in Jerusalem auch Schnee?“

Manna hatte kaum beachtet, welche Jahreszeit draußen, sie lebte in einer ganz andern Welt, und eben als sie hinausschaute, wo der Schnee schmolz, kam eine dienende Schwester und brachte ihr einen Brief.

„Wo ist der Bote?“ fragte sie.

„Er wartet im Sprechzimmer.“

„Ich werde ihm Antwort geben,“ erwiderte Manna und las den Brief noch einmal.

Sie ging in der Zelle auf und ab; sie wollte zur Oberin, sie fragen, was sie thun solle, aber sie fühlte, wie sich ihr Herz zusammenzog. Warum einen andern Menschen fragen? Sie hielt die Hand vor die Augen, dann betrachtete sie ihre Hand. Du kannst nicht weinen, sprach es in ihr; Du sollst nicht weinen, um nichts in der Welt . . .

„Was ist Dir?“ rief Heimchen aus seinem Bette. „Warum siehst Du so bös aus?“

„Ich bin nicht bös. Oder meinst Du, daß ich es bin?“

„Nein, jetzt siehst Du wieder ganz gut aus. Bleib bei mir, Manna . . . bleib bei mir, geh nicht fort . . . bleib bei mir. Manna, ich muß sterben.“

Manna beugte sich über das Kind und beruhigte es, und jetzt erkannte sie: Die erste Probe kommt. Du sollst beweisen, ob die Liebe zum Heiligen größer in Dir ist als die Familienliebe. Du sollst und Du mußt!

Sie überließ Heimchen einer dienenden Schwester, versprach bald wiederzukommen und ging hinab in die Kirche.

Zerknirscht warf sie sich nieder und betete inbrünstig. Lange lag sie verhüllten Antlitzes, bis sie sich endlich in dem Entschlusse erhob: Ich muß es können! Ich will nichts als dem Dienst des Ewigen leben. Roland hat gute Pflege, er kennt Niemand; wenn ich zu ihm gehe, leiste ich nicht ihm, sondern mir, um die Angst von mir zu nehmen; hier aber ist Heimchen krank und bedarf meiner. Es ist keine Frage mehr, was ich zu thun habe; ich bleibe auf der Stelle, wohin nicht ich, sondern der Höchste mich gestellt.

Sie gedachte der Oberin, die erzählt hatte, wie ihr Vater und Mutter gestorben und sie ihre Clausur nicht lösen durfte. Freiwillig, ohne Gelübde, wollte Manna das Gleiche vollziehen.

Sie kehrte in ihre Zelle zurück; sie wollte schreiben, wollte Alles sagen, was ihr die Seele erfüllte, aber sie konnte nicht. Sie ging hinab in das Sprechzimmer und sagte Lutz, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen, sie könne nicht mit ihm zurückreisen.

Dann ging sie wieder in ihre Zelle und schaute in die Landschaft hinaus, starr, leblos.

Der geschmolzene Schnee tropfte von dem Dach und jetzt brachen auch die Thränen hervor, Manna weinte heftig; sie ließ die Thränen fließen, aber ihr Entschluß blieb fest. Die ganze Nacht wachte und betete sie und erst am andern Morgen sagte sie der Oberin, was sie gethan.

Die Oberin erwiderte kein Wort.

Auf ihrer Zelle las Manna nochmals den Brief und jetzt erst sah sie, daß auch die Mutter Erichs Roland pflegte. Das Papier zitterte in ihrer Hand, da ihr deutlich wurde, wie Roland in seinen Fieberphantasien mit ihr verkehrte. Warum schreibt der Vater nichts von Prancken? Wo ist er? fragte sie sich. Sie war empört, daß sie ihr Denken nicht von der Welt wegbannen konnte. Mit raschem Entschluß warf sie den Brief in den offenen Kamin und starrte drauf, wie er aufflammte und dann in leichten Flocken durch den Kamin davonflog.

So war es in ihr gewesen, so sollte es in ihr sein; nichts von der Außenwelt sollte mehr zu ihr dringen.

Neuntes Capitel.

Die Krisis war vorüber, die Genesung trat ein.

„Er ist gerettet!“ sagte der Arzt, und: „Er ist gerettet!“ ging's von Mund zu Mund durch die Stadt.

Der Arzt befahl, in der Behutsamkeit nicht nachzulassen und die geringste Aufregung von Roland abzuhalten. Dieser klagte, daß er so entsetzliche Langweile habe, aber lächelnd entgegnete der Arzt und wiederholte Erich, daß er die Vergnügungen voraus

genossen habe, und Langweile die erste sichere Stufe der Genesung sei. Auch darüber, daß man ihn Hunger leiden lasse, klagte Roland, aber sein Angesicht wurde schön und groß, da er sagte:

„Hiawatha hat freiwillig gehungert."

Gegen die Professorin war Roland am liebreichsten; er behauptete, daß er sie allein in seinen Fieberträumen erkannt habe, und es sei eine entsetzliche Pein gewesen, daß er das nicht habe sagen können; es hätten sich ihm beständig ganz andere Worte auf die Lippen gedrängt, als er eigentlich sagen wollte. Er freute sich, daß Maienblumen vor ihm standen; er erinnerte sich jetzt, daß er sie verlangt hatte.

„War nicht auch Manna bei mir? Ich habe immer ihre schwarzen Augen gesehen."

Man erzählte ihm, daß sie das Kloster nicht verlassen durfte, da Heimchen schwer krank sei.

Er bat um die Photographie, auf welcher er als Page abgebildet war, und sagte zu Erich:

„Du hattest Recht, es wird mir später eine Erinnerung sein. Ach, ich meine, es wären zehn Jahre vorbei. Gib mir einen Spiegel, ich will wissen, wie ich aussehe."

„Das darf jetzt nicht sein," erwiderte Erich, „erst in acht Tagen."

Roland war folgsam wie ein kleines Kind und dankbar wie ein erkenntnißvoller Mann. Am zweiten Tage bat er Erich, er möge ihm erlauben, sich aussprechen zu dürfen, denn es drücke ihn im Kopf.

„Wenn Du ruhig sprechen willst, will ich Dich anhören."

„Ich bin auf dem Meere gewesen und Delphine tanzten um das Schiff. Plötzlich waren es lauter Negerköpfe, und da schwamm eine Kanzel und drauf stand Theodor Parker; er predigte mit mächtiger Stimme, lauter als das Meeresbrausen, und die Kanzel schwamm immer weiter und weiter mit dem Schiff ..."

„Du sprichst schon unruhig," unterbrach Erich. Ganz leise, aber jedes Wort betonend, erzählte Roland ruhig.

„Aber jetzt kommt das Schönste. Ich habe Dir erzählt, wie damals, als ich zu Dir reiste — es wird jetzt bald ein Jahr — ich im Walde lag, da kam ein Kind mit langen, gewellten, blonden Haaren und sagte: Das ist der deutsche Wald! ... und ich gab ihm die Maienblume, und das Kind wurde im Wagen fortgeführt und verschwand. Nicht wahr, Du erinnerst Dich an das Alles?

Aber im Träumen war es noch viel schöner und glänzender. Das ist der deutsche Wald! das wurde immer gesungen wie beim großen Musikfeste von hundert und hundert Stimmen, ach, so schön ... so schön!"

„Jetzt ist's gut," brach Erich ab. „Du hast genug erzählt und nun bleib wieder allein." ...

Als Roland zum ersten Mal aufstehen konnte, staunten Alle, wie er in dieser Krankheit gewachsen war, und er selber war stolz, daß sich der Flaum auf seiner Oberlippe färbte. Als er das Stroh vor dem Hause sah, sagte er:

„So hat also die ganze Stadt von meiner Krankheit gewußt und ich habe allen Menschen zu danken? Hat Ihnen Erich gesagt, daß ich auch Parker gesehen habe?" fragte Roland die Professorin.

„Ja. Jetzt aber gib Dich wieder zur Ruhe."

„Nein," rief er, „nur noch das Eine!"

Er ließ sich sein Taschenbuch geben, in dem der Name des Hausknechts aufgeschrieben war, den er damals nach seiner Nachtwanderung im Verdachte des Diebstahls gehabt hatte; er schalt sich, daß er bisher immer vergessen, nach ihm zu forschen; er war ja hier als Soldat im Regimente.

Nun mußte Erich dafür sorgen, daß er gefunden und hergebracht wurde.

Der Soldat kam und Roland händigte ihm ungefähr so viel Geld ein, als damals in seinem Geldtäschchen gewesen war. Der Soldat hätte nicht der scharfen Instruction Erichs bedurft, daß er Roland nicht durch vieles Reden und heftige Dankbezeugungen aufregen solle; er konnte ohnedies kein Wort hervorbringen, denn er stand wie in ein Märchen versetzt: In den großen Gasthof gerufen werden zu einem schönen kranken Jüngling, mit viel Geld beschenkt werden — das ist doch Alles wie in einer andern Welt.

„Ist es kalt draußen?" fragte Roland den Soldaten.

„Ja, es wird wieder grimmig kalt und ich muß heim."

Der Soldat erzählte, daß er Urlaub erhalte.

„Haben Sie warme Kleider?" fragte Roland.

Der Soldat verneinte; Roland ließ bitten, daß sein Vater zu ihm käme, und Sonnenkamp mußte dem Soldaten einen warmhaltenden Rock schenken.

Glückselig lag Roland wieder im Bett und er bat den Vater,

seine eigenen Kleider wegzuschenken, er wolle keines mehr von den früheren tragen.

„Und wünschest Du gleich die Uniform?“ fragte Sonnenkamp.

„Nein, jetzt nicht; nur bald, recht bald wieder heim, nach der Villa, heim, heim!“

Sonnenkamp versprach Alles.

Die Professorin hatte bald junge Leute ausfindig gemacht, denen die Kleider Rolands paßten. Als man ihm dies andern Tages erzählte, rief er jauchzend:

„Jetzt ist's schön, jetzt gehen meine Kleider einstweilen durch die Straßen, bis ich selbst wiederkomme.“

Er hörte, wie alle Menschen so theilnahmsvoll gewesen, und bat den Vater, ihnen zu danken.

Das hatte Sonnenkamp ohnedies beabsichtigt. Es war die beste Art, besser als die glänzendste Gesellschaft, den angesehensten Männern und Frauen nahe zu kommen.

Mit dem besten Wagen und Geschirr wollte Sonnenkamp in der Stadt umher fahren. Er bat die Professorin, ihn zu begleiten; sie wollte ablehnen, aber Roland bat ebenfalls und so dringlich, er sagte, es sei die erste Bitte, die er nach seiner Wiederkehr ins Leben an sie richte, daß sie endlich willfahrte.

So schwer es der Professorin wurde, in diesem Geleite wieder vor die Menschen zu treten, um so leichter, wie auf ein Zauberwort, öffneten sich überall die Thüren, wo Lutz die Professorin und Sonnenkamp meldete.

Die Professorin begriff oft selbst nicht, daß sie dies that; sie trat damit in eine Verbindung, die sie doch von sich ablösen wollte, und so oft sie in den Wagen zurückkam, mußte sie Herrn Sonnenkamp bitten, nicht immer ihre mütterliche Sorgfalt für Roland hervorzuheben.

Sonnenkamp aber drängte sich bei den Besuchen mit großer Gewandtheit in den Mittelpunkt des Gesprächs, indem er den Hochsinn der Professorin rühmte und bescheiden hinzufügte, wie glücklich er sei, daß er sich einer solchen Familie anschließen dürfe. Immer aufs Neue freute er sich des Bewußtseins, daß alle Menschen wie Puppen zu gebrauchen sind; die Einen sind mit klingendem Golde, die Andern mit klingendem Lobe über ihren Edelsinn zu gewinnen.

Auf diesen Fahrten durch die Stadt genoß er seine beste Freude,

denn diese war und blieb die Heuchelei, und in solcher Empfindung überwand er den Aerger über den Stolz der eingesessenen Familien; sie mußten ihn nun, wenn auch widerwillig, als Gleichen aufnehmen. Wo er sonst nur zu flüchtiger und nichtssagender Ansprache gekommen, gelangte er jetzt zu behaglicher Schaustellung seines viel erfahrenen Lebens, und Alles hatte dabei eine milde Abklärung, indem es mit dem wahren Gefühle versetzt war, mit dem Vatergefühl. Er lächelte immer vor sich hin, wenn er die Treppe hinabging, denn er wußte, die Menschen sagen jetzt: Wir haben den Mann gar nicht gekannt, er ist ein höchst bedeutender und tief fühlender Mann.

Die Mitglieder der Ordens-Commission, die, wie Prancken ihm besonders eingeschärft hatte, noch zu seinem Plane gewonnen werden mußten, behandelte er mit besonderer Aufmerksamkeit.

So hatte die Krankheit Rolands dem Plan der Standeserhöhung eine neue Triebkraft gegeben und die Professorin hatte widerwillig dazu mitwirken müssen.

Zehntes Capitel.

Bei der Fürstin hatte man um Audienz gebeten, um ihr danken zu dürfen.

Sie ließ erwidern, daß ihr die Professorin willkommen sei; Sonnenkamp war damit abgelehnt.

Die Professorin fuhr nach dem Schlosse. Von Allem, was sie in der letzten Zeit hatte erleben müssen, erfuhr sie nun das Peinlichste; sie mußte beistimmen, wie die Fürstin von dem großartigen Wesen Sonnenkamps, von seiner ausgebreiteten Wohlthätigkeit und seinem Hochsinn sprach. Die Cabinetsräthin, die Palastdame der Fürstin war, hatte das richtig unterlegt und die Professorin durfte nicht widersprechen.

Wieder sah sie, in welche falsche Lage sie gebracht war und wie sie sich zu unredlichem Spiel gebrauchen lassen mußte. Und wenn die Menschen erfahren, was sie von Sonnenkamp bereits wußte, wie würde sie ihnen erscheinen? . . .

Prancken brachte die vorläufig vertrauliche Nachricht, daß Herrn Sonnenkamp ein Orden zuertheilt sei.

„Das ist der erste Schritt, die erste Stufe.“

Frau Ceres aber klagte:

„So, das ist für Dich; was bekomme denn ich?“

Sonnenkamp sprach seine Zuversicht aus, daß die Adelserhebung gewiß und bald käme.

„Ach, das dauert so lang,“ klagte Frau Ceres.

Er bekannte, daß es ihm selber ärgerlich sei, wie formensteif die Dinge in der alten Welt gehen, aber man müsse sich gedulden.

„Freilich,“ erwiderte Frau Ceres, „es ist doch schön, daß Du einen Orden hast; nun sieht man Dir in Gesellschaft gleich an, daß Du kein Bedienter bist.“

Wenige Tage darauf hielt Wagen um Wagen vor dem Hotel, Alles glückwünschte zur Ordensverleihung.

Sonnenkamp war sehr bescheiden.

Ein bitterer Tropfen fiel in den Freudenkelch, da die Zeitung des Professor Crutius unter der Ueberschrift „Courszettel der Ehre“ die Nachricht brachte: Herr Sonnenkamp auf Villa Eden, verpflanzt aus der Havanna, habe allerhöchsten Ortes das Verdienstkreuz erhalten, man sage, wegen seiner Verdienste um Veredlung der Obstzucht, die auch die Veredlung des Obstzüchters in sich schließe. Unter den schönen Bäumen im Garten Eden fehle nur noch der in unserem gesegneten Vaterlande vornehmlich gedeihende Stammbaum.

Es gab Schadenfrohe genug, die ihre Empörung über solche Bissigkeit gegen Sonnenkamp aussprachen; sie lauerten dabei, welche Miene er dazu machte. Sonnenkamp that gleichgültig, heimlich aber setzte er sich vor, die tugendstolzeste aller moralischen Personen, die sogenannte öffentliche Meinung, ebenfalls zu bestechen.

Er ging auf die Redaction. Er wurde in ein Zimmer gewiesen, wo er Professor Crutius traf, der ihn mit ausnehmender Höflichkeit empfing. Sonnenkamp sagte, daß er Scherz verstehe; er sei von Amerika her an Oeffentlichkeit gewöhnt. Crutius fand nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern. Sonnenkamp äußerte, wie er sich freue, Professor Crutius in so bedeutsamer Stellung zu finden; dieser machte eine dankende Verbeugung. Im Redactionszimmer brannte eine kleine Gasflamme; Sonnenkamp bat um die Erlaubniß, seine Cigarre rauchen zu dürfen, und bot Crutius eine solche an. Mit verbindlichem Dank willfahrte Crutius.

„Ich erinnere mich recht wohl,“ begann Sonnenkamp, „daß

Sie damals, als ich die Ehre Ihres Besuches hatte, ein kühnes, aber treffendes Wort sagten; Sie hatten den Muth, zu sagen, Amerika ginge der Monarchie entgegen."

„Ja wohl," entgegnete Crutius halb scherzend, halb ernst, „und ich habe das nicht blos als Thema zu beliebter Ansprache hingeworfen; ich war der Ansicht, daß es als ein Vorzeichen der Monarchie angesehen werden konnte, wie sich damals in Amerika die Besseren von der Politik zurückzogen."

Crutius machte eine Pause und Sonnenkamp fragte:

„Und dieser Ansicht sind Sie nun nicht mehr?"

Sonnenkamp hatte selbst das Gerücht verbreitet, er stehe in Verbindung mit der Gründung des mexikanischen Kaiserthums und daß von dort aus die monarchische Regierungsform in der neuen Welt sich weiter ausdehnen sollte; er fand einen unschädlichen, nach gewisser Seite mit Ehren begrüßten Ruf darin, als Agent für eine in den Südstaaten der Union zu gründende Monarchie zu gelten. Crutius antwortete lange nicht, er sah mit lächelndem Blick auf den vor ihm Sitzenden und sagte endlich:

„Ich bin der Ansicht nicht mehr. Die Lässigkeit der Besseren hat in Amerika aufgehört. Das zeigt sich in den öffentlichen Blättern wie in Versammlungen, und Herr Weidmann hat mir auch Briefe seines Neffen, des Doctor Fritz, mitgetheilt, aus denen deutlich hervorgeht, daß eine Wendung zum Bessern eingetreten; Alles ist wieder politischer Kampf und Partei."

„Ah, Herr Weidmann," nahm Sonnenkamp auf. „Wie ich höre, ist er bei Ihrer Zeitung betheiligt."

„Ich kenne keinen Mann, ich kenne nur die Partei."

„Echt amerikanisch. Recht so!" rief Sonnenkamp und fuhr fort, in behaglichem Tone zu erklären, wie man nur bedauern könne, daß die hieländische Presse noch weit entfernt sei von dem großen Maßstabe anderer Völker und Länder; er wäre daher nicht abgeneigt, wenn ein Mann von der bewährten Welterfahrung des Professors eine neue Zeitung gründen wolle, mit genügenden Mitteln sich zu Gebote zu stellen, er selbst könne aus seiner Correspondenz auch wol manches Bedeutsame mittheilen.

„Die Sache ist zu überlegen," führte Crutius weiter. Er ging an die Kasse und öffnete sie; er hatte die Absicht, Herrn Sonnenkamp das früher Gespendete wieder zurückzuerstatten, aber er sagte fast mit Worten vor sich hin: „Nein, noch nicht; Du sollst eine

öffentliche Quittung zu gleicher Zeit haben.“ Er verschloß die Kasse, setzte sich wieder Sonnenkamp gegenüber und begann:

„Ich muß noch um Entschuldigung bitten. Als ich die Ehre hatte, Sie auf Ihrer Villa zu besuchen, hielt ich Sie für einen gewissen Banfield.“

Lauernd sah er dabei in die Mienen Sonnenkamps, der mit großer Ruhe erwiderte:

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir das sagen; es ist immer gut, ein Mißverständniß geradezu von Mann zu Mann aufzuklären. Ich bin leider vielfach mit dem Manne verwechselt worden und eigens einmal nach Virginien gereist, um meinen Doppelgänger kennen zu lernen, aber gerade, als ich ankam, war er gestorben.“

„So? Ich habe nichts von seinem Tode gehört und wundere mich, daß der Neffe des Herrn Weidmann, der mit diesem Herrn Banfield in offenem Kriege stand, uns noch nichts davon berichtet hat. Es ist in der That auffallend, wie Sie in der ganzen äußern Erscheinung ihm ähnlich sehen. Ich werde nun natürlich, wenn ich den Nekrolog Banfields schreibe, dies nicht erwähnen.“

„Mich selbst,“ lächelte Sonnenkamp, „würde das nicht stören, aber meiner Frau und meinen Kindern wäre solch eine Vergleichung wahrscheinlich höchst unangenehm.“

Crutius betheuerte, daß ihm alle Persönlichkeiten gleichgiltig seien; er habe es nur mit den Principien zu thun. Sonnenkamp lobte dies Verfahren, er nannte das einen Vorzug der europäischen Bildung.

Sehr höflich geleitete Crutius Herrn Sonnenkamp durch das Expeditionszimmer bis an die Treppe. Als er aber wieder in die Redaction zurückkam, öffnete er das Fenster, es schien ihm dumpfig.

„Und er ist es doch,“ sagte er vor sich hin. „Gib Acht, Ritter des Verdienstordens, ich halte Dich auch an einem Bande; noch eine Weile sollst Du mir flattern.“

Er suchte das Blatt, worin die Notiz gestanden, machte einen rothen Strich und drei Ausrufungszeichen an den Rand und verschloß das Blatt in einem besondern Fache, in welchem „Künftig zu Benutzendes“ aufbewahrt war.

Elftes Capitel.

Der Prinz mußte vergessen haben, daß er Sonnenkamp hatte rufen lassen wollen; auch dem Fürsten konnte Sonnenkamp nicht persönlich den Dank abstatten, denn er wie der Prinz und mehrere Cavaliere des Hofes, unter ihnen Prancken, hatten sich nach einem Jagdschlosse begeben, wo große Frühjahrsjagden abgehalten werden sollten.

Prancken war verstimmt abgereist, denn er fand es ungehörig, daß Sonnenkamp sich in eine Beziehung mit dem Zeitungsschreiber eingelassen habe.

Im Hotel Victoria war es still; die Professorin und Claudine waren nach dem grünen Häuschen zurückgekehrt. Roland bat und drängte jeden Tag, daß man die Residenz verlasse. Endlich wurde ihm willfahrt, und Sonnenkamp ließ sein Haus, seine Diener, den Park und die Treibhäuser den hellen Schmuck seines Knopfloches schauen. Dieses war und blieb ein gutes Gedenkzeichen, das man von dem in Freud und Leid so bewegten Winter mitgebracht hatte. Roland konnte nicht aufhören, Alles mit neuer Freude zu begrüßen; zum ersten Mal und in der ganzen Fülle seiner Macht schien das Gefühl der Heimatlichkeit in ihm zu erwachen.

„In den Wirthshäusern," sagte er zu Erich, „und da, wo man nicht in seinem Eigenen ist, lebt man immer wie auf der Eisenbahn; ich habe geschlafen, aber das Klappern der Wagen in den Schlaf hinein gehört. Jetzt sind wir wieder daheim und jetzt habe ich in der Nachbarschaft so viel gute feste Menschen. Und die Hunde sind auch glückselig, daß ich wieder da bin, die Mara hat mich zuerst fremd angeblinzelt, dann aber hat sie mich erkannt und die Jungen sind prächtig; jetzt wollen wir recht fleißig und lustig sein. Ach, ich möchte einen Baum pflanzen zum Andenken an diesen Tag und Du solltest einen daneben pflanzen. Meinst Du nicht auch, Du seiest jetzt erst auf die Welt gekommen und Alles, was früher gewesen, habest Du einmal geträumt? Ach, wenn man nur etwas herstellen könnte, das Einem immer sagt: Erinnere Dich, so glücklich warst Du und so glücklich bist Du. O, wie schön ist es hier! Der Rhein ist viel breiter, als ich gewußt habe, und wie schauen mich die Berge an, ich meine, ich habe sie gesehen in meiner Krankheit, aber so schön nicht, wie sie sind."

Er ging mit Erich am Ufer entlang; plötzlich hielt er still und sagte:

„Horch, die Wellen klatschen ans Ufer! Das hat sich so fort bewegt und so getönt Tag und Nacht, derweil ich nicht da war. Ach, wie schön wird es sein — lockt Dich das Rauschen nicht auch? — Ach, wenn wir wieder in den Wellen schwimmen; ich meine, es wär' vor Jahrhunderten gewesen, als wir es zuletzt gethan. . . Und sieh das Gras, wie schön grün, und die Hecken dort! Die grünen Blätter und Knospen möchten auf Einmal heraus und rufen: wir sind da!"

Unaufhörlich, wie aus einem sprudelnden Quell, kamen Gedanken und Gefühle aus der Seele des Jünglings. Er freute sich, daß alle Begegnenden ihm sagten, er sei viel größer geworden und sehe ganz männlich aus.

Er empfand das ganze Glück des Frühlingwerdens und der Genesung zugleich.

Nur allmälig konnte man wieder in den Unterricht übergehen.

Roland und Erich betheiligten sich vorerst eifrig an der Baumzucht und Sonnenkamp unterwies sie.

Im Garten, den man Nizza nannte, schwellten sich die Knospen, ein würziger Frühlingshauch schwebte über dem Strom und über der Landschaft, es war ein Duft, wie wenn die Luft über weithin sich erstreckende Veilchenfelder gestrichen wäre. Im Hause war Heiterkeit wie noch nie, selbst Frau Ceres konnte sich ihr nicht entziehen, denn Rolands Wesen strömte so viel Wonne aus, daß Jegliches davon erfüllt wurde; dazu hatte Roland etwas im Herzen, was er nur gegen die Professorin kundgab, aber auch ihr nur andeutete. Zu seinem Geburtstage, der auch der Tag war, an welchem Erich eingetreten, wollte er Allen eine Freude bereiten, an die sie gar nicht denken.

Es grünte und blühte, die Vögel sangen, auf dem Strom schwammen Schiffe fröhlich auf und ab. Da fand man am Tage vor seinem Geburtstage einen Brief Rolands auf seinem Zimmer, worin er ankündigte, man solle ruhig sein, er käme andern Tages wieder und bringe das Schönste mit.

Es wurde nachgeforscht und bald ergab sich's, daß Roland mit Lutz nach dem Kloster abgereist sei.

Zwölftes Capitel.

Unweit der Insel hielten zwei Dampfschiffe, das eine ging zu Berg, das andere zu Thal. Auf dem zu Thal gehenden war Roland. Er fragte, warum man nicht anlege; der Capitän deutete still nach der Klosterinsel.

Auf der Insel gingen die Nonnen und ein Priester mit den Chorknaben hinter einer Bahre, die weißgekleidete Mädchen trugen; die Bahre war überdeckt von Blumen und die Kinder sangen in die helle Frühlingsluft hinaus. Roland erzitterte ins Herz.

Er war ans Land gestiegen und stand am Ufer beim Fergen, der ihn nach der Insel überfahren sollte. Der Ferge schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Jetzt nicht! Jetzt nicht! Oder sind Sie vielleicht ein Verwandter von dem Kind?"

„Welches Kind?"

„Drüben im Kloster ist ein Kind gestorben, ach, ein wunderschönes Kind; wer es gesehen, dem hat das Herz im Leibe gelacht. Da hat unser Herrgott nicht viel zu ändern, wenn er daraus ein Engelchen macht."

„Wie alt war das Kind?"

„Sieben, höchstens acht Jahr. Still, jetzt kommen sie."

Die Glocken läuteten in die Frühlingsluft hinein, die Weihrauchwölkchen stiegen auf und der Zug bewegte sich am Ufer hin.

Der Ferge hatte seinen Hut abgezogen und betete mit gefalteten Händen; auch Roland entblößte sein Haupt und starrte nach der Insel; der Zug ging weiter, dann verschwand er und es war still.

Jetzt senken sie die jugendliche Leiche in die Erde, die Vögel singen, kein Lüftchen regt sich, ein Dampfschiff kommt stromauf.

Der Zug kommt wieder zum Vorschein, singend, er verschwindet in den offenen Pforten des Klosters.

„So," sagte der Ferge, „jetzt will ich Sie hinüberfahren."

Roland wünschte nun, noch am Lande zu bleiben; er wollte in dieser Stunde seine Schwester nicht überraschen, sie sollte erst zur Ruhe kommen.

Er that wohl daran, denn von Allen im Kloster war Niemand so tief traurig als Manna. Heimchen, das holde Kind,

hatte es ein Jahr lang ausgehalten, es schien heiter zu werden und machte gute Fortschritte im Lernen, aber als der Frühling kam, welkte es dahin wie eine Blume, die, in der Stube erzogen, zu früh in die Kälte hinausgesetzt war.

Wie hatte Manna das Kind gepflegt, Tag und Nacht, und wie glücklich war es mit ihr! Eine visionäre Weisheit war über das Kind gekommen, es sagte Manna oft, daß es Gott und allen Engeln im Himmel von Manna erzählen wolle; es freute sich auf den Himmel wie auf eine Weihnachtsbescherung. Mitten aus Allem heraus bat es dann Manna wieder:

„Erzähle mir von Roland. Ich seh' ihn wie er rennt mit Bogen und Pfeil, und ach, er ist so schön!"

Manna erzählte und sie konnte Heimchen immer lachen machen, wenn sie nachahmte, wie Rolands junge Hunde durch einander torkelten.

Wenn Manna dem Kinde bisweilen Harfe spielte, sah es sie mit großen Augen an und sagte:

„Mama spielt auch Harfe ... So schön, ... und weint."

Der Arzt und die Hospitalnonne, die die ärztliche Kunst verstand, bedrängten Manna, sich mehr Ruhe zu gönnen, aber Manna war stark und ließ nicht ab; in ihren Armen starb das Kind und sein letztes Wort war:

„Guten Morgen, Manna, jetzt ist nicht mehr Nacht."

Alles hatte Manna erlebt. Sie hatte mit angesehen, wie eine Novize eingekleidet wurde und wie eine Mitschülerin in das Noviziat eintrat, das aber war nur starke, frohmuthige, freie Entsagung. Nun hatte sie den Tod eines Kindes erlebt, das abgefallen war leise und still vom Baume des Lebens wie eine Blüthe, die vom Zweige fällt.

Manna hatte am untern Ende der Bahre das Kind mit zu Grabe getragen, sie hatte drei Schollen Erde auf den Sarg geworfen, sie hatte keine Thräne vergossen. Erst als der Geistliche ausführte, daß das Kind von dieser Erde abgerufen wurde, gleich einem Kinde, das der Vater von diesem Spielplatz, den man Erde nennt, in das Haus zurückruft, damit es nicht Schaden leide, erst da weinte sie bitterlich.

Zurückgekehrt vom Friedhof ging sie nochmals an das leere Bettchen Heimchens und betete, daß Gott ihr gewähren möge, so rein in die Ewigkeit einzugehen wie das Kind. Und nun war

sie gefaßt, die Zeit konnte nicht mehr fern sein, wo sie noch auf eine kurze Weile in das Getümmel des Lebens zurückkehrt, bis der Vater aller Menschen sie von diesem Spielplatz in sein schützendes Haus zurückruft. Es war ihr, als hörte sie jetzt schon Stimmen aus der lärmenden Welt, die sie noch einmal hinauslockten; sie mußte ihnen gehorchen, aber sie war fest und sicher, daß sie treu wieder zurückkehrte in die einzige Heimat hier.

Sie ging hinab auf die Insel, sie ging nach ihrem Platz unter der Tanne, wo sie so oft gearbeitet; dort war noch das kleine Bänkchen, wo Heimchen in ihrer Nähe, fast zu ihren Füßen, gesessen hatte. Hier saß Manna lange. Welche Wirrnisse konnte das Leben noch in diesem einzigen Jahr über sie bringen ... Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu Heimchen und sie drängte sich der jungen Seele nach in die himmlische Ewigkeit.

Da hörte sie Schritte; sie schaute auf, sie sah einen Jüngling, er glich Roland, aber er war viel größer, viel mannhafter.

„Manna, Manna!" rief Roland auf sie zueilend.

Sie erhob sich und mit einem lauten Schrei lagen sich Bruder und Schwester in den Armen.

„Setz Dich zu mir," sagte Manna endlich.

Sie setzten sich auf die Bank unter der Tanne, und Manna erzählte, auf das Bänkchen deutend, von Heimchen, und wie sie dem seligen Kinde oft von Roland habe erzählen müssen. Roland erinnerte an jenen sonnigen Tag, da Heimchen sich an ihn geschmiegt und gerufen hatte: Ich mag Dich.

Manna sagte, daß das Kind am Heimweh gestorben sei.

„Ja, Roland, Du verstehst es noch nicht, aber Du wirst es lernen; unser ganzes Leben ist nichts als Heimweh nach der himmlischen Heimat, und wohl dem, der daran stirbt."

Roland war von der bis zur Verzückung gespannten Aufregung seiner Schwester betroffen. Er umarmte Manna nochmals, küßte sie und Beide weinten und wußten nicht recht warum. Mit Ruhe und Bestimmtheit sagte er dann, daß sie zunächst mit ihm in ihre irdische Heimat zurückkehren solle. Er wollte sie auf Anderes lenken und erzählte, wie er Theater gespielt und als Page in seidenen Gewändern photographirt sei und wie der Vater einen Orden erhalten und ihm ein Geheimniß anvertraut habe.

„Der Vater ... Dir ein Geheimniß?" fragte Manna starren Blickes.

„Ja, und ein schönes, großes, ehrenvolles, Du wirst Dich auch darüber freuen.“

Die Mienen Manna's wurden wieder ruhig.

Roland berichtete nun, wie er in seinen Fieberphantasien immer mit ihr verkehrt habe und wie sie sich freuen solle, daß er noch lebe.

„Du lebst,“ rief Manna, „Du sollst leben.“

Roland erinnerte, daß morgen sein Geburtstag und nun sein einziger Wunsch sei, sie möge an diesem Tage mit ihm zu den Eltern zurückkehren.

„Ja, ich gehe mit Dir,“ rief Manna, „und am besten ist es, gleich.“

Hand in Hand gingen Bruder und Schwester nach dem Kloster. Manna erklärte der Oberin, daß sie mit ihrem Bruder heimkehre; die Oberin billigte das und segnete sie. Nun eilte Manna in fieberischer Aufgeregtheit zu den Nonnen und Mitschülerinnen und sagte Allen Lebewohl; dann ging sie in die Kirche und betete still und zuletzt mußte noch Roland mit ihr nach dem Grabe Heimchens gehen.

Roland betrachtete eine Reihe ordnungsmäßig ohne jegliches Gedenkzeichen neben einander liegender Gräber.

Manna erklärte auf seine Frage, daß hier Nonnen begraben seien.

„Das ist doch hart,“ sagte er, „auch nach dem Tode noch namenlos.“

„Es ist nur natürlich,“ entgegnete Manna, „wer den Schleier nimmt, legt seinen elterlichen Namen ab und nimmt einen heiligen an, der gehört ihm nur bis zum Tode, dann geht er auf ein Anderes über.“

„Das ist viel, ich verstehe wohl: den Nonnennamen kann man nicht aufs Grab schreiben und den wirklichen auch nicht; gewiß liegen da auch Adelige begraben.“

„Ja wohl, die meisten waren Adelige.“

„Was würdest Du sagen, wenn wir auch adelig würden?“

„Roland, wie magst Du so reden?“ fuhr Manna auf. „Hier das? Komm fort! Solche Gedanken entweihen die Gräber.“

Sie zog Roland fort aus dem kleinen Begräbnißplatze, sie ging mit ihm den Kiesweg, aber plötzlich ließ sie ihn stehen,

kehrte nochmals zurück und kniete am Grabe nieder, dann erst kam sie zu Roland.

Lutz stand mit dem Gepäck bereit. Manna stieg in den Kahn; stromauf der Heimat zu fuhren Bruder und Schwester. Alles auf dem Schiff betrachtete mit neugierigem Wohlgefallen das Geschwisterpaar, dieses aber saß still Hand in Hand und schaute hinaus in die Landschaft.

„Sag mir," bat Roland, „warum hast Du damals, als Du ins Kloster gingst, gesagt, Du seiest auch eine Iphigenia?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Wohl kannst Du, ich verstehe es. Ich habe allein und mit Erich die Iphigenia von Euripides und die von Goethe gelesen, Du gleichst aber doch keiner."

„Es war nur . . . Ach, laß es vergessen sein."

„Weißt Du auch," rief Roland, „daß Iphigenia die Gattin des großen Helden Achilles wurde und mit ihm auf der Insel Leuke in der seligen Ewigkeit lebte?"

Manna verneinte und Roland erzählte von der Abbildung des pompejanischen Wandgemäldes, die ihm die Professorin gezeigt: Der Priester Kalchas hält das Opfermesser, Diomedes und Odysseus tragen Iphigenia zum Altar, Agamemnon verhüllt das Antlitz und Artemis läßt durch eine ihrer Nymphen die Hirschkuh herbeiführen, damit sie statt Iphigenia geopfert würde.

„Du hast ja allerlei gelernt," lächelte Manna.

„Erich sagte mir," fuhr Roland fort, „daß das Opfer der Iphigenia ganz aus demselben Grunde stammt, wie die Erzählung vom Opfer des Isaak. In alten Zeiten glaubten die Menschen, daß man die Gottheit durch Opfer versöhne."

Die Mienen Manna's verfinsterten sich; da ist ja die in den Grund verderbende Ketzerei. Sie konnte nicht zu Worte kommen, denn Roland rief:

„Jetzt weiß ich es! O, wie schön! Orest mußte die Schwester aus dem Tempel von Tauris holen, wo sie Priesterin war . . . Das ist's! Ja, das hast Du geahnt! Ach, das wird Erich freuen! . . . Aber als Iphigenia mit ihrem Bruder zu Schiffe war, hat er ihr gewiß viele Dummheiten vorgemacht und sie hat gewiß auch gelacht. Kannst Du denn gar nicht mehr lachen? Du hast immer gelacht wie eine Waldtaube. Lach doch einmal!"

Er lachte von ganzer Seele, aber die Mienen Manna's

erheiterten sich nicht, und während der ganzen Fahrt blieb sie still in sich gekehrt. Nur Einmal, als das Schiff auf seiner Fahrt mitten in der Strömung plötzlich anhielt, fragte sie:

„Was ist das?“

„Wenn ich ungeduldig werde, erinnert mich Erich daran. Sieh da drüben fährt ein schwer beladenes Frachtschiff und da muß das Dampfschiff seine Kraft mäßigen, damit das Frachtschiff nicht, von den Sturzwellen überstürzt, untersinkt. Sieh, Roland, sagt er dann, so müssen wir es auch im Leben halten; wir dürfen nicht rücksichtslos dahin stürmen, wir müssen an die Beladenen auf demselben Lebensstrom denken und Acht haben, daß sie von den Wellen, die wir aufwühlen, nicht untergehen.“

Manna sah ihren Bruder nachdenklich an, sie ahnte, wie er in Gesellschaft eines Mannes war, der alles Gegenwärtige ins Bildliche umsetzte; etwas von jener Kraft, die in allem Erscheinungsleben den Gedanken sucht und findet, schien ihr aufzugehen.

Sie schüttelte den Kopf, nahm ihr Brevier vor sich und las eifrig darin.

Es war Abend geworden.

„Sieh dort den Sonnenglanz auf der Glaskuppel,“ sagte Roland, „bald sind wir daheim. Sie denken wol dort, daß Du mit mir kommst.“

„Daheim, daheim!“ hauchte Manna leise vor sich hin.

Der Widerschein auf der Glaskuppel schien sie zu blenden, sie drückte die Augen zu.

Dreizehntes Capitel.

An der Landungsbrücke hielten zwei Gespanne. Sonnenkamp umarmte und küßte seine Tochter; sie ließ es geschehen, aber sie erwiderte es nicht. Wie erschreckt wendete Manna den Blick nach dem Dampfschiff, das, nachdem es rasch abgeladen was nicht bleiben wollte, wieder davonfuhr.

„Die Mutter ist dort im Wagen,“ sagte Sonnenkamp und bot Manna den Arm; sie legte schüchtern ihre Hand in seinen Arm und ging nach dem Glaswagen, wo Frau Ceres mit Fräulein Perini saß; sie umarmte die Mutter heftig.

Sonnenkamp stieg mit Roland in den andern Wagen und man fuhr nach der Villa. Er murmelte etwas vor sich hin, er hatte die Stimme Manna's noch gar nicht gehört.

„Wo ist Erich?" fragte Roland.

„Bei seiner Mutter im grünen Hause. Es ist rücksichtsvoll von dem Fremden, daß er sich mit den Seinen zurückgezogen, um die Familie sich allein zu überlassen."

Roland staunte bei diesen Worten. Sind Erich und die Seinen denn Fremde?

Man kam auf der Villa an, auch Fräulein Perini zog sich schnell zurück; sie ging nach dem Pfarrhaus und von dort wanderte bald ein Bote nach der Telegraphenstation.

Die Eltern waren allein mit den Kindern, aber es war, wie wenn im Zimmer ein Luftzug wäre, der die Ruhe und geschützte Behaglichkeit verscheucht.

Sonnenkamp und Roland begleiteten Manna nach ihrem Zimmer, sie war erfreut, Alles in der alten Ordnung zu finden, und als sie den offenen Kamin mit schönen lebendigen Blumen ausgefüllt sah, wendete sie sich um und sagte:

„Ich danke Dir, Vater."

Jetzt reichte sie dem Vater freiwillig die Hand, aber es durchschauerte sie, als sie den Ring am Daumen gewahrte.

Der Vater ließ die Geschwister allein. Roland drang in Manna, daß sie noch heute die Mutter und Tante Erichs besuche.

„Ach, Du mußt sie auch lieb haben," drängte er.

„Ich muß? Man kann zu keiner Liebe zwingen. Laß Dir sofort sagen, Roland ... doch nein, es ist nicht nöthig."

Sie willfahrte endlich und ging mit Roland durch die neue Thür über die Wiese am Ufer entlang.

„Dort geht Erich. — Erich! Erich!" rief Roland laut.

Der Wandelnde kehrte sich nicht daran, ging weiter und verschwand im Weidengebüsch.

Roland und Manna kamen zur Professorin, die sie an der Treppe erwartete und Manna herzlich willkommen hieß.

„Er ließ mir keine Ruhe, ich mußte sogleich zu Ihnen," sagte Manna.

„So? Also auch mit Ihnen macht er, was er will?" schalt die Mutter. „Er hat Ihnen gewiß viel von mir erzählt und wird Sie zwingen wollen, mich lieb zu haben. So sehr es mich

freuen wird, wenn wir gute Freunde werden, so wenig wollen wir uns einander aufdrängen lassen."

Manna erzählte vom Tode Heimchens, das die Professorin auch gekannt, und die Art, wie die Professorin den Schmerz der Jungfrau, die ein Kind bis zum Tode gepflegt, zu mildern suchte, bildete einen beruhigenden Uebergang.

Manna fühlte sich wohlig angesprochen von dieser ruhig gefaßten in sich harmonischen Natur. Sie schaute sich um in der Stube, es fehlte jedes Heiligenbild. Als sie die Nähmaschine sah, bat sie die Professorin, ihr deren Handhabung zu zeigen; sie war sofort bereit. Nun kam auch Tante Claudine und begrüßte Manna freundlich.

„Du und die Tante," drängte Roland wieder, „Ihr habt zwei Dinge mit einander gemein, sie ist eine Sternguckerin wie Du und spielt auch Harfe wie Du."

Claudine ließ nicht lange bitten und spielte Manna etwas auf der Harfe vor.

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich zur Schülerin annehmen," sagte Manna und reichte Claudine die Hand.

Der Abend brach herein. Die Professorin und Claudine geleiteten die Geschwister auf den Heimweg, da begegnete ihnen Erich.

„Ach, endlich!" rief Roland. „Nun, Manna, das ist er!"

Erich zog den Hut ab, Manna verbeugte sich höflich.

„Warum sprecht Ihr denn nicht? Habt Ihr denn Beide das Sprechen verlernt? Erich, das ist ja meine Schwester Manna ... Manna, das ist ja mein Freund, mein Erich."

„Beruhige Dich, Roland," sagte Erich. Manna schaute auf beim Tone seiner klangvollen Stimme. „Ja, Fräulein," fuhr er fort, „zum zweiten Male nun sehe ich Sie in der Dämmerung ..."

Manna wollte ihm sagen, daß sie ihn auch am Tage gesehen, damals als sie ihn nicht sprechen, aber so erhabene Töne singen hörte; sie unterdrückte jedoch diese Kundgebung. Es trat eine Pause ein.

Erich bemerkte scherzend, daß Roland nun zum zweiten Mal eigenmächtig davon gereist sei.

„Ja," rief dieser. „Jetzt ist gerade die Stunde, da ich vor einem Jahr davon gelaufen bin, und ich bin so alt wie der Lachgeist, von dem mir der Fuhrknecht erzählt."

sich genugsam in die geistliche Redeweise eingelebt, um die Reihe von Betrachtungen und Anschauungen zu ermessen, aus welchen dieser einzelne Ausspruch hervorgetreten war.

Eine gewisse conversationelle Verschliffenheit, in welcher Prancken einige allgemeine Betrachtungen vorbrachte, befremdete Manna zuerst, aber sie schien doch erfreut, den gewandten Mann in diesem Gebiete heimisch zu sehen. Sie fand sich ihm näher, da er, zu ihrer Kirche gehörig, mit ihr im selben Reiche lebte, und sie schlug die Augen nieder, da Prancken, den von ihr geschenkten Thomas a Kempis aus der Tasche ziehend, sagte, wie er ihr durch diese Gabe das Beste verdanke, was er sei.

„Bitte, stecken Sie das Buch wieder zu sich," sagte Manna schnell, denn sie hörte die Stimme der Professorin und des Majors, die näher kamen.

Prancken that, wie ihm geheißen, er hielt die Hand auf das Buch, das an seinem Herzen ruhte, und sah Manna mit einem vollen Blicke an; er war glücklich und befriedigt, ein Geheimniß und sicheres Einverständniß war zwischen ihnen.

Der Major musterte Manna wie einen Rekruten; sie mußte sich um und um drehen, mußte einige Schritte gehen, damit er ihre Gangart beurtheilen könne, und Manna war heiteren Sinnes bereit, die Evolutionen auszuführen, die der Major wünschte.

„Ja, ja," sagte er endlich und streckte den Zeigefinger seiner linken Hand in die Höhe — wenn das geschah, hatte er immer eine Weisheit vorzubringen — „ja, ja, wenn's gut geht, ist's gut. Ja, ja, Herr Sonnenkamp, ein Junge unter die Soldaten, ein Mädchen eine Weile ins Kloster . . . wenn's gut geht, ist's gut."

Der Major schalt, wo der Junge bleibe, er verdiene sein Glück gar nicht; heute sei der schönste Frühlingstag, wie man sich ihn nicht besser bestellen könnte, und es sei auch ein Jahrestag. Er war eben daran, jenes grausige Abenteuer des Extrazuges zu erzählen, da trat Roland mit Erich ein.

Manna umarmte ihren Bruder herzlich, Roland reichte Prancken die Hand, der ihn ebenfalls umarmte, aber schnell wand sich Roland aus dieser Umarmung und sagte:

„Manna, gib auch Herrn Erich die Hand, heut ist sein Geburtstag bei uns; heut vor einem Jahr ist er mein geworden, oder ich sein. Nicht wahr, Erich? Gib ihm nur die Hand."

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Zum ersten Male sahen sich Erich und Manna voll und ganz beim Tageslicht und sie sagte:

„Ich danke Ihnen für alles Gute, das Sie meinem Bruder erzeigen.“

Erich war betroffen von der Erscheinung Manna's; es war zweifelhaft, ob der Ausdruck ihres Gesichtes sanfte Trauer oder kalte Gleichgültigkeit war; ihre Stimme war zauberisch mild, aber aus dem Ton sprach eine gekränkte Seele.

Man ging endlich nach dem großen Saal, wo die Professorin und Claudine, Fräulein Perini und Frau Ceres waren.

Alle Fenster waren streng verschlossen, denn Frau Ceres scheute die Morgenluft; sie gähnte, als Roland eintrat, dann aber umarmte und küßte sie ihn.

Die Professorin umarmte Roland und glückwünschte ihm herzlich.

Auf einem großen Tische waren viele Pakete, mit Namen bezeichnet, ausgelegt. Die Professorin hatte in Gemeinschaft mit Fräulein Milch eine Liste der Altersgenossen Rolands gefertigt, die man heute beschenken wollte. Es waren Handwerkslehrlinge, die auf Wanderschaft ziehen sollten, Schiffer und Weinbergsarbeiter; für Jeden war bereitet, was sich ihm eignete.

In der Mitte des Tisches lag ein großes Briefcouvert. Das hatte Sonnenkamp bei seinem Eintritt schnell hingelegt und darauf war geschrieben: Für Herrn Hauptmann Doctor Erich Dournay.

Nach einem raschen Ueberblick hatte Roland das sofort bemerkt und brachte es Erich.

Erich öffnete es; er fand darin ein Paket Banknoten von namhafter Summe. Erbleichend schaute er einen Augenblick um, dann steckte er das Paket wieder in das Couvert.

Sonnenkamp, der bei Manna und Prancken gestanden, hatte leise zu diesem etwas gesprochen; jetzt trat Erich auf ihn zu und sagte, das Paket darreichend, mit bebender Stimme, er bitte, Herr Sonnenkamp möge ...

„Nein, nein, danken Sie mir nicht; ich habe Ihnen zu danken,“ fiel Sonnenkamp ein.

Erich erhob frei den Blick und sagte:

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich dies Geschenk ablehne. Erlassen Sie mir, die Gründe für meine Weigerung zu sagen. Glauben Sie mir, ich kann das Geld nicht nehmen.“

„Ein freier Mann wie Sie,“ fiel Prancken ein, „sollte kein Wort darüber verlieren. Behalten Sie nur.“

Er sprach als Zugehöriger, fast als hätte er selbst die Gabe gespendet.

Erich sah ihm fest ins Auge und blickte dann auf Manna. Er fühlte, daß es Pranckens Absicht war, ihn am ersten Morgen vor ihr als Bedürftigen, Beschenkten erscheinen zu lassen. Wie bittend schaute er sie an, daß sie ihm zu Hülfe kommen möge, aber sie schwieg. Er legte schweigend das Paket aus der Hand und verließ das Zimmer.

Sonnenkamp und Prancken sahen ihm achselzuckend nach und Prancken sagte:

„Da haben wir wieder ein Beispiel von erhabenem Bettelstolz.“

Fünfzehntes Capitel.

Der Major und Roland fuhren zum Krischer, mit dem in diesem Winter eine große Veränderung vorgegangen war. Nachdem er sich zuerst von den Menschen hatte bemitleiden lassen und er mit einem guten Trunk sich alle Sorgen und alle Gedanken verscheucht hatte, übte er nun die Beschwichtigung der Klagen durch den Alles vergessen machenden Wein.

Der Aichmeister und der Altbürgermeister erlustigten sich an seinen Klagen und tollen Ausbrüchen, an seinen Scherzen und Klugreden und gaben ihm zu trinken.

Als jetzt Roland und der Major zu ihm kamen, begrüßte er sie schon am Morgen mit schwerer Zunge. Roland war tief erschreckt davon, aber der Major sagte:

„Mach' Dir nichts daraus. Es ist wahr, der Mann trinkt zu viel, aber nur für seinen Magen zu viel. Was thut's? Ist der Mann glücklich mit einem Glas Wein zu viel, laß ihn glücklich damit sein.“

Es gelang dem Zureden des Majors und dem innern Frohmuth Rolands, diese erste Begegnung an dem so glücklichen Tage zu verwinden.

Vom Krischer ging es zum Siebenpfeifer, da war Fröhlichkeit über alle Maßen.

Der Major verstand, Roland ans Herz zu legen, daß er das Gute, das er thue, nicht so in die leere Luft hineinwerfe; Jeder solle die Segenswünsche Derer annehmen, die er befreie und beglücke.

„Und," setzte er hinzu, „Fräulein Milch hat ein Wort, das sollte man in die Tempel schreiben: Die glücklichste Stunde ist die nach einer vollbrachten guten That. Schreib' Dir das ins Herz, Junge."

Die Hunde sprangen um den Wagen und Roland rief ihnen zu:

„Ihr guten Thiere, euch kann ich nichts geben als Fressen, ihr braucht keine Kleider und Geld nun gar nicht."

Aus einem Hause kam Roland wie auf der Flucht, leichenblaß.

„Was ist Dir geschehen?" fragte der Major.

„O fort, nur fort!" drängte der Jüngling ängstlich. „Der alte Mann, dem ich die Kleider und das Geld brachte, wollte mir die Hand küssen, der alte Mann — mir! Ich bin so erschrocken. . . Ja, und Sie lachen noch?"

„Ich lache nicht, Du hast Recht."

Der Major erkannte in dieser Reizbarkeit noch die Nachwirkung der Nervenkrankheit. Er beruhigte Roland . . .

Während der Umfahrt Rolands saß Erich bei der Mutter, er klagte ihr, daß, obgleich er aus voller Ueberzeugung gehandelt, er nun doch unsicher sei, ob er nicht um der Mutter willen die Gabe Sonnenkamps hätte annehmen müssen. Diese hörte ihm ruhig zu, dann sagte sie:

„Du hast Recht gethan. Die Freundschaft gibt anders und es ist kaum ein Geben; von einem Freunde wie Clodwig kann man Alles annehmen. Hier sollte, wie es scheint, die Gabe Dich erniedrigen. Wie würde ich solchem Gelde meine Freiheit danken wollen! Beruhige Dich, vergiß alles Andere, sieh auf das Jahr zurück und freue Dich, daß aus Deinem Zögling etwas geworden, das nicht mehr zu Grunde gehen kann."

In diesem Gedanken erhob sich Erich über jede Bedrückung und als er das grüne Haus verließ und Roland und den Major von ihrer Umfahrt zurückkehren sah, schloß er sich ihnen heiter an . . .

Roland saß an der reich besetzten Tafel und genoß kaum einen Bissen.

Man stritt leise hin und her, wer den üblichen Trinkspruch auf ihn ausbringen solle. Kam es Erich, kam es Pranken zu? Beide bedrängten endlich den Major und dieser erhob sich:

„Meine Herren und Damen!“

„Bravo!“ rief Prancken.

„Danke Ihnen,“ sagte der Major. „Unterbrechen Sie mich nur immer, ich habe voltigiren gelernt und jedes Hinderniß wird mir zum Absprung. Also, meine Damen und Herren! Das menschliche Geschlecht theilt sich ein in männliches und weibliches . . .“

Allgemeines Gelächter.

Der Major war ganz froh darüber.

„Nun sehen Sie ein Pärlein in diesem Garten Eden . . .“

Prancken reichte dem Major einen Apfel und rief:

„Brauchen Sie diesen vielleicht zur Weiterführung Ihres Bildes?“

Roland war ärgerlich, daß Prancken den guten Major so oft unterbrach; er redete ihm daher zu, sich nicht irre machen zu lassen.

Ganz leise, wie wenn er mit seiner Laadi spreche, nur brummend, sagte der Major:

„Sei ruhig, Junge, sei ruhig; ich stehe fest im Feuer.“

Und laut fuhr er fort:

„Also wir haben hier zwei Kinder, die Tochter des Hauses und den Sohn des Hauses, und die Kinder haben uns; sie haben die Eltern, sie haben eine angeworbene Großmutter und Tante, und sie haben da“ — er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte — „einen Onkel. Wir haben sie so lieb wie leibhaftige Verwandte und sie haben uns auch lieb, nicht wahr?“

„Ja!“ rief Roland und Manna nickte.

Der Major fuhr fort:

„Also, wenn ich einen Sohn hätte . . . nein, das wollte ich nicht sagen . . . wenn ich für meinen, diesen Sohn einen Lehrer hätte . . . nein, auch das wollte ich nicht sagen . . . Also so: Unser Wildfang da . . . sehen Sie, er hat schon eine Anpflanzung im Gesicht . . . also, der Baumeister aller Welten segne ihn und lasse ihn ein Mann werden, der sein Glück versteht, für sich, für Andere, für alle Menschenbrüder alles Glaubens, aller Abstammung auf Erden.“

Amen wollte er sagen, aber er berichtigte sich und rief:

„Hoch! und zum zweiten- und dritten Male Hoch!“

Der Major setzte sich nieder und machte sich unter der Serviette einige Knöpfe auf.

Nicht ohne gewandte Redegabe brachte dann Sonnenkamp einen Toast auf Erich, seine Mutter und Tante aus.

„Sie müssen auch reden . . . Sie müssen auch reden," drängte der Major beständig Erich.

Erich erhob sich endlich, er hielt das Glas empor; die Sonne funkelte im Wein, und darauf deutend, sagte er:

„Die Sonne von heute begrüßt die Sonne eines vergangenen Jahres. Was wir trinken, ist das Erzeugniß verrauschter Tage, und was wir in die Seele aufnehmen, gezeitigt an der Sonne der Ewigkeit. Mein Roland! der heutige, lachende, sonnige Tag wird zum Feuer des Weines, das in kühler Erde ruht in festem Gefäß und zieht in die Lande zu fernen Menschen, sie erquickend und mit Sonne durchglühend. So werde die Sonne von heute Feuer in unserer Seele, die aufflamme, wenn einst kommen öde, kalte Tage. Möge zeitigen in Dir, mein Roland, was Dich erquickt und die Menschen erfreut und alles Leben schafft zum schönen, freien Tempel Gottes."

Als er sich niedersetzte, begegnete er einem Blick aus den Augen Manna's; sie sah ihn erst jetzt. In seinem Antlitze war *ein* Gepräge des Geistes, das alle Affecte zu beherrschen schien, und eine männliche Entschlossenheit, so daß man sich sagen konnte: wenn Du in Gefahr diesen Mann zur Seite hast, bist Du mit Hülfe ausgerüstet. Sie aber bedurfte keiner Hülfe.

Sonnenkamp und Prancken zuckten die Achseln nach der Rede Erichs. Sie unterdrückten ein Lachen, und Sonnenkamp flüsterte Prancken zu:

„Es scheint fast, der Mann glaubt, was er sagt."

Es kam neue Zufuhr, denn der Doctor fand sich ein und mit ihm Lina, die ihre Freundin bei der Rückkehr ins Leben — wie sie es nannte — begrüßen wollte.

Manna war dankbar für diese Zuvorkommenheit, bewahrte indeß eine gewisse Unnahbarkeit.

Sonnenkamp lud Lina ein, die Frühlingswochen bei seiner Tochter zuzubringen, und Manna konnte nicht umhin, ihre Beistimmung auszusprechen.

Unter Vorbehalt der elterlichen Erlaubniß sagte Lina zu; sie fuhr mit dem Doctor zurück, um andern Tages abgeholt zu werden.

Sechzehntes Capitel.

Prancken blieb, er ging mit Manna in den Garten und sie klagte ihm, sie fühle bereits schmerzlich, wie das Weltleben zur Unwahrhaftigkeit verleite, denn sie wünsche, aufrichtig gestanden, keineswegs, daß Lina zum Besuch käme, und habe doch einstimmen müssen.

Sie unterdrückte schnell die Worte, die sie noch auf den Lippen hatte, denn sie wollte bekennen, wie ihr von dem Gewirre des Hauses bereits wirbele und sie die geregelte reine Stille des Klosterlebens schwer vermisse; sie sagte nur, daß sie sich so fremd in der Welt vorkäme. Als Prancken ihr für dies Vertrauen dankte, schrak sie in sich zusammen und sagte kaum hinhauchend: die Welt mache redselig, auch wenn man zurückhaltend sein wolle.

„Es freut mich," nahm Prancken auf, „daß Sie der Zurückhaltung erwähnen, die ganz mit denselben Worten der Kirchenfürst in diesen Tagen mir eingeschärft hat, denn er sagte: Bleiben Sie zurückhaltend! Die viel und leicht sprechenden Menschen sind im Grunde eigentlich Dilettanten."

Er glaubte, daß Manna merke, wie er auf Erich ziele, aber diese gab kein Zeichen, daß sie den Vorwurf des Dilettantismus auf Erich beziehe. Prancken fragte nun geradezu:

„Finden Sie nicht auch ein Dilettantisches in dem viel sprechenden Herrn Dournay?"

Manna erwiderte:

„Der Mann spricht viel, aber . . ."

Sie machte eine Pause; Prancken war gespannt, was sie hinzufügen würde.

„. . . er spricht viel, aber er denkt auch viel," vollendete Manna.

Nun wählte Prancken behutsam eine Richtung, die bei scharfem Visir das Ziel nicht verfehlen konnte.

Es war dies kaum nöthig, denn ein Mann, der die Linie seiner Bethätigungen so weit ausdehnte, wie Erich, bot Angriffspunkte genug.

Prancken fand es zunächst anmaßend, daß Erich eine Tempelweihe für seine Gottlosigkeiten in Anspruch nehme, er sagte: es sei eine Falschmünzerei, mit der vielleicht ein kindlich vertrauendes

Gemüth getäuscht werden sollte. Er blickte dabei innig auf Manna, diese aber schwieg.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ fügte er hinzu, „er biedert sich an bei allen Menschen.“

Das Wort schien ihm zu gefallen, er wiederholte es:

„Dieses Sichanbiedern ist eine geschickte Methode, aber sie läßt sich durchschauen. Geben Sie Acht, wie oft er das Wort Menschheit gebraucht; ich hab' ihm einmal nachgezählt, in einer einzigen Stunde hat es er vierzehnmal gesagt. Er thut sehr bescheiden, aber sein Dünkel geht über die Grenzen des Unerlaubten.“

Prancken lachte, er wußte, wie leicht es ist, einen hochgestimmten, in starker Action stehenden Menschen lächerlich erscheinen zu lassen, und nicht ohne Befriedigung gewahrte er, daß seine Worte bei Manna Eindruck fanden. Hat man einen Menschen in den Gesichtswinkel gestellt, wo er lächerlich erscheint, so rettet ihn nichts mehr; das wußte und das hoffte Prancken. Er setzte indeß hinzu:

„Unser Roland hat Mancherlei bei dem Biedermanne gelernt, nun aber ist es genug und Zeit, daß er bald in die höheren Sphären eintritt.“

Manna kehrte nach dem Hause zurück. Auf der Freitreppe begegnete ihr Erich; Beide hielten an. Erich glaubte etwas sagen zu müssen und er begann:

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen peinlich sein mag, Ihr Daheimsein mit einem Feste zu beginnen; der kommende Tag erscheint dann leicht leer.“

„Weßhalb wollen Sie meine Gedanken wissen?“ entgegnete Manna und ging weiter.

Sie ging die Treppe hinan, sie preßte wie im Zorn die Lippen, die so Hartes gesagt hatten. Wie kam dies auf ihre Lippen? War es geheime Furcht vor Annäherung? War es Stolz? Hatten die Einflüsterungen Pranckens sie dazu verleitet oder wirkte Alles zusammen?

Sie bereute, daß sie am ersten Tage ihrer Rückkehr ins Elternhaus einen Menschen verletzt hatte

Den ganzen Abend blieb sie auf ihrem Zimmer. Noch spät klopfte Roland an ihre Thüre und ließ nicht ab, bis sie ihm öffnete. Er setzte sich zu ihr und sagte:

„Ach, Manna, von Allem, was ich heut erlebt, will mir

das Eine nicht aus dem Sinn. Jeder, dem ich eine Gabe brachte, sagte mir: Ich will auch für Sie beten. Kann man denn das, und was nützt es? Was nützt es, wenn ein Anderes für mich betet und zu Gott Alles Gute und Schöne von mir sagt und für mich wünscht? Was soll das helfen, wenn ich nicht selber brav in meiner Seele bin?"

„Roland, was sprichst Du? Was hast Du für Gedanken?" rief Manna und faßte ihn an beiden Armen; dann ließ sie den Erstaunten still stehen, eilte in ihre Kammer und warf sich dort auf die Kniee.

Heute schon sah sie den Zerfall im Hause. Sie betete für Roland, daß sein Geist erleuchtet und befreit werden möge, aber in ihr Gebet hinein zuckte etwas Fremdes. Sie rang die Hände, sie klagte, sie weinte. Ist es wahr, daß Niemand für einen Andern einstehen und für ihn sich opfern kann? Nein, es ist nicht wahr, es darf nicht sein! Wie von einer faßbaren Last niedergedrückt, die vom Himmel fiel, fühlte sie sich, da diese Frage und Klage sich in ihrem Denken bewegte. Was ist das? Ein Mensch kann einem Andern mehr Böses als Gutes thun? Ist das so? Muß das so sein? Heftig rang ihre Seele, aber endlich lächelte sie, denn es ging ihr auf: ihr ist ein großer Kampf beschieden; er beginnt bereits. Sie soll die Seele ihres Bruders retten und sie sagte sich, daß dies nicht in Heftigkeit, sondern nur in Milde und Sanftmuth geschehen könne.

Sie richtete sich auf und kehrte in das Zimmer zu Roland zurück; sie reichte ihm die Hand und sagte:

„Wir wollen einander helfen, immer besser zu werden. Ich habe Dir viel zu geben und viel zu nehmen. Doch das wird sich finden."

Sie setzte sich ruhig zu ihm und hielt seine Hand.

„Ach," rief Roland, „wie wohl muß Dir's sein, jetzt wieder daheim; das Kloster ist doch keine Heimat, für Niemand."

„Darum ist es das Höchste," erwiderte Manna. „Jeden Tag, jede Stunde zeigt es uns, daß wir heimatlos sind auf dieser Welt. Wenn diese Welt unsere Heimat wäre, so hätten wir Beide, Du und ich — nein ... Was bringst auch Du mich zu so unpassenden Reden!"

„Erich hat Recht," nahm Roland auf; „er sagt, Du seiest in Wahrheit eine fromme Seele; was Millionen nur mit dem Munde reden, das komme Dir aus dem Herzen."

„Das hat Erich gesagt?"

„Ja, und noch viel mehr."

„Aber Roland," fiel Manna ein, „man muß nie erzählen, was Andere über einen Menschen gesagt."

„Auch nicht, wenn es Gutes ist?"

„Auch dann nicht. Man kann nicht wissen — nein," unterbrach sie sich, „Du bist wol recht glücklich, daß Du einen so zuverlässigen Freund an Erich hast?"

„Gewiß! Und gefällt er Dir nicht auch besser als Prancken?"

Manna wollte lächeln, aber sie unterdrückte es und sagte:

„Laß Dir von Deinem Lehrer die Lehre geben, daß man nie vergleichen soll. Nun aber bedenke, daß ich im Kloster war und viel allein sein muß. Gute Nacht."

Sie küßte den Bruder.

„Vergiß nicht," rief er ihr im Fortgehen noch zu, „daß Du Deine beiden Hunde mitnimmst, wenn Du spazieren gehst. Der Krischer wird sie Dir bringen."

Manna durfte noch nicht allein sein. Sie hatte im Kloster keinerlei Bedienung gehabt, nun aber mußte sie sich — denn der Vater hatte es befohlen — von einer Kammerfrau entkleiden lassen.

Als die Kammerfrau die schönen schwarzen Flechten auflöste, rühmte sie das gesunde volle Haar.

Und doch — dachte Manna — wird dieses Haar fallen.

Es durchzuckte Manna ein Schreck, sie glaubte die Scheere zu hören, die das Haar durchschneidet.

Endlich war sie allein und nachdem sie lange in stillen Betrachtungen und Gebeten verharrt, schrieb sie an die Oberin:

„Wir feierten heute den Geburtstag meines Bruders und meine Rückkehr ins elterliche Haus, ich aber sehne mich nach meinem Geburtstag, der die Heimkehr ins ewige Vaterhaus sein wird."

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Sage erzählt von einem Riesenkinde, das den pflügenden Bauer sammt Pflug und Pferd für Spielzeug hielt, in die Schürze nahm und davon trug.

Aehnlich erging es Manna.

Weit hinausgetragen, weltvergessend und weltüberwindend war all die Tage und Nächte ihr Denken gewesen, daß ihr das Treiben der Menschen wie Kinderspiel vorkam. Das Leben ist eitel Spiel, nur der Tod ist ernst.

So denkend stand Manna früh am Morgen nach dem Geburtstage Rolands am Fenster; sie sah in die Landschaft, sie dachte an die Menschen, aber Alles erschien ihr weit, weit entfernt.

Die Klosterglocke, die beim ersten Morgenstrahl die Zöglinge geweckt hatte, lag ihr noch so in der Erinnerung, daß sie im Schlafe ihren Schall zu hören vermeinte und davon erweckt wurde. Sie hatte sich erst besinnen müssen, wo sie denn sei.

Du bist daheim. — Wo ist daheim?

Alles war noch ruhig in der Villa, Manna allein wachte und mit ihr das zahllose Heer der Vögel im Garten.

Sie ging in den Park, sie empfand eine Unruhe, sie schaute um, als fühlte sie den Blick, der auf ihr ruhte. Auch Erich war am frühen Morgen erwacht und stand am Fenster. Aber er hütete sich wohl, durch ein Zeichen kund zu geben, wen er gesehen.

Er hatte das Fenster geöffnet und Manna gewahrt. Leise zog er sich zurück und dachte sich, die erfahrene Herbheit vergessend,

in die Seele des Mädchens, das aus klösterlicher Abgeschiedenheit in das so reich ausgestattete elterliche Haus zurückgekehrt war.

Es läutete im nahen Dorfe und es läutete von allen Enden, diesseits und jenseits am Ufer, stromauf, stromab.

Manna verließ den Park und kehrte in das Haus zurück, um ihr Gebetbuch zu holen. Auf dem Flur hörte sie, wie Fräulein Perini den Dienern Auftrag gab, die Zimmer für die Tochter des Landrichters bereit zu halten. Manna hatte es auf den Lippen, der vormaligen Erzieherin zu klagen, wie sie sich eine unwahre Beziehung auferlegt, denn sie fürchtete Lina's Ankunft, deren flatterhaftes Wesen ihr am gestrigen Tage so störend gewesen; aber sie hatte sich vorgesetzt, Alles in sich allein zu überwinden, und es war ihr Entschluß, Lina gradaus zu bitten, sie jetzt nicht zu besuchen; sie war es sich schuldig, jetzt allein zu bleiben.

Da kam ein Bote mit einem Briefe von Lina, die bedauerte, daß ihr nicht möglich sei, die längere Gastfreundschaft auf Villa Eden anzunehmen. Sie bat Manna um ein Wort der Beruhigung, daß sie ihr deshalb nicht zürne. Manna war froh, nun ohne Verletzung frei sein zu können.

Die Glocke läutete wieder und Manna ging zur Kirche.

Fräulein Perini war stolz und glücklich; die Anderen mochten Manna mit Allerlei zu gewinnen suchen, sie allein konnte mit ihr zur Kirche gehen.

„Haben Sie noch immer die Gewohnheit, Morgens nicht gern zu sprechen?“ fragte Fräulein Perini.

Manna nickte still.

Als die Messe zu Ende war und die Beiden mit einander die Kirche verließen, sagte Fräulein Perini, daß sie Manna bei dem Pfarrer einführen wolle, der erst während ihrer Abwesenheit hieher versetzt war.

Manna bat, sie allein gehen zu lassen. Sie ging nach dem Pfarrhause. Sie schien erwartet worden zu sein, denn der Pfarrer kam ihr auf der Treppe entgegen und begrüßte sie mit einem Segensspruche. Er führte sie an der Hand in sein Zimmer.

Manna mußte sich auf das Sopha setzen. Sie begann:

„Fräulein Perini wollte mich bei Ihnen, hochwürdiger Herr, einführen. Das muß man bei einem fremden Manne, aber Sie sind kein fremder Mann, Sie sind ein Diener unserer heiligen Kirche.“

Der Pfarrer legte die Spitzen der feinen Hände auf einander und sagte mit ruhigem Tone:

„Sie sind auf dem rechten Weg, halten Sie ihn inne. Die Weltlinge kommen in einen Ort, sind fremd, wildfremd, sie wissen nicht, ob hier ein Mensch ist, der gleiche Gedanken hegt wie sie, und unter ihnen sind auch nicht zwei Menschen, die das Gleiche denken bei denselben Worten; sie haben kein Band der Einigung, sie flattern in der Schwebe wie das Sonnenstäubchen. Sie aber, treten Sie in das entlegenste Dorf, Sie sind daheim, da ist ein Haus und darin ein Mann, der Ihres Geistes, der Sie als Bruder, als Vater begrüßt; denn er ist hingesetzt von einem Höhern, und Sie sind hergeführt von einem Höhern. Seien Sie mir doppelt willkommen, da Sie dieses sogleich wußten. Klopfe an meine Thür, es wird Dir aufgethan zu jeder Zeit; klopfe an mein Herz, es ist Dir aufgethan. Ich habe kein eigen Haus, kein eigen Herz, mein Haus ist dem, der mir nachfolgt, und mein Herz dem, der es bewegt."

Der Pfarrer hielt eine Weile inne, er betrachtete Manna, die die Augen geschlossen hatte, wie wenn sie nicht in die Sonne schauen könne, nicht in das Antlitz, auf welches der Geist sich niederläßt. Der Pfarrer mochte ahnen, wie sie bewegt war, er verweilte absichtlich auf der allgemeinen Betrachtung, ohne ins Persönliche überzugehen, er wollte den Zwiespalt zwischen der Tochter und dem Vater nicht erweitern; Manna dagegen war zurückhaltend, denn sie hatte nur dem Klostergeistlichen den ersten Grund ihrer Opferbereitschaft gebeichtet und hatte die Erlaubniß erhalten, es fortan zu verschweigen.

Beide waren zurückhaltend und Beide wußten nicht, daß sie nichts vor einander zu verheimlichen hatten. Der Pfarrer legte ihr freundlich die Hand aufs Haupt und sagte:

„Ja, daß Sie allein gekommen und wissen, warum Sie allein gekommen, das überhebt uns jeder Verständigung, wie es die Weltlinge nennen. Verständigung!" wiederholte er lachend. „Und sie verstehen einander doch nie, die Gebildeten, wie sie sich nennen, oder die Selbstgebildeten, wie sie sich nennen sollten, denn sie glauben, daß sie sich selbst zu etwas machen. Freilich sie bedürfen der Empfehlung von einem Andern, der muß sagen, das ist der und der und er ist so und so; wir aber, wir bedürfen keiner Empfehlung, keiner Einführung. Sprechen Sie mit mir von Allem, von Heiligem

und Verkehrtem, von allem Großen und allem Kleinen. Wenn man Sie in der Welt beunruhigt und heimatlos macht, wissen Sie, hier ist Ruhe und Heimat. Da drüben hat Ihr Vater ein Warmhaus für Pflanzen, die nicht heimisch sind in unserm Klima; diese Stube ist ein Warmhaus für die Pflanze des heiligen Glaubens, die nicht heimisch dort ist. Ich hebe keinen Stein auf, gegen Niemand, aber ich sage und Sie wissen es, diese Pflanze ist vom Himmel in uns gebracht und ist in dieser Welt in fremdem Klima."

Der Pfarrer blieb am Fenster stehen und schaute hinaus; Manna saß auf dem Sopha.

Geraume Zeit wurde kein Wort gesprochen.

Manna war ergriffen von dieser edlen Bereitwilligkeit.

Schüchtern fragte sie, wie sie sich zu all den Menschen verhalten solle, die sich in freundlicher Weise ihrem Elternhause angeschlossen und sich der Bildung rühmen dürften.

„Sie fragen gut und bestimmt, das ist Zeichen der Reife," erwiderte der Pfarrer. „Was Sie thun sollen? Lächeln sollen Sie zu all den Großthuereien! Diese Weltweisen thun groß und sind so klein in ihrem Dünkel, daß die Welt nicht mehr Verstand besitze und von nicht mehr Weisheit regiert werde, als ihr Verstand ausmißt; sie wiegen Gott nach dem Gewichte ihres Gehirns."

Es war plötzlich ein anderer Ton, in dem der Pfarrer sprach, ein heftiger, anstürmender, so daß Manna erschrocken zusammenfuhr. Der Pfarrer, der das wohl merkte, faßte sich wieder und sagte:

„Sie sehen, ich bin noch schwach und lasse mich zu Heftigkeit hinreißen. Sie werden Sie nun auch kennen lernen, die sogenannten Vernunftshelden, oder eigentlich die Vernunftschwächlinge, die nie bekehrt werden können, denn ihnen fehlt der Muth, der zur Demuth werden kann."

Der Pfarrer glaubte, daß Manna verstehe, wie er damit auf Erich ziele; er wollte vorerst nicht näher eingehen, aber sie sollte vorbereitet sein. Jetzt wendete er sich lächelnd, setzte sich und sagte:

„Doch verlieren wir uns nicht so weit. Sprechen Sie."

Manna klagte, wie schwer es ihr werde, noch ein Jahr der Prüfung durchmachen zu sollen, sich in der Welt zu bewegen, um sich von ihr abzulösen.

Der Pfarrer beruhigte sie, indem er sagte:

„Sie wollen den Schleier nehmen, er ist bereits über Sie gebreitet und über die Welt, unsichtbar für Andere. Alles in der Welt berührt nicht Sie selbst, es ist ein Schleier zwischen Ihnen und der Welt; und dieser Schleier fällt erst, wenn der Tod uns erlöst."

Er ging behutsamer als Prancken zu Werke, er wollte nicht gegen Erich kämpfen, und dadurch vielleicht erst ein Interesse in Manna wecken, er lobte ihn, aber in jener mitleidigen Weise, die der auf Positivem Stehende so leicht einnimmt.

Als Manna fragte, warum der Pfarrer nicht seinen Einfluß darauf gewendet, daß Erich nicht ins Haus gekommen, entgegnete er, wie er sich dieses Eifers freue, aber man müsse Vieles gewähren lassen in der Welt, und gegen den Vater wäre jeder Kampf im Voraus vergebens; dazu habe Roland seinen eigenen Willen eingesetzt. Uebrigens sei Erich, wenn auch ein vollendeter Ketzer, doch von einer gewissen Anerkennung des Heiligen, obgleich viel Hochmuth in dieser Anerkennung läge.

Ohne Ueberleitung sagte der Pfarrer, Manna möge heimkehren, man werde sie zu Hause erwarten. Sie solle nie verhehlen, daß sie bei ihm gewesen, aber er verzeihe ihr im Voraus, wenn sie ihn oft geraume Zeit vernachlässige; er verbleibe unverbrüchlich der Ueberzeugung, daß ihre innerste Seele dem heiligen Glauben zugewendet bleibe.

„Nun gehen Sie," schloß er, „und wissen Sie, daß ich für Sie bete."

Manna sah ihn groß an. „Ich werde für Dich beten" — wie oft hatte sie dies Wort gehört, ohne einen Zweifel daran zu hegen; jetzt kam es ihr ganz neu vor, die Frage zuckte durch ihre Seele: Kann man denn für einen andern Menschen beten?

Das Räthsel, das Roland in ihre Seele geworfen, ging neu auf, und wuchs zum Räthsel ihres Lebens.

Sie wollte fragen, ob Kinder für die Sünden der Eltern büßen müssen, ob nicht vielmehr das Kind für die Eltern sühnen kann. Sie wollte dem Pfarrer das Alles sagen, er sollte ihr helfen, aber da er jetzt wiederholte: „Nun gehen Sie mein Kind!" wendete sie ihr fragendes Auge von ihm ab und ging.

Zweites Capitel.

Träumend ging Manna des Weges, sie wurde geweckt, denn die beiden Hunde, Rose und Distel, sprangen an ihr empor, sie waren froh, ihre Herrin wieder zu haben.

„So, unser Wildfang ist wieder daheim?“ rief eine Stimme aus der Ferne; es war die des Krischers, er hatte die Hunde gebracht.

Sie hörte kaum, wie der Krischer, näher tretend, von seiner letzten Vergangenheit erzählte; erst als er sagte: „Ja, Fräulein, ich bin ein einfältiger Gesell gewesen und habe tiefe Reue,“ fragte sie:

„Was habt Ihr denn gethan?“

„Hoho! Daß ich nichts gethan habe, bereue ich; daß ich mein Lebenlang ein einfältiger, ehrlicher Kerl gewesen. Ist's denn wahr, daß Sie Nonne werden wollen?“

Bevor Manna antworten konnte, fuhr der Krischer fort:

„Ich habe auch manchmal das Verlangen, ich möchte ins Kloster gehen. Mit dem sechzigsten Jahr sollte Jeder ins Kloster gehen können; nichts thun als trinken und trinken, bis der Tod die Polizeistunde anruft. Aber ich will vom Tod noch nichts wissen, ich sag' wie der Vogt von Mattenheim: Herr, wie Du willst — Ich habe noch keine Eile.“

Der Krischer hatte bereits am Morgen etwas Aufgeregtes und Lallendes, Manna fürchtete sich vor ihm, dennoch reichte sie ihm die Hand und ging mit den Hunden davon.

„Ich hab' noch eine Bitte!“ rief der Krischer Manna nach.

Sie blieb stehen.

Er kam zu ihr und sagte, daß ihm der Aichmeister ein Loos zur Dombau-Lotterie geschenkt habe, er aber habe das Loos dem Siebenpfeifer verkauft, und wenn nun auf die Nummer das große Loos herauskäme, würde er sich alle Haare aus dem Kopfe reißen und hätte auch bei seinen Kindern keine ruhige Stunde mehr; Manna möge ihm also einen Thaler schenken, damit er das Loos zurückkaufen könne.

Schelmisch setzte er hinzu:

„Und es ist eigentlich auch eine fromme Sache und paßt für Sie.“

Manna verstand nicht, was er damit meinte; sie ließ sich

jetzt erst erklären, daß man zum Ausbau eines Domes eine Lotterie errichtet habe. Sie schenkte dem Krischer das verlangte Geld und ging eilig davon.

Sie ging am Rhein entlang, der Strom floß so ruhig, die Weiden am Ufer zitterten in der Morgenluft und spiegelten sich im Strom; in kleinen Kreisen, die sich auf dem Spiegel bildeten, zeigte sich das Spielen der Fische. Manna trat in den Park. In die ruhige Luft strömte der Duft der Blumen, und sie waren hell und frisch; die Farbe der einen hob und verklärte die der andern, das Weiß war noch heller durch die blaue, die rothe Nachbarin; die brennende Farbe wurde gemildert von der sanften; es war wie eine heilige, stille Harmonie ...

Warum können die Menschen nicht im Friedensreiche leben?

Welch eine Ruhestätte könnte das Landhaus hier sein!

Manna ließ sich auf ihren einsamen Stuhl unter der Hänge-esche nieder und jetzt dachte sie, warum sie gestern gegen Erich so schroff gewesen.

Sie wollte ihm bei der ersten Begegnung sagen: Glauben Sie ja nicht, daß ich, weil Sie abhängig sind, mir solches herausnahm.

Zur selben Stunde wandelte Erich allein durch den Park und nahm sich vor, bei der ersten Begegnung zu Manna zu sagen: Ich möchte nicht, daß unsere Beziehung mit Verstimmung oder Mißverständniß anfange.

Jetzt hörte Manna Schritte nahen und schaute auf; Erich kam des Weges. Sie blieb ruhig sitzen. Er kam näher, er grüßte und Keines von Beiden sagte die Worte, die sie sich still vorgenommen hatten.

Erich brachte stotternd etwas hervor, daß ein Erzieher sich leicht verleiten ließe, sich in das Denken Anderer zu versetzen, auch da, wo es ihm nicht zustehe.

Es war ein bedrückter Ton in seiner Rede, Manna wußte nichts zu erwidern. Beide schwiegen, man hörte nichts als den Vogelsang. Endlich sagte Manna:

„Erzählen Sie mir von Roland. Wie ist er?"

„Roland hat Fleiß, Beharrlichkeit und Wahrhaftigkeit; das ist der sittliche Felsengrund, auf dem sich gut baut."

Unwillkürlich hob Manna mit beiden Händen ihr Gebetbuch in die Höhe, als wäre es ein Schild.

Erich glaubte eine Andeutung in dieser Bewegung zu finden und er sagte:

„Mich freut an Roland besonders, daß er einen eigenen Blick hat und seinen eigenen Augen vertraut.“

Durch ihre Seele zuckte etwas wie Schmerz, denn das Wort Prancken's ging ihr nach. Ist dies Benehmen Erichs das, was Prancken „sich anbiedern“ genannt hatte?

Roland, Prancken und Sonnenkamp kamen daher, Manna stand rasch auf und ging mit Roland an der Hand nach der Villa. Prancken sagte sofort, daß er auch in der Kirche gewesen, es aber für Pflicht gehalten habe, Manna nicht durch einen Morgengruß zu zerstreuen.

Prancken erzählte viel vom Leben auf dem Jagdschlosse und von den Beziehungen zum Hofe des Fürsten, wie zu dem des Fürstbischofs.

„Liebes Kind,“ unterbrach Sonnenkamp, „Du hast Herrn von Prancken noch nicht gratulirt, er ist Kammerherr geworden.“

Manna glückwünschte und Prancken erzählte in heiterer Wendung, welch ein Contrast es sei, daß er im Sommer ein Bauernknecht gewesen und im Winter Kammerherr sei. Er berichtete weiter, daß der Fürst diesen Sommer in Karlsbad den Brunnen trinken werde.

Sonnenkamp setzte hinzu, daß der Leibarzt auch ihm diesen Brunnen verordnet habe, der ihm zuträglicher sein solle als Vichy.

Wie eine Kette schloß es sich an, als Prancken weiter erzählte, daß auch sein Schwager Clodwig und seine Schwester Bella diesen Sommer Karlsbad besuchen würden.

Kaum ins elterliche Haus versetzt, sah sich Manna sofort wieder in Gedanken davongeführt in den Strudel eines Badelebens. Prancken berichtete dann, daß er das schneeweiße Pferd mit nach Wolfsgarten nehme, um es vollständig für Manna zu dressiren. Ihre Einsprache, daß sie keine Lust mehr habe, zu Pferde zu sitzen, wurde vom Vater gebieterisch abgewiesen. Prancken verstand es, den gebieterisch heftigen Ton Sonnenenkamps als Scherz auszulegen.

Mit Innigkeit nahm er nun Abschied und ritt im scharfen Trabe die Straße dahin, die Funken sprühten unter den Hufen seines Pferdes; der Reitknecht hinter ihm führte das schneeweiße Pferdchen am Halfter.

Es erschien Manna wie ein Sinnbild, daß sie noch einmal zu Pferde sitzen sollte, bevor sie, allen Tand der Welt ablegend, nur im Gedanken der Ewigkeit lebe.

Sie geleitete den Vater durch Park und Garten, durch die Treibhäuser. Sonnenkamp hatte es auf den Lippen, ihr die mit Zuversicht erwartete Standeserhöhung mitzutheilen, aber das Kind sollte nicht so plötzlich in das vielfältige Getriebe hinein versetzt werden. Mit Behagen betrachtete er die großen südländischen Bäume und Pflanzen, die nun bald ins Freie gebracht werden. Zuerst öffnet man die Thüren, um frische Luft eindringen zu lassen, dann erst bringt man sie unter freien Himmel an geschützte Stellen. So auch wollte er es mit seinem Kinde halten.

Er war zufrieden, daß sie so fügsam war, er hoffte die Schwermuth ganz von ihr zu verscheuchen.

Manna hatte sich eine Tagesordnung festgesetzt, die sie wie eine Ordensregel inne hielt, und diese Strenge ihres Wesens übte eine Einwirkung auf das ganze Haus. Mit der Mutter hatte sie einen schweren Stand, zunächst wegen der Kleidung, denn Frau Ceres, die sich jeden Tag mehrmals umkleidete, wünschte das Gleiche von Manna; diese indeß war es gewohnt, sich am Morgen für den ganzen Tag anzukleiden, ja sie ließ sich nur widerwillig Bedienung durch die Kammerfrau gefallen. Sie blieb in dem am Morgen angelegten Kleide, und es erschien ihr dem höheren Menschenleben entsprechend, daß die Nonnen unveränderliche Kleider tragen; damit fällt alles Vergeuden des Denkens für die äußere Erscheinung weg.

An der vielgeschäftigen Wohlthätigkeit der Professorin nahm sie keinen Antheil; sie hatte kurz erklärt, daß sie noch zu sehr mit sich selber zu thun habe und nicht bereits auf Andere wirken könne.

Dazu hatte sie eine entschiedene Abneigung gegen die Helferin, Fräulein Milch; sie vermied jedes Gespräch mit Fräulein Milch und reichte ihr nie die Hand.

Gegen die Professorin blieb sie ehrerbietig, aber ablehnend; den Lehrer ihres Bruders behandelte sie wie ein zum Hause Gehöriges, zu dem man indeß nur eine Beziehung hat, wenn man seiner bedarf. Es gab Stunden und Tage, wo sie über ihn hinwegsah, als wäre er ein Stuhl, ein Tisch. Oftmals fragte sie ihn geradezu, wenn ihr ein Gegenstand des Wissens unklar war; sobald aber Erich eine Erörterung anknüpfte, die

über die Grenze des von ihr Gewünschten hinausging, sagte sie mit großer Bestimmtheit:

„Das wollte ich nicht fragen. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir mitgetheilt."

Nie empfing sie eine Belehrung von ihm, für die sie nicht sofort dankte, wie sie auch jedem Dienstboten für jede Handreichung dankte.

Regelmäßigen Unterricht nahm sie bei der Tante Claudine im Harfenspiel, und diese war die Einzige, die ihr Zutrauen zu besitzen schien; ihr zeigte sie auch ihre Schulhefte, namentlich das über Astronomie mit eingelegten blauen Blättern und den goldenen Sternbildern. Trotz einer gewissen majestätischen Haltung hatte Claudine etwas Anschmiegsames; sie schien auch etwas im Leben verloren oder aufgegeben zu haben, und so war sie in ihrem Wesen weicher und anziehender für Manna.

In hellen Nächten waren sie oft stundenlang auf dem flachen Dach der Villa und schauten nach den Sternen. Es zeigte sich, daß Manna gründlich unterrichtet war, denn die Klosterschule, in der sie gelebt hatte, legte besondern Nachdruck darauf, die weltlichen Schulen an wissenschaftlicher Tüchtigkeit wo möglich zu überragen; natürlich war alle Wissenschaft mit jener Grenze umzogen, die der Glaube setzte.

Mehr als über ihre Kenntnisse mußte man oft über die Denkkraft Manna's staunen; ihr Empfindungsleben war nach allen Seiten hin durchgearbeitet. Das Bewußtsein religiösen Ernstes und religiöser Reife gab ihr eine Sicherheit, die als Stolz erscheinen konnte. Sie fühlte sich stets wie auf einer unsichtbaren Erhöhung über die Andern hervorragen, die nicht im Glauben lebten. Dennoch war das nicht Ueberhebung, sondern Getragenheit, die sie in jedem Augenblick mit den großen Mächten und Ausblicken ausrüstete, in denen so viele heilige Männer und Frauen das Leben überwunden hatten.

Manna fragte Tante Claudine, ob ihr dies Alleinstehen in der Welt nicht oft schwer geworden sei.

„Gewiß, liebes Fräulein. Man weiß oft in der Jugend nicht, was es heißt, einen Entschluß für das ganze Leben zu fassen."

Manna faßte nach dem Kreuz auf ihrer Brust; die Tante fuhr fort:

„Ja, es gehört Muth und Tapferkeit dazu, eine alte Jungfer

zu sein; zur Zeit, wenn man sich dazu entschließt, ist man sich dessen nicht voll bewußt. In der Einsamkeit bin ich ruhig und wünschelos, aber in Gesellschaft und in der Welt erscheine ich mir oft so überflüssig, nur aus Barmherzigkeit geduldet. Da muß man sich hüten, nicht in Mitleid mit sich selbst sentimental zu werden."

„Hatten Sie nie das Verlangen, in ein Kloster gehen zu können?"

„Ich möchte Sie nicht beirren und stören."

„Nein, sprechen Sie nur, ich kann Alles hören."

„Nun denn, es gibt Formen, die so viel Unheil anstifteten, daß sie das Recht des Bestehens verwirkt haben. Und, ich für mich könnte nicht leben ohne die Kunst, ohne freie Musik, ohne Anblick dessen, was die bildende Kunst hervorgebracht und noch hervorbringt."

Manna sah nachdenklich auf Claudine.

Drittes Capitel.

Manna machte keine Besuche in der Nachbarschaft, sie beharrte dabei, daß sie nur zu ihren Eltern und ihrem Bruder gekommen sei, sonst zu Niemand.

Bisweilen besuchte sie die Burg; sie ging allein mit ihren beiden Hunden. Sie ließ sich vom Baumeister Art und Weise des Baues und wie er in der Vergangenheit gewesen, erklären; sie willfahrte dem Vater, für Ausschmückung des ersten fertigen Saales, des sogenannten Rittersaales, mit bedacht zu sein.

Sonnenkamp kaufte alte Waffen, die an den Wänden aufgehängt, Rüstungen, die auf Säulen aufgestellt werden sollten; er konnte sich nicht enthalten, Manna im Voraus zu sagen, daß er zu ihrem Geburtstage im Herbst die Burg einweihen wolle; sie aber wünschte, daß dies unterbliebe. Das fortwährende Festefeiern und Schmausen sagte ihr nicht zu.

Seit ihrer Rückkehr vom Kloster hatte Manna, wenn sie es ehrlich sich gestehen wollte — und sie wagte, sich Alles zu gestehen — am meisten Freude, daß sie ihre Hunde wieder hatte. Ja, sie

schrieb einen Brief an die Oberin, worin sie fragte, ob man einen Hund mit ins Kloster nehmen dürfe; sie verbrannte aber den Brief wieder, denn sie stellte sich vor, wie lächerlich es sein müßte, wenn eine Nonne mit einem Hunde hinter drein durch den Garten geht, und nun gar, wenn jede Nonne ihren eigenen Hund hätte. Zum ersten Mal lächelte sie vor sich hin, dann aber stellte sie sich die Frage: Warum haben wir keine Thiere im Kloster?

Erich traf sie, als sie auf der Bank saß und mit den Hunden sprach.

„Finden Sie auch," fragte sie, „daß solch ein Hund einen unsäglich traurigen Ausdruck in den Mienen hat?"

„Wer ihn sucht, wird ihn finden. Die Mystiker sagen, daß das vom Sündenfall käme; seitdem habe alle Creatur einen elegischen Ausdruck."

Manna dankte, aber nicht mit Worten, nur mit einem Blick.

Ein Wagen kam des Weges daher; schon von Ferne wehte ein weißes Tuch und Lina rief: „Manna!" Erich entfernte sich. Manna ging Lina entgegen, die ausstieg und den Wagen vorausfahren ließ. Sie erzählte, daß sie die Erlaubniß erhalten habe, bei Manna zu bleiben; die Eltern hätten Albert das Jawort gegeben, aber es müsse noch geheim gehalten werden.

Lina war immer in heiterer Stimmung, wenn sie nicht unter dem zurechtweisenden Blicke ihrer Mutter stand; jetzt gar sprudelte ihr Herz über und sie rief:

„Denke Dir nur, Manna, wie einfältig ich gewesen bin; ich habe mir einmal eingeredet, der Baron von Prancken habe mich lieb — nein, das habe ich eigentlich nicht geglaubt, aber ich habe mir eingeredet, ich hätte ihn lieb ... Kennst Du Albert? Du mußt ihn kennen, er baut ja die Burg da droben. Damals, beim Musikfeste ... ich hab' Dich gleich gesehen, ich habe Dir zugewinkt, Du hast mich aber nicht bemerkt ... damals haben wir uns zum ersten Mal gegen einander erklärt. Ach, Du kannst Dir gar nicht denken, wie glücklich ich bin. Anfangs habe ich gar nicht mitsingen können, ich habe immer gefürchtet, ich sänge zu laut, dann aber habe ich doch mitgesungen. Ach, es war so schön ... so schön! wir sind nur so geschwommen in den Tönen, und er singt auch ganz prächtig, freilich nicht so großartig wie Herr Dournay. Jetzt sage einmal, Manna, wie ist es Dir denn gewesen, als Du ihn singen gehört? Hast Du gewußt, daß er der Mann

ist, nach dem Du mich gefragt hast damals als Du die Engelsflügel auf dem Rücken trugst?"

Lina wartete nicht auf Antwort, sie fuhr fort:

„Du hast mich gewiß auch gesehen, draußen am Ufer, wie ich zum ersten Mal am Arm meines Albert Dir begegnete. Ich habe Dich nicht ansprechen wollen unter den Nonnen und Schülerinnen, und ich hätte auch nicht dazu kommen können, Dir Alles zu sagen. Du nimmst es mir doch nicht übel, daß ich gethan habe, als ob ich Dich nicht gesehen? Ach, ich habe Alles gesehen ... und Alles war so schön! Und bei Tafel da war es so lustig! Er hat mich einmal gefragt, warum ich plötzlich so traurig aussehe. Da habe ich ihm bekannt: ich hätte an Dich gedacht, wie Du jetzt wieder ins Kloster gehst und dort ist's so still und so dumpf, ich glaube, die Kreuzgänge haben alle den Schnupfen. Ach, warum kannst Du nicht auch lustig sein wie wir? Sei doch lustig! Es gibt nichts Besseres. Und Du hast doch Alles und kannst Alles haben auf der Welt. Sei doch lustig! .. Ach, da fliegt eine Schwalbe! Die erste Schwalbe! O, wenn ich nur fliegen könnte hinauf zu ihm auf die Burg und ihm guten Morgen sagen und immer wieder zu ihm fliegen und davon fliegen. Ach, Manna! Manna!"

Dieser war es fremd, das lustige, flatternde Wesen der Jugendgenossin zu sehen und zu hören, sie konnte nichts erwidern; Lina schien das auch nicht zu erwarten, sie plauderte weiter:

„Im Herfahren habe ich mir ausgedacht, wenn ich Du wäre, ich ließe eine Aufforderung ins ganze Land ergehen: In drei Tagen soll man mir alle Vögel bringen, die man einfangen kann. Dann bezahlte ich erschrecklich viel Geld dafür, und dann ließe ich alle Vögel wieder auf Einmal ins Freie fliegen. Nicht wahr, es ist Dir jetzt auch wie einem gefangenen Vogel, der wieder ins Freie kommt? Und gescheidt ist es von Dir, daß Du im Frühling heimgekehrt bist. Man tanzt zu viel, wenn man im Winter vom Kloster heimkommt. Vierzehn Bälle habe ich im ersten Winter mitgemacht und so viele, viele Kränzchen. Und wenn man dann seinen Schatz hat — Ach, Manna, Du glaubst gar nicht, wie schön das ist! Ich bitte Dich, sag mir nur auch Alles. Nicht wahr, Du willst nicht mehr Nonne werden? Glaube mir, sie wollen nur Dein Geld. Möchtest Du wol eine Baronin sein? Ich nicht. Alle Tage sich von der Sippschaft begnadigen

lassen, wo man es nicht nöthig hat? Nein, das möchte ich nicht. Und hinterrücks wird man doch ausgelacht. Wenn eine Adelige eine Dummheit macht, da hat es gar nichts zu sagen, aber wenn Eines von uns eine Dummheit macht, hui! da ist gleich eine ganze Stadt und ein ganzes Land mit daran schuld. Ach, solch ein reiches Mädchen ist doch recht unglücklich dran! Da kommen die Männer und wollen ihr Geld heiraten und da kommen die Nonnen und wollen sie mit ihrem Geld zur Nonne haben. Glaube mir, wenn Du eine von jenen Frauen wärest, die jetzt die Kohlen aus dem Schiffe ans Land tragen — die Nonnen wollten Dich nicht, Du könntest noch einmal so gescheidt und so lieb und so gut sein, als Du bist. Nicht wahr, sie reden Dir ein, Du seiest zu einer Heiligen berufen? Glaub's nur nicht. Wenn ich die Leute so reden höre, wie schön es auf der Klosterinsel sei, da habe ich immer gedacht: Ja wohl, das ist recht schön, wenn man so vorbeifährt auf einer Lustpartie; aber da Nonne sein! — Ach, Manna, wenn ich Dir nur von meinem Glück geben könnte! Sei doch auch lustig! Gott im Himmel! Warum kann man nicht einem Andern von seiner Lustigkeit geben; ich hab' so viel — so viel! Und Dir möcht ich's am liebsten geben. Komm, hasche mich! Kennst Du noch unser altes Spiel: Alles was Flügel hat, fliegt? Komm, hasche mich!"

Lina rannte mit flatternden Gewändern davon, aber als sie anhielt, sah sie, daß Manna ihr nicht folgte. Sie wartete, bis Manna zu ihr kam, und still gingen die beiden Mädchen mit einander nach der Villa.

Viertes Capitel.

Lina wohnte neben Manna, sie ging mit ihr zu Kirche, und wenn Manna auf dem Wege dahin und zurück sagte, sie spreche nicht gern am Morgen, blieb Lina dabei, Manna brauche gar nicht zu sprechen, sie solle nur sie allein reden lassen.

Beim ersten Erwachen sang sie sofort ihre Scala, dann trällerte sie durchs Haus und fast zu jeder Stunde des Tages, wenn man nicht ausging oder wenn nicht Besuch da war, saß sie am Clavier

im Musiksaal und sang unaufhörlich, Alles durch einander, ernst und traurig, classisch und modern, wenn es nur schallte. Auf ein thränenschweres Klagelied von Pergolese setzte sie einen übermüthigen Tiroler Jodler.

Wenn man Lina zum Singen aufforderte, war sie immer sofort bereit; sie sang im Glauben, daß es den Menschen Ernst war, die sie aufforderten, und daß sie ihnen Freude mache. Ihre Stimme war von mäßigem Umfange, aber klar und hell wie ein Waldbach.

Kam sie auf die Burg, so benahm sie sich gegen den Architekten so zurückhaltend, daß Niemand außer Manna etwas von dem Liebeseinverständniß bemerken konnte.

Das ganze Haus war durch die Anwesenheit Lina's verändert, auch bei Tisch gab es viel Lachen. Schon während der Kirschenzeit hatte man aus den Treibhäusern auf Villa Eden frühreife Aepfel, und Lina hatte die Gewohnheit, daß sie nie einen Apfel schälte, sie biß muthig hinein und freute sich, daß sie das jetzt ohne Verweis der Mutter thun durfte; aus dem Blicke Sonnenkamps machte sie sich nichts; sie neckte den allgemein gefürchteten Unhold und fand ihn ganz manierlich und zahm.

Lina aß wie ein gesundes Mädchen, das vom Felde kommt, während Manna nur wie gezwungen aß. Lina hatte Freude am Essen und hatte zu jeder Stunde Hunger; sie konnte immer, wie sie sagte, etwas zu sich nehmen, und wenn es ihr bei Tische schmeckte, sagte sie:

„Manna, hast Du Dich nicht auch sehr gefreut, daß Du das Klosteressen los geworden? Das erste Essen daheim war mir ganz neu, und bei Euch ißt man sehr gut."

Auch Wein trank sie gern und wurde viel damit geneckt. Sie bat Erich, er möge sie vertheidigen, und dieser erklärte:

„Das kann ich. Es ist ein romantischer Aberwitz, wenn man es für schön hält, daß ein Mädchen nicht Freude an Speise und Trank hat. Mit Maßhalten Wein trinken paßt sich gewiß für ein weibliches Wesen. Ist Wein trinken nicht viel schöner als Fleisch essen, von einem Thiere sich nähren?"

Alles lachte, nur Manna sah Erich wieder befremdet an. —

Manna fühlte sich von der Anwesenheit Lina's wie aus dem Hause verscheucht.

Nur bei der Professorin, vor welcher Lina eine heilige Scheu

hatte, konnte Manna noch ein Alleinsein gewinnen; sie fühlte sich hier wie auf der Flucht geborgen, und auf dieser Flucht in das grüne Haus kam sie fast widerwillig der Professorin näher. Die gleichmäßige Seelenruhe wurde von Manna erkannt und sie lächelte wie erlöst, da die Professorin sagte:

„Sie möchten wol, daß Lina zu mir ins Haus ziehe, Sie scheuen sich aber vor mir und vor ihr, das zu bekennen."

Manna gestand, daß sie nicht den Muth gehabt, ihren Wunsch auszudrücken.

Schon am nächsten Tage siedelte Lina in das grüne Haus zur Professorin über; auch dort war sie bald lustig und guter Dinge, sie machte das ganze Haus fröhlich durch ihre Munterkeit. Wo sie ging, stand und saß, sang sie vor sich hin wie ein Vogel auf dem Zweig, aber es erquickte dem Hörenden das Herz. Die Tante begleitete ihren Gesang zum Clavier, und der Gesang ihrer glockenhellen Stimme war ganz frische Gesundheit, helle Freude; sie brachte Alles leicht hervor und jetzt in ihrer Liebe war ein Ton der Innigkeit in ihrem Gesang, den man nicht in ihr vermuthet hatte.

Lina war sehr sorgfältig auf ihre Kleidung und betrachtete sich gern im Spiegel. Aber sich mit innerem Leben abquälen? „Fällt mir gar nicht ein," war ihre beständige Redensart. Das lachte, sang und tanzte; Gestern ist nicht mehr und Morgen kommt von selbst. Das lebte so dahin, das war katholisch, weil man es einmal war und es viel zu unbequem ist, etwas daran zu ändern. Mitten unter all den Menschen, die Schweres in der Seele trugen und noch Schweres sich auferlegten, war Lina das einzige unbelastete Naturkind.

Manna war immer noch nicht zutraulich gegen die Professorin, sie nannte sie Madame und sprach nur französisch mit ihr, wie sie es vom Kloster her gewöhnt war; doch gab sie auf alle Fragen offene Antwort.

„Hatten Sie eine Freundin im Kloster?" fragte einmal die Professorin.

„Nein, es ist nicht gestattet. Man soll sich nicht einem Einzelnen widmen, sondern Alle mit gleicher Liebe behandeln."

„Hatten Sie je zu einer der Damen ein besonders vertrauliches Verhältniß?"

Manna nannte die Oberin. Die Professorin pries das thätige

Leben derselben, denn es sei ein schöner Beruf, jungen Kindern Friede und Freude bieten, sie stark machen, damit sie die Schwere des Daseins überwinden.

Manna nickte wie verklärt; dann schrak sie wieder zusammen. Ist das nicht die Versuchung? Will diese Frau in ihre Seele eindringen, um sie zu gewinnen und abwendig zu machen? Es war ein böser Blick, der aus dem jungen Auge auf der älteren Dame ruhte. Mißtrauen gegen die Menschen draußen in der Welt, zumal gegen die anderen Glaubens, war tief in die Seele Manna's gepflanzt worden.

Dennoch kehrte sie auch jetzt noch immer zur Professorin zurück. Die freundliche Bereitwilligkeit, sich Anderen zu widmen, wirkte wie magnetisch auf sie und unversehens kam sie in ein vertraulicheres Verhältniß zur Professorin.

Das Ringen und Kämpfen, in welches die jugendliche Natur des Mädchens versetzt war, offenbarte sich der Professorin. Sie saßen einst im Garten, sie hatten es glücklich abgelehnt, mit Lina, Roland und Erich auf dem Rhein zu fahren, da sagte Manna, scheu sich umsehend:

„Warum soll es eine Sünde sein, sich an der Natur zu erfreuen?"

Die Professorin antwortete lange nicht und Manna drängte:

„Bitte, sprechen Sie doch."

„Ein Mann," erwiderte die Professorin, „den Sie wol nicht so verehren wie wir, hat das Wort gesagt: Gott sieht ein freudiges Herz lieber als ein zerknirschtes."

„Wer ist der Mann?"

„Lessing."

Manna bat um die Stelle. Sie erklärte sich stark genug, die Gedanken der sogenannten weltlichen Genies in sich aufzunehmen, ohne dadurch sich selbst zu verlieren.

Die Professorin warnte und mahnte wiederholt, aber Manna blieb dabei, daß sie in die Welt zurückgekehrt sei, um Alles, was sich ihr darbiete, zu erkennen und dann frei entsagend Alles abzulehnen. Sie erklärte ihren festen Vorsatz, nicht die Gattin Pranckens zu werden, überhaupt keines Mannes Weib; sie war nahe daran, der Professorin zu eröffnen, wie sie sich einer Schuld opfern wolle, und dieses Opfer sei durch die Gnade des Himmels ein freies, sie selbst von allem Weltgelüste ablösendes.

„Ihnen," sagte sie mit thränendem Auge, „Ihnen könnte ich Alles sagen."

Es hätte nur eines Wortes, nur eines ermunternden Anrufes bedurft, und Manna hätte der Professorin Alles gesagt. Aber diese sprach sehr behutsam und jedes Wort wählend. Manna sollte keine Ahnung davon haben, daß sie das Geheimniß bereits wisse; sie gab nur zu verstehen, daß sie den Entschluß des Mädchens billige, den Schleier zu nehmen.

Das im Kloster gepflanzte Mißtrauen erwachte wieder in der Seele Manna's. Diese Frau stimmte ihr nur bei, um sie desto sicherer zu machen. Als sie aber jetzt aufblickte und in das ruhig stille Antlitz der Professorin schaute, war sie nahe daran, ihr um den Hals zu fallen und um Verzeihung zu bitten, weil sie ungut von ihr gedacht.

Fünftes Capitel.

Manna ging regelmäßig zur Kirche, sie betete mit gleichmäßiger Innigkeit, aber eine eigenthümliche Scheu hielt sie vor dem Eintritt ins Pfarrhaus zurück. Sie wiederholte sich stets, daß ihr der Pfarrer gesagt, sie möge ihn eine Zeit lang vermeiden und sich selbst im Leben umthun.

Oftmals mitten im Gespräch mit der Professorin überfiel sie ein Schreck, daß sie sich hier in ein fremdes Sein einwebe; sie glaubte wieder jenen Blick zu gewinnen, der über alle Erscheinungen der Welt hinwegsieht.

Endlich raffte sie sich auf und ging zum Pfarrer. Der Pfarrer empfing sie freundlich und sagte, es müsse ihr zu Muthe sein, wie einem Menschen, der, nachdem er aus der Welt geschieden, wieder in dieselbe zurückkehren könnte, und nachdem er die ewige Herrlichkeit geschaut, nun sehe, wie es die Menschen treiben, wie sie unruhige Tage verbringen und die Nächte in schweren Träumen, sich beschwichtigen, betäuben.

Er schärfte ihr ein, die Menschen recht mild zu betrachten, die Schlimmsten seien die, die da glauben, sie wissen, was sie thun; diesen zu verzeihen, sei am schwersten. Aber gerade aus dem

Höchsten heraus müsse man ihnen am meisten vergeben, denn trotz ihres Klugredens wissen sie nicht, was sie thun, und wir könnten immerdar von ihnen sagen: Herr vergib ihnen. Es bleibt uns nichts, als für ihr Seelenheil beten, die ewige Gnade anflehen, daß ihnen das Heil aufgehe.

Ohne einen Namen zu nennen, erklärte er, wie es Menschen gebe, die, scheinbar fromm und in sich befriedigt, auch sogenanntes Gutes thun und für ihre von dem Höchsten entfernten Gedanken sich die heiligen Worte borgen.

Er schilderte die Professorin, ohne sie zu nennen.

Er deutete auf Andere, die, des Wissens voll, immer und ewig vom Mittelpunkt abirren und, ohne selbst eines festen Zieles sicher, einen Menschen führen zu können vermeinten.

Er bezeichnete Erich.

Mit Behutsamkeit schilderte er dann die Weltmenschen, die den Herrn des Himmels und der Erde zwingen wollen, daß er es ihnen gut gehen lasse, und mit ihrem Spott alle Demuth verscheuchen. Er nannte geradezu den Doctor Richard und den Weidmann'schen Kreis, und doch zielte er dabei zugleich auf Sonnenkamp; nur durfte das Kind allein sich diese Ausdeutung machen.

Manna sah aus dem Fenster, ihr Blick ging nach dem elterlichen Hause, dem Park und dem Garten und ihr war, als müßte Alles das versinken. Die Fluthen kommen herauf aus dem Rhein, die ewigen Wasser strömen wieder über das Festland . . . hier in dieser Stube allein ist die Arche Noah.

Zaghaft, kaum die Worte hinhauchend, klagte oder vielmehr fragte sie, warum es ihr auferlegt sei, noch einmal in das Leben zurückzukehren.

Der Pfarrer tröstete mild. Wie hier aus diesem Fenster ein Auge auf Alles da drunten schaue, ein Auge, das bald vergehen werde, so wache ein unvergängliches Auge über sie; sie solle ohne Furcht sich dem ganzen Treiben hingeben, aber in sich den Gedanken tragen, der Alles dies verschmäht und weit von sich entfernt weiß. Das sei die Prüfung, die ihr auferlegt sei.

Er ging sogar weiter und wünschte, daß Manna ihn geraume Zeit nicht besuche, sie solle Wochen, Monate lang von ihm entfernt bleiben; sie solle noch keinerlei bindendes Gelübde nach Außen, auch nicht das des stetig wiederkehrenden Besuches haben; Alles

solle ihr freier, fester, selbständiger Wille sein; ohne äußere Handreichung auf sich allein gestellt, solle sie überwinden.

Schüchtern fragte Manna, warum der Pfarrer nicht die Wohlthätigkeit in die Hand genommen habe, die nun die Professorin im Auftrage ihres Vaters in so weiten Kreisen übe.

„Warum nicht?“ rief der Pfarrer und sein Auge funkelte. „Wir können nichts in die Hand nehmen, was sich uns nicht gibt; und dann müssen die Weltlinge erfahren, daß die sogenannte Wohlthätigkeit ohne kirchliche Segnung in Nichts verfliegt. Mischen auch Sie sich nicht hinein, denn Sie können hier keine Gemeinschaft haben. Halten Sie fest, Sie sind hiehergekommen, nicht um Andere zu bekehren, sondern bei sich selbst einzukehren.“

Tief erschreckt war Manna, da der Pfarrer ihr weiter sagte, er glaube nicht, daß sie dazu geschaffen sei, den Schleier zu nehmen; es wäre besser, wenn sie die Gattin Prandens würde.

Eine Röthe durchzog das Antlitz Manna's, sie wehrte mit beiden Händen ab, sie konnte kein Wort hervorbringen.

Manna ahnte nicht, wie man mit ihr spielte. Bald das Eine, bald ein Anderes bestärkte sie in dem Gedanken, den Schleier zu nehmen, um dann eine Heirat mit Prancken als Befreiung erscheinen zu lassen und sie auf ewig zu Dank zu verpflichten. Ja, oft dieselben Menschen stellten ihr bald das Eine, bald das Andere als ihren eigentlichen Beruf dar.

„Gut,“ beschwichtigte der Pfarrer und legte ihr die Hand aufs Haupt, „gut, können Sie auch das überwinden, um so besser: aber wir rufen Sie nicht, wir verleiten Sie nicht, Sie allein müssen sich rufen, Sie allein sich leiten. Man wird kommen und Ihnen zuraunen: Die Pfaffen — so nennen sie uns — haben Sie mit den feinsten Künsten verführt. Ich habe Ihnen ins Herz gelegt, Sie sollen nicht dem Leben entsagen. Können Sie nicht anders, müssen Sie aus sich allein, dann sind Sie uns willkommen, aber nur dann.“

Der Pfarrer war aufgestanden und ging in raschen Schritten die Stube auf und ab.

Manna saß in sich erschauernd auf dem Sopha.

Jetzt wendete sich der Geistliche um und sagte:

„Sie werden erkennen, wie hoch wir Sie ehren, indem wir Ihrer eigenen Kraft Alles anheimstellen, der Kraft des Glaubens und der Entsagung in Ihnen. Und nun lassen Sie uns frei und

heiter mit einander reden. Finden Sie auch, daß Herr Dournay ein bezaubernder Mensch ist? Sprechen Sie offen und gradaus, als sprächen Sie mit sich selbst."

„Ich weiß es noch nicht zu sagen, ich möchte glauben, daß etwas in ihm ist, was ihn zu einem edeln Werkzeug des heiligen Geistes machen könnte."

„So? Also das finden Sie? Das ist die Kunst des Versuchers, daß er die Gestalt des Reinen annimmt, Pflicht und Hoffnung der Bekehrung so lockend hinstellt, daß das arme Menschenkind nicht merkt, wie es bereits dem Bösen verfallen. Also diese Gestalt nimmt er an in Ihnen? Ich rathe Ihnen, versuchen Sie es, diesen Falschmünzer zum Rechten zu bekehren. Versuchen Sie es, und haben Sie es vollbracht, sind Sie größer als ich ahnte; haben Sie es verfehlt, sind Sie geheilt für immer. Weise ist der Weg der Vorsehung, die Ihnen diesen Menschen unter das Auge führte und den Gedanken ins Herz pflanzte, ihn bekehren zu können. Doch nein! Glauben Sie mir, das ist nicht Ihre Aufgabe. Diese Selbstbegucker haben nur den kurzen Blick."

Er hielt eine Weile inne, dann sagte er lächelnd:

„Denken Sie sich einen Menschen, dessen Auge nicht so weit reicht, daß es die Sterne sieht, und Sie sprechen ihm von der Pracht des gestirnten Himmels. Diese sogenannten Gebildeten sehen nichts als sich selbst im Spiegel, ihr Blick reicht nicht weiter, sie können Gott nicht sehen."

Wieder ging der Pfarrer starken Schrittes auf und ab. Manna wußte nichts mehr zu sagen und wußte auch nicht, wie sie aus dieser Stube wieder heimkehren, wieder vor die Augen der Menschen treten solle, die ihr wie Schatten, wie Verkleidung des Versuchers erscheinen sollten.

Mit mildem Ton wendete sich der Pfarrer wieder zu ihr und sagte:

„Nun gehen Sie, mein Kind. Gott mit Ihnen."

Er segnete sie und Manna ging.

Mit einer anspannenden Kraft, all das Leben nur wie ein Spiel zu nehmen, wie eine Versuchung, der man sich nicht entziehen dürfe, widmete sie sich ihrer Umgebung.

Sechstes Capitel.

Niemand als seine Mutter ahnte, daß mit Erich eine Wandlung vorging. Ehedem so mittheilsam, war er jetzt, namentlich in Anwesenheit Manna's, von großer Behutsamkeit, als befände er sich in der Nähe eines Wesens, das man nicht wecken und nicht stören dürfe.

Bald aber wurde die Wandlung im Verhalten Erichs noch von einem andern, schärfer lauernden Blicke wahrgenommen. Bella kam, um ihre Schwägerin zu begrüßen. Sie hatte die Gewohnheit, diejenigen Mädchen, die sie begünstigte und denen sie ihre Huld zeigte, um die Hüfte zu fassen und so mit ihnen zu lustwandeln, aber so oft sie das bei Manna versuchte, machte diese immer eine Bewegung, wie wenn sie sie abschütteln müsse, ja sie sagte endlich Bella geradezu, es sei ihr das peinlich. Bella lächelte, innerlich aber war sie empört. In diesem Hause, in diesem Garten mußte sie Ablehnungen erfahren, die sie nie für möglich gehalten. Sie zeigte jedoch keinerlei Verletztheit.

Manna entschuldigte sich, daß sie die Freundlichkeit nicht erwidere, denn es sei ihr Vorsatz, keinerlei Besuche zu machen. Bella hielt sich nur noch bei der Professorin und Claudine auf, dann kehrte sie nach Wolfsgarten zurück mit dem Entschlusse, dieses Haus mit Allem, was darin, fortan als nicht vorhanden zu betrachten. Wollte Otto sich von hier die Gattin holen, so war das seine Sache. Sie glaubte nur ihren Bruder aufmerksam machen zu müssen, wie in der beiderseitigen Zurückhaltung, die Manna und Erich bewahrten, der Keim eines tieferen Verhältnisses liege. Nicht ohne Bosheit entgegnete Prancken, daß der Hauslehrer bei weitem nicht so gefährlich sei, als er seiner Schwester erscheine, zumal nicht für eine fest im Glauben stehende Natur.

Prancken reiste viel ab und zu, und so oft er kam, brachte er eine Belebung mit. Dem Blicke Manna's entging es aber nicht, daß er nur Kunststücke machte, aber kein Künstler war, daß er geistreich spielen konnte, aber keinen productiven Geist hatte; er hatte etwas Unstetes, Abspringendes; dies wurde um so auffälliger, wenn Erich zugegen war.

Prancken war nie verlegen, ein spitzes Wort anzubringen, aber er konnte nicht ausführlich erörtern; neue Themas verwirrten ihn,

er brachte nicht dazu Gehöriges vor, während Erich gerade durch ein ihm entgegengehaltenes Denken immer lebendiger, frischer und fruchtbarer wurde.

Prancken erschien oftmals schal und abständig, er fühlte das und es reizte ihn; der Umgang mit ihm hatte etwas Beängstigendes und unter vieler zur Schau getragenen Freundlichkeit verbarg sich fast immer eine verbissene Feindseligkeit. Er glaubte jetzt auch eine Uebereinstimmung zwischen Erich und Manna zu entdecken.

Manna wie Erich war die Hervorhebung des Allgemeinen, der reinen Idee stets näher als das Persönliche, ihr ergab sich solches aus Religion, ihm aus Erkenntniß. Anfangs hatte sich Manna fremd und theilnahmslos, ja mit einem gewissen Trotz, wie zu einem Widersacher benommen, allmälig aber erkannte sie die ungebrochene Kraft der Wahrhaftigkeit in seinem Wesen. Wenn Prancken stritt, gab er seine Behauptung immer so, als ob Alles, was er sagte, unwiderleglich wäre; Erich dagegen suchte immer zuerst die richtige Fragestellung zu erzielen, denn das sei das Beste, wodurch man zum wirklichen Ergebniß komme.

„Fragen und Entbehren,“ setzte er lachend hinzu, „bezeichnet schon der alte Philosoph Epictet als die Weisheitslehre.“

„Wer ist Epictet?“ konnte da Manna fragen, und indem Erich das Leben dieses Stoikers, der Sklave in Rom gewesen, sich zum Philosophen entwickelt und in der Weise des Sokrates gelehrt hatte, kurz darlegte und eigenes Denken daran knüpfte, sah Manna mit Schrecken, wie sie in Vielem Eins mit ihm war; ihre Götter waren nicht die gleichen, aber ihre Andacht war die gleiche.

Prancken war eifersüchtig, wenn er bei den Auseinandersetzungen Erichs die theilnahmsvollen Mienen Manna's sah; er suchte nun oft die Ketzerei Erichs herauszulocken, damit Manna sich von ihm abgestoßen fühle.

Es war zwischen den beiden Männern oft, als kämpften sie wie im Turnier um den Siegespreis vor Manna's Augen. In solcher Stimmung geschieht es leicht, daß unscheinbare Ereignisse zum Ausgangspunkt eines hitzigen Kampfes werden. So war es, als eines Tages Prancken in lustigem Ton erzählte, heute sei eine Wallfahrt des gesammten Landvolkes nach dem Bahnhofe, denn man erwarte mit dem Abendzuge die Liste der Dombaulotterie, und Jeder der armen Leute, Knechte, Mägde, Winzer, Steinbrecher und Schiffer hoffe auf das große Loos. Manna

hatte auf den Lippen, zu sagen, daß sie dem Krischer Geld gegeben habe, um sich ein Loos frei zu machen, aber sie kam nicht dazu, denn Erich konnte sich nicht enthalten, auszurufen:

„Diese Lotterie ist eine Ungeheuerlichkeit, eine Schmach für unsere Zeit."

„Wie? Was sagen Sie?"

Erich suchte abzulenken; aber Manna bat:

„Dürfen wir nicht wissen, welchen Widerspruch Sie gegen diese Einrichtung hegen?"

„Ich würde es nicht gern aussprechen."

„Herr Hauptmann," drängte Prancken, „wollen Sie uns nicht die Gunst erweisen, Ihre Ansicht mitzutheilen? Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie uns belehren und Ihren Widerspruch erklären wollten."

Erich merkte, wie er gereizt und gestachelt werden sollte, aber er hatte Selbstbeherrschung genug, mit ruhigem Bedacht zu erwidern:

„Vor Allem bitte ich, im Auge zu behalten, daß katholische wie protestantische Dome auf diesem entsetzlichen Wege ausgebaut werden sollen."

„Warum so entsetzlich?" fragte Manna.

„Ja, weiter, weiter!" drängte Prancken.

„Erlauben Sie mir, nicht so eilig zu sein," entgegnete Erich, „ich muß weiter ausholen."

„Immerzu, immerzu!" stachelte Prancken und zwirbelte seinen Schnurrbart in die Höhe.

„Die größten Dome," begann Erich, „sind unfertig; im Schooß der Erde ruhen tausend und tausend Hände, die einst die Andacht bewegte, daß sie Steine gruben, hoben, meißelten und fügten; gewiß waren auch gedankenlose Arbeiter dabei, aber die Andacht hatte sie in Bewegung gesetzt, die Andacht derer, die das Geld spendeten, die Andacht der Werkführer, die ein Gotteshaus bauen wollten. Nun aber wird in die Welt hinausgerufen: Du Knecht, Du Magd, Du Handwerksgesell, komm her, hier ist ein Lotteriezettel, kostet nur einen Thaler, damit kannst Du Tausende gewinnen und nebenbei auch eine Kirche bauen helfen! Wie kann man in einem Baue das heilige Wort verkünden, wenn der Bau auf Gewinnsucht der Menschen errichtet ist? Sie lächeln, Sie denken, es schadet dem Knecht und der Magd nichts, daß

sie den Thaler verlieren; aber ich frage, schadet es nicht ihrer Seele, daß sie auf Lotteriegewinn hofften? Wie wäre es, wenn man in den Eckstein der neuen Bauten einen Lotterieplan einfügte? Die Geschlechter künftiger Jahrhunderte werden schwerer daran entziffern, als wir an den Ueberresten der Pfahlbauten. Was war denn das für ein Geschlecht, das eine Kirche baute auf Lotteriegewinn? werden sie fragen . . . Tetzels Ablaßkram war weniger widersprechend, da gab man Geld für Büßung der Sünden, das war ein mißverstandenes sittliches Motiv, aber doch immer ein sittliches Motiv. Hier aber . . ."

„Ich hatte gedacht," fiel Sonnenkamp ein, „daß Sie die Schönheit an sich, die Ausführung des schönen Baues für ein sittliches Motiv hielten."

„Eine Kirche," entgegnete Erich, „kann nicht blos als schönes Kunstwerk ohne den damit verbundenen Zweck der Andacht angesehen werden, und diese Andacht wird im Innersten verletzt; es ist ein Widerspruch, ein unheiliges Mittel für einen heiligen Zweck anzuwenden; das Unangemessene ist das innerlich Unschöne."

Prancken war empört und verlegen zugleich, da er sah, daß Manna sinnend drein schaute. Was hätte er erst empfunden, wenn er geahnt hätte, was in ihr vorging?

Der Ketzer Erich hätte mit all seiner Philosophie ihr kein Dogma antasten können; da war kein Hebel, der einen festen Fels bewegen konnte; nun aber hatte er im Angriff gegen ein scheinbar Nebensächliches ihr Vertrauen in die sittlich schönen Maßnahmen derer erschüttert, die für sie die Welt des Geistes darstellten. Alles, was die Religion betraf, war fest und abgeschlossen, aber es rüttelte in Manna, daß man nach Geld strebte. Sie verachtete das Geld wie einen gefährlichen Feind. Und „Geld — Geld!" klang es wieder in ihr. „Ist Geld die Verführung?"

Prancken raffte sich zum Worte auf:

„Ich meine, wer nicht im Glauben steht, sollte nie eine andere Glaubensform attaquiren."

„Das sollten wir nicht?" entgegnete Erich. „Und wir werden doch attaquirt. Die Demuth ist eine Tugend, aber sie ist die Tugend des Belagerungszustandes. Ich weiß, daß wir noch keine feste Formel zu geben haben. Wir stottern noch am Worte der Erlösung. Soll aber das Kind, weil es noch nicht sprechen kann, darum nicht seine Wünsche durch Klagetöne kundgeben?"

„Dieselbe Religion," warf Prancken ein, „die die Dome gebaut, hat auch das Gebot der Liebe der Welt verkündet. Ist Ihnen auch diese ein Gräuel?" Ruhig erwiderte Erich:

„Hoch und heilig ist uns das Gebot der Herzensläuterung, der Liebe, aber Liebe ist Genie des Herzens, dagegen thätige Hülfe läßt sich befehlen, läßt sich erziehen. Das große Wort: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, ist zur Heuchelei geworden; man sagt, ich liebe meinen Nächsten, aber ich habe nichts für ihn zu thun. Unsere Lehre heißt zunächst: Hilf Deinem Nächsten wie Dir selbst. Liebe ist eine Art musikalischer Empfindung, die geheuchelt werden kann, Hülfe nicht; darum führen wir das Wort weiter: hilf Deinem Nächsten wie Dir selbst. Und Du selber mußt es thun, denn wir stehen auf dem Grundsatz: es gibt keine Stellvertretung im Reiche der Sittlichkeit, da ist allgemeine Wehrpflicht Urgesetz."

„Das haben Sie schon einmal gesagt," warf Prancken ein.

„Ich glaube, daß wir das gleiche Recht haben, wie die, die uns gegenüber stehen, die auch nicht immer Neues vorbringen. Das Sonnenlicht ist heut wie gestern und ..."

Da stürzte Roland athemlos herein und rief:

„Erich, Du sollst gleich kommen, der Krischer ist da; er ist wie wahnsinnig und sagt, Du allein sollst entscheiden."

„Was ist denn geschehen?"

„Auf das Loos des Siebenpfeifer ist ein Hauptgewinn gefallen, und der Krischer sagt, das Geld gehöre ihm. Komm, der Krischer ist wie rasend."

Erich ging nach dem Hofe.

Dort saß der Krischer auf einer Hundehütte und sah jämmerlich zu Erich und Roland auf; er sprach lallend durcheinander, man konnte nicht klug daraus werden; nur das war deutlich, daß der Siebenpfeifer Geld gewonnen hatte und daß der Krischer behauptete, es gehöre ihm.

Auch Sonnenkamp, Prancken und Manna erschienen auf der Treppe, und jetzt schrie der Krischer, Manna müsse ihm bezeugen, daß sie ihm Geld für das Loos gegeben habe, er habe nur vergessen, es zurückzukaufen.

Erich suchte ihn zu beruhigen und versprach, ihn zum Siebenpfeifer zu begleiten; er bat Sonnenkamp um die Erlaubniß, anspannen zu lassen. Roland drängte, daß er mitfahren dürfe. Der

Krischer setzte sich zum Kutscher auf den Bock, und so fuhren sie nach dem Dorf zum Siebenpfeifer.

Vor dem Hause trafen sie den Küfer, der Erich erzählte, daß ihn der Siebenpfeifer soeben aus dem Hause gewiesen habe, da er für seine Tochter einen anderen Mann suchen könne und sie vor Allem nicht dem Sohne des Krischers gebe, der ihm vor der Welt sein Besitzthum streitig machen wolle.

„Ist's denn wahr, Vater, daß das Loos Euch gehört hat?"

„Ja gewiß, und es gehört mir noch."

„So, jetzt verstehe ich erst," sagte der Küfer und ging davon.

Im Hause des Siebenpfeifers trafen die Ankömmlinge große Verwirrung; die älteste Tochter weinte, die anderen Kinder rannten durcheinander.

Endlich kam man zu einiger Ruhe. Der Siebenpfeifer sagte, er lasse sich einstweilen nicht verrückt machen, er bleibe allerdings nicht mehr Taglöhner in den Weinbergen, vorläufig thue er einmal ein Jahr lang gar nichts; es würde sich dann schon finden, was er anfange. Die Kinder sprangen und jubelten durcheinander, der Siebenpfeifer rief sie zusammen, sie sollten singen, aber Keines wollte mehr; das sei jetzt vorbei.

Erich sagte, daß der Krischer vor dem Hause warte.

Kaum hatte er das gesagt, als der Siebenpfeifer das Fenster aufriß und dem ehemaligen Kameraden auf die Straße hinab zurief:

„Wenn Du nicht gleich davongehst und noch ein einzig Mal einen rothen Heller von mir verlangst, so schlage ich Dir alle Knochen entzwei. Jetzt weißt Du, was Du bekommst!"

Kein Zureden half, der Siebenpfeifer blieb dabei, daß er dem Krischer nicht gebe, was man in einem Auge leiden könne.

Traurig gingen Roland und Erich davon. Sie kamen nach dem Hause des Krischers, er lag auf der Bank und schlief. Die Frau klagte, daß er schwer betrunken heimgekommen sei, und auch der Küfer sei ganz wie verwirrt.

Auch hier konnten Erich und Roland nichts helfen.

Auf dem Heimwege war Roland tief nachdenklich über die Verwandlung, die der Geldgewinnst unter diesen Menschen hervorgebracht; noch am Morgen beim ersten Erwachen sagte er:

„Wie nur der Krischer und der Siebenpfeifer heut erwacht sein mögen?"

Man schickte einen Boten nach dem Dorf und hörte zur Beruhigung, daß Beide wieder gleichmäßig weiter lebten; nur die älteste Tochter des Siebenpfeifers hatte ihr elterliches Haus verlassen und wohnte beim Krischer.

Siebentes Capitel.

Manna war freundlich gegen alle Menschen, aber Niemand ahnte den Grund dieser Freundlichkeit. Alle Menschen erschienen ihr so arm, verloren, gefangen. Was zu ihr gesprochen wurde, hörte sie immer mit einem Gedanken, der daneben stand. Das sprichst Du, das Weltkind, sagte dieser Nebengedanke. Wenn sie sich an einer Lustfahrt betheiligte, war es beständig, wie wenn etwas in ihr sagte: Das bist nicht Du, es ist nur Deine Erscheinung, die das mit unternimmt, Du selbst bist in einer ganz andern Welt — drüber, draußen.

Jedes war erquickt von ihrer Freundlichkeit, von ihrer Sanftmuth, von ihrem treuen Anhören, und doch war es, wie wenn ein Theil ihres Wesens allem dem nur geliehen wäre; sie war nicht selbst und nicht ganz dabei.

Manna saß zu Pferde und ritt mit Prancken, Erich und Roland in der Gegend umher. Auch Sonnenkamp schloß sich auf seinem großen Rappen manchmal den Reitern an; es war ein heiteres Treiben und ein ehrenvolles zugleich, denn überall begegnete man einer Ehrerbietung, die nicht nur von denen gegeben wurde, die die Professorin und Fräulein Milch beschenkt hatten, sondern auch von den Wohlhabenden und Unabhängigen. Wo man einkehrte und anhielt, empfing man neue Bestätigung, daß die ganze Gegend stolz war auf einen Mann wie Sonnenkamp.

Eines Tages ritten Manna, Prancken, Roland, Erich und Sonnenkamp die schöne mit Nußbäumen eingehegte Straße dahin.

Manna, die mit ihrem Vater und Prancken vorausritt, streichelte ihr schönes weißes Pferd, und Prancken war glücklich, daß das Pferd seiner Herrin sich würdig zeigte. Im Vorüberreiten riß sie ein Nußblatt ab und erzählte, Erich finde es eine unschöne Neuerung, daß die Anpflanzungen an den Straßen nur noch

Linden oder andere Holzbäume seien; der Nußbaum gehöre zum Rhein, er sei schön und ergiebig und biete zuletzt noch übermüthigen Knaben eine herbstliche Beute.

Da sahen sie eine Prozession daher kommen. Manna hielt so plötzlich an, daß sie fast vom Pferde stürzte. Sie stiegen ab, auch Erich und Roland mußten absteigen. Die Reitknechte führten die Pferde bei Seite; Manna ging mit der Prozession und sang mit den Wallfahrern, auch Prancken sang laut. Bei einer Capelle am Wege kniete Manna nieder und Prancken kniete neben ihr. Erst als sie sich aufrichtete, sah sie, daß Prancken allein bei ihr war und die Andern sie verlassen hatten; sie warteten in einem Feldwege bei den Reitknechten, die die Pferde hielten.

Die Prozession zog davon; Manna und Prancken waren allein; von ferne tönte das Murmeln der Wallfahrer. Prancken hielt die Hände gefaltet und schaute Manna wie betend an.

„Manna," begann er — er nannte sie zum ersten Male so — „Manna, so soll unser Leben sein! Die Gnade des Himmels, daß wir getragen vom Besitze, von edlem Namen, uns frei erheben dürfen, erkennen wir, sind aber jeden Augenblick bereit, mit unsern Brüdern und Schwestern uns zu vereinigen, die in groben Schuhen und barfuß die heiligen Wege gehen. Manna, so wollen wir leben!"

Er ergriff ihre Hand, sie ließ sie ihm eine Sekunde, dann zog sie sie zurück und er fuhr fort:

„Noch habe ich Ihnen nicht gesagt, daß auch ich mit dem Entschlusse rang, der Welt zu entsagen. Auch Sie haben gerungen, groß und fromm, und sind in die Welt zurückgekehrt; ich lege mein Herz, meine Seele, mein Seelenheil in Ihre Hand ... treten Sie mit mir in die Capelle."

Er faßte nach ihrer Hand, aber in diesem Augenblicke rief Erich:

„Fräulein Manna!"

„Was gibt's? Was wollen Sie?" fuhr Prancken auf.

„Fräulein Manna, Ihr Herr Vater läßt Ihnen sagen, daß dort ein bequemer Markstein sei, von dem aus Sie wieder zu Pferde steigen können."

„Ich reite nicht mehr, ich gehe zu Fuß nach Haus," erwiderte Manna, und — wußte sie es, daß Prancken ihr nicht folgte, oder wußte sie es nicht — sie ging mit Erich weiter. Erst nach

einer guten Strecke wendete sie sich zurück, und da sie Prancken noch regungslos auf seinem Platze stehen sah, rief sie, er möge doch auch kommen.

Trotz alles Zuredens stieg sie nicht wieder zu Pferde, sie ging den weiten Weg in dem schweren Gewande zu Fuß.

Sie sprach kein Wort mehr, ein seltsamer Trotz lag auf ihrem Gesichte.

In ihrem Zimmer angekommen, verschloß sie sich und weinte und betete.

Jetzt war der Kampf da und sie erschien sich waffenlos; Prancken hatte ein Recht, so zu ihr zu sprechen. Und ist es vielleicht nicht doch besser, sie gehört dem Leben an? Es war ihr, als müßte sie Erich fragen, wie er ihre Wandelbarkeit beurtheile.

In schweren Kämpfen rang sie und gewann nur das Eine: sie wollte nicht mehr durch Zerstreuung ihr eigen Selbst sich entwenden lassen.

Auf den Abend war eine Kahnfahrt verabredet. Manna, die zugesagt hatte, lehnte jetzt die Mitfahrt ab. Sie stand am Fenster ihres Zimmers, sie öffnete das Fenster nicht, sie wünschte, daß es vergittert sei. Sie sah die Männer und Frauen auf dem Strome herabkommen, Lina sang hell und eine schöne Männerstimme begleitete ihren Gesang.

Wer ist das?

Es ist nicht Prancken, nicht Roland; nur Erich kann es sein.

Drunten auf dem Kahn aber bat Lina, daß Erich die Schubert'sche Melodie des Harfnerliedes singe; Erich fand es widersprechend, das, was in Einsamkeit und Nacht von einem schwer Beladenen ausgeklagt wurde, hier in froher Gemeinschaft auf dem Rheine laut werden zu lassen. Aber Lina ließ nicht ab und Erich sang:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß.

Die Ruder hielten an, die Stimme Erichs tönte das Herz durchschütternd. Er machte eine kleine Pause und ging dann auf die Worte über:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ohne Auflösung, auch musikalisch in der Schwebe gehalten, schließt die Weise Schuberts wie Goethe's Wort. Als der Kahn an der Villa vorüberglitt und droben Manna die Schlußworte hörte, warf sie sich nieder und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Da klang's:

Denn alle Schuld rächt sich auf Erden. . .

Stunde um Stunde verging; da wurde an der Thür geklopft. Manna erwachte; von der Müdigkeit des Körpers und der Seele überwältigt, war sie eingeschlafen. Roland und Lina riefen sie, wie träumend ging sie hinab zur Gesellschaft. Es war ihr, als wäre es Morgen, und doch war es Nacht; sie kam sich wie gefangen vor von all den Menschen, die sich ihr doch in Liebe zuwendeten.

Wie um sich selbst zu überwältigen, machte sie den Vorschlag, daß man jetzt in der Mondnacht nochmals auf dem Rhein fahre. Sie bat Lina, ein Lied zu singen, aber diese erwiderte, sie könne nicht so schön singen wie Herr Dournay.

„Bitte, singen Sie," wendete sich Manna an Erich.

„Ich kann jetzt nicht," entgegnete er.

Die erste Bitte, die sie an ihn richtete, schlug er ihr geradezu ab. Sie war anfangs gekränkt, dann aber freute sie sich. Es ist besser so, er soll Dich nichts angehen; Du mußt wieder die rechte Stellung zu ihm gewinnen. Und um zu zeigen, daß die Unfreundlichkeit sie nicht verletzt habe, war sie heiter wie noch nie.

Als man von der Fahrt zurückkam, ging Sonnenkamp den ans Land Steigenden entgegen und verkündete, daß eben der Siebenpfeifer ihm im Vertrauen mitgetheilt habe, die Schiffer, für die er die wohlthätige Anstalt gegründet, würden ihm einen Dank darbringen.

Achtes Capitel.

„Ein Haus ohne Tochter ist wie eine Wiese ohne Blume," sagte der Major, der mit der Professorin und Sonnenkamp zusah, wie auf der Wiese, die von der Villa nach dem grünen Hause führte, die jungen Leute mit Reifen spielten.

Lina hatte es dahin gebracht, daß Manna Theil nahm, und im

Verein mit der Kammerfrau es auch vermocht, daß sie ein sommerlich hellfarbiges Kleid und im Haar ein dunkelrothes Sammetband trug, wodurch ihr reiches schwarzes Haar als voller Schmuck erschien.

Im weiten Kreise standen die jungen Leute, schnellten bunt umwickelte Reifen in die Luft und fingen sie mit feinen Stäbchen auf.

Auch der Architekt war dabei; er war auf den besonderen Wunsch Manna's geladen worden, Niemand außer ihr und Lina wußte, warum das geschehen.

Roland hatte gebeten, daß Erich mitspiele, er weigerte sich anfangs, aber Lina zog ihn in den Kreis und rief:

„Wer nicht mitspielt, hat eine Perrücke und fürchtet, sich zu verrathen."

Prancken grüßte mit seinem Stabe fast militärisch, als wäre es ein Degen. Nun war lustiges Lachen und Springen auf der Wiese und eine volle Augenlust, die schönen Bewegungen Rolands, noch mehr aber die Manna's zu sehen. Wenn sie emporblickte und einen Arm ausstreckte, war es, als ob ihr Auge nach etwas Anderem gerichtet wäre, als stände sie in einer Verzückung und es müßte nicht ein Reif, sondern irgend eine Himmelserscheinung kommen, die sie festhielte. Rechts von ihr hatte sich Prancken, links Erich aufgestellt; Prancken warf so geschickt, daß sie den von ihm geworfenen Reifen stets auffing, Erich dagegen warf entweder zu hoch oder zu tief, sie mußte sich stets bücken, um den Reifen vom Boden aufzunehmen. Roland und Lina spotteten über seine Ungeschicktheit, aber es schien fast, als ob er es absichtlich thäte, denn bei dieser Bewegung zeigte sich die Anmuth Manna's immer aufs Neue.

Ein besonderes Kampfspiel war zwischen Lina und Roland, sie rang mit dem Jüngling, als wäre sie selbst ein wilder Knabe, sie suchten einander niederzuwerfen beim Auffangen eines aus der Linie geworfenen Reifens. Roland ward nicht zu Falle gebracht, er schlüpfte behend unter allen Angriffen durch, und der Architekt lächelte, indem er die rehbraunen Stiefeletten Lina's betrachtete. Als Erich einmal rasch vorstürzte, um den sich zur Seite verirrenden Reif, den Manna geworfen, noch aufzufangen, fiel er der ganzen Länge nach auf die Wiese.

Manna lachte laut auf.

Kaum hatte Lina dies gehört, als sie in die Hände klatschte und rief:

„Die Prinzessin ist erlöst! Herr Hauptmann, Sie haben sie erlöst! Manna ist die Prinzessin gewesen, die nicht lachen kann. Wie wollen wir den Ritter heißen, der sie uns erlöst hat?“

Erich verstand es, seinen Unfall zu einem Scherz zu machen.

Noch nie hatten die Wangen Manna's von solcher Röthe geglüht wie heut; der Bann, der auf ihr lag, schien gelöst, ein einziges Lachen, ein tiefes, herzliches, kindisch volles, hatte ihr eine Belebung gegeben.

Lina ging zu Herrn Sonnenkamp und sagte:

„Hoher Fürst! Der Ritter, der die Prinzessin zum Lachen gebracht, dessen Ruhm muß der König durch den Herold vom Thurm der Lichtenburg herab durch alle Lande verkünden lassen.“

Sie ahmte dem Herold nach.

Jetzt war Lina ganz in ihrem Element. Sobald es eine Lustbarkeit gab, eine Neckerei, war sie klug, erfinderisch, übermüthig, voll überraschender Einfälle; sobald man aber in ein ernstes Gespräch einlenkte, saß sie immer da, folgsam und demüthig, aber ihr Blick sagte:

Das ist gewiß recht schön, was ihr da sagt, aber mir schmeckt es nicht; und daß die Menschen von all dem Gescheidtreden gesünder und lustiger geworden sind, habe ich noch nie gesehen.

Man kehrte in die Villa zurück.

Lina hatte ihren Hut an einen Strauch gehängt, der Architekt trug ihr denselben nach, er streichelte die braunen Knüpfbänder und betrachtete das braune Strohgeflecht und die künstlichen herbstlich bereiften braunen Weinblätter. Er übergab Lina den Hut und unter demselben drückten sie einander die Hand. Der Architekt sagte, er müsse nochmals nach der Burg, um Anordnungen für den nächsten Tag zu machen.

Nur eine Sekunde sah Lina nachdenklich dem Davongehenden nach, dann sprang sie behend die Freitreppe hinan in den Musiksaal, setzte sich ans Clavier und spielte zum Tanze auf, denn getanzt mußte heute auch noch werden. Als nun Prancken Manna scherzend zum Tanze aufforderte, sprang Lina vom Clavier auf.

„Nein, das geht nicht! Zuerst kommt der Ritter von der ins Gras gefallenen Philosophie, der die Prinzessin erlöst hat.“

Lina that es nicht anders, Manna mußte zuerst mit Erich tanzen. Claudine war bereit, aufzuspielen, so daß Lina nun auch tanzen konnte. Mit einem schelmischen Knix forderte sie Herrn von Prancken auf und tanzte mit ihm hinter Erich und Manna drein.

„Ich begreife gar nicht, daß ich tanze," sagte Manna, während sie sich wie schwebend am Arme Erichs durch den großen Saal drehte.

„Ich auch nicht," erwiderte Erich.

Claudine mußte immer weiter spielen, denn Prancken forderte Manna auf; sie athmete noch hastig, er hielt sie eine Weile an der Hand, bevor er sich mit ihr im Kreise drehte. Roland tanzte mit Lina und wollte gar nicht aufhören.

Sonnenkamp sagte zur Professorin, wie gut sich das Alles nun gefügt, er hätte nimmermehr geglaubt, daß sein aus dem Kloster heimgekehrtes Kind in diesem Saale vor ihm tanzen würde. Er hatte zu Frau Ceres geschickt, sie möge doch auch zusehen. Sie kam, und nun mußten Prancken und Manna noch einmal vor ihr tanzen. Sonnenkamp pries es als einen guten Gedanken seiner Frau, Manna zu Ehren einen großen Ball zu geben, diese aber wehrte entschieden ab. Lina bat leise die Eltern, man solle heute Manna nicht weiter bedrängen, sie werde schon Alles zu Stande bringen.

Nach dem Abendessen wünschte Lina, daß man noch einmal tanze, sie wollte, daß man heut gar nicht schlafen gehe. Sie hatte das ganze Haus und vor Allem Manna in neues Leben gebracht.

Sie war so voll übersprudelnder Heiterkeit, daß selbst Erich, der sie bisher gleichgültig betrachtet hatte, sich ihr freundlich näherte.

„Ja," sagte sie, „damals, wissen Sie noch? Hätten Sie damals geglaubt, daß Sie mit dem geflügelten Wesen tanzen würden? Nicht wahr, sie ist ein himmlisches Geschöpf? Ach, und wenn Sie sie erst wieder so lustig sehen. Ich freue mich darauf, wie Sie verliebt in Manna werden . . . so verliebt, schrecklich verliebt. Wollen Sie mir etwas versprechen?"

„Was denn?"

„Daß Sie am ersten Tage, wenn Sie verliebt sind, es mir sagen."

„Wenn ich mich nun aber in Sie verlieben würde?"

„Ach, gehen Sie, ich bin viel zu dumm für Sie; für Herrn von Prancken wäre ich gescheidt genug gewesen, aber ich bin versorgt und aufgehoben. Hat Ihnen Manna noch nichts von mir gesagt? Haben Sie noch nichts errathen?"

Erich verneinte und Lina fuhr fort:

„Thun Sie es mir zu lieb und schnappen Sie Manna dem Baron Prancken weg."

„Warum lacht Ihr denn so sehr?" trat Manna bei diesen Worten auf die Beiden zu.

„Sagen Sie es ihr," neckte Lina.

Als Erich schwieg, fuhr sie fort:

„Er kann Dir's sagen, aber er ist entsetzlich hinterhaltig und verschlagen. Manna, gib keine Ruhe, bis er Dir es sagt. Herr Hauptmann, wenn Sie es nicht gleich sagen, so sage Ich es."

„Ich traue Ihnen Haltung genug zu," erwiderte Erich sehr ernst, „daß Sie einen Scherz nicht muthwillig ins Gegentheil verkehren."

Die Mienen Lina's veränderten sich und sie sagte:

„Ach, Manna, er ist schrecklich gelehrt. Der Vater sagt es auch, er sieht die Menschen durch und durch. Hast Du nicht auch manchmal Angst vor ihm?"

Ohne Antwort zu geben, nahm Manna Lina unter den Arm und ging mit ihr durch den Garten und Lina plauderte und scherzte und sang durcheinander ...

Als Manna endlich allein auf ihrer Stube war, däuchte es ihr, die Bilder an der Wand schauten sie an und fragten: wer bist Du denn? Sie schlug die Augen nieder vor den stummen Bildern, dann warf sie sich auf die Kniee und in ihr sprach es: Das mußte so sein, Du solltest alle eitle Lebenslust wieder kennen lernen, um sie zu überwinden. In ihr zerknirschtes Gebet hinein tönten lustige Walzer und fröhliches Lachen.

War es die Lebenslust, die sich in ihr regte, oder war es ein Anderes?

Am andern Tage mußte sie in neue Lustbarkeit hinein.

Man zog nach der Burg, wo der Architekt mit einer Art feierlichen Ernstes eine würzige Maibowle bereitete. Die Gesellschaft saß auf dem Vorsprung der Burg, man schaute aus in die weite Landschaft und Lina war so glückselig, daß sie die

übermüthigsten Tiroler Jodellieder sang. Sie sang im Freien fast noch besser als im Zimmer, und dazu hatte sie gute Begleitung, denn sie sang auch ein Duett mit dem Architekt.

Auch hier wurde Erich aufgefordert, daß er singe, auch hier versagte er es.

Lina brachte es dahin, daß Manna den Maiwein credenzte und zuerst aus dem bekränzten Pokale trank. Sie sagte scherzend, wenn sie es nur dahin bringen könnte, daß wieder die alte Manna oder eigentlich die junge Manna herauskäme. Diese schien heraus zu wollen, aber noch hatte Manna Kraft genug, sich zurückzuhalten, nur lachte sie heut bei den kleinsten Scherzen Lina's.

Roland nickte Erich zu, aber dieser sagte ihm leise, er solle nicht auf die Heiterkeit Manna's aufmerksam machen, denn damit zerstöre man dieselbe.

Es wurden Kränze gewunden, Lina erinnerte an das erste Eintreten Erichs auf Wolfsgarten. Der Abendstern glänzte am Himmel, als man bekränzten Hauptes wieder von der Burg nach der Villa zog.

Am letzten Abhang sprang Manna behend den Berg hinab, Lina sprang ihr nach, und drunten am Berge umarmte Lina die Jugendfreundin und rief ihr zu:

„Du bist erlöst! Du hast die drei besten Dinge auf der Welt, Du hast gelacht, getanzt, getrunken ... Nein, das sind doch nicht die besten, das Beste kommt noch."

Manna blieb still.

Neuntes Capitel.

Was thut man am Morgen eines Tages, wenn man weiß, daß man Abends eine Huldigung empfängt?

Sonnenkamp wußte, daß heute die Schiffer, für die er eine Wittwenkasse gestiftet, ihm feierlichen Dank darbringen. Er sah nach dem Barometer. Es hatte geregnet, jetzt ist der Barometer bereits gestiegen, es hellt sich wieder auf, das Fest wird einen schönen Fortgang nehmen.

Wenn man nur die Anrede wüßte, die am Abend gehalten

wird, man könnte sich auf entsprechende Antwort vorbereiten. Die Fürsten haben es gut, eine Anrede, die an sie gehalten werden soll, wird ihnen vorher vorgelegt. Sonnenkamp hatte indeß die Zuversicht, daß ihm der Augenblick schon das Angemessene eingeben werde. Er hatte nie auf die Ehre von Menschen geachtet, er selbst gab sich alle Ehre, so weit überhaupt Ehre ein Bedürfniß ist. Sollte er nun abhängig sein? Und mit was war diese Ehre erworben?

Mit Geld!

Hätte er es nicht im Uebermaß, sie schauten nicht nach ihm um.

Er ritt zur gewohnten Stunde aus, aber er ritt nicht den gewohnten Weg, er schaute freundlich zu den Menschen, die ihm begegneten; es waltete ein neues Wohlgefühl in ihm. Er ritt nach der Burg.

Nicht weit davon bog er ab in den Wald, denn er sah über der Bekrönung des einzigen bereits fertig gestellten Thurmes eine große Fahne flattern und nirgends waren Männer zu sehen. Im Walde ging er lange hin und her und führte sein Pferd am Zügel.

Auf dem Rückwege nahm er den Major mit, er mußte bei ihm bleiben. Der Major hatte heut die Art eines Brautführers, der Alles zur Hochzeit gerüstet hat und nun sich mit dem Bräutigam ins stille Gemach zurückzieht, bis man mit voller Musik abgeholt wird.

Am Nachmittage fand sich die Familie des Cabinetsraths, der Landrichter mit seiner Frau und der Doctor ein. Der Major, der sich auf eine kurze Stunde entfernt hatte, erschien nun wieder mit allen seinen Orden. Viele Andere kamen und sogar die junge Wittwe, die Tochter des Herrn von Endlich; sie hatte sich für einige Sommerwochen aufs Land begeben. Prancken hatte die Gesellschaft der Umgegend geladen, er wußte, daß Herrn Sonnenkamp diese Ausbreitung seines Ruhmes sehr genehm war. Alle kamen indeß nur wie zufällig und Sonnenkamp ließ sich diese gesellschaftliche Lüge gefallen.

Prancken war besonders aufmerksam gegen die schöne junge Wittwe. Er freute sich, als er einmal einen Blick Manna's sah; sie sollte erkennen, welche Versuchungen und Anreizungen sich ihm böten.

Prancken hatte Befehle gegeben, daß große Braten und

Flaschen geringen Weines für das ankommende Volk bereit gehalten werden sollten, auch für Cigarren hatte er gesorgt und Sonnenkamp, der von Allem wußte, that, als ob er nichts sehe und höre.

Als der Abend hereinbrach, bat Prancken vor allen Anwesenden den Vater — so nannte er ihn mit Nachdruck im Beisein Aller — er möge in seinem Zimmer bleiben, bis man ihn rufe. Verschämt, bescheiden und geduldig sich fügend, begab sich Sonnenkamp auf sein Zimmer.

Nun wurden große Tische im Hofe aufgestellt, Speise und Trank darauf gesetzt, denn vom Oberrhein tönte Musik und kamen bereits die zusammen gefügten Schiffe und Gondeln. Sie hielten vor der Villa und ordneten sich, Fackeln und bunte Lampen, wie brennende Guirlanden aufgehängt, leuchteten von den Schiffen.

Sonnenkamp war allein auf seinem Zimmer, er hatte ein Bangen vor dieser Huldigung, die er doch gewaltsam hervorgerufen hatte. Wenn unversehens ein Wort dazwischen gerufen wurde? . . . Nein, es kann nicht sein.

Jetzt nahten sich Schritte; der Major und der Landrichter kamen. Der Major sagte, sie wollten ihm einstweilen Gesellschaft leisten. Sonnenkamp dankte und rauchte still weiter; er hielt die Cigarre so zart, als ob er sogar gegen sie bescheiden wäre. Er bat die Freunde um Entschuldigung, daß er jetzt keine Unterhaltung führen könne, er habe so viele Jahre in der fremden Welt gelebt und nun erdrücke es ihn fast, in so vielen redlichen Herzen eine Heimat gefunden zu haben, die er nicht verdiene; denn er habe ja nichts gegeben, als elendes Geld. Der Landrichter wollte etwas erwidern, aber der Major winkte abwehrend. In solchen Augenblicken, bedeutete er ihm leise, müsse man einen Mann auch einmal übertrieben reden lassen; es ist genug, wenn man ihm seine Worte abnimmt.

Jetzt näherten sich viele schwere Schritte, Prancken öffnete die Thür und sagte:

„Hier herein, ihr Männer."

Eine Deputation der Schiffer trat ein und bat, Herr Sonnenkamp möge erlauben, daß man ihm ein Dankeszeichen bringe. Mit niedergeschlagenen Augen ging er zwischen den hell gekleideten Schiffern die Treppe hinab nach dem Park und hier that sich ihm ein schöner Anblick auf.

In den bunt beleuchteten Schiffen standen die Schiffer und sangen im Chor ein weithin schallendes Lied. Mit gefalteten Händen stand Sonnenkamp da und schaute drein, dann that er die Hände auseinander und rieb den Ring am Daumen der rechten Hand, der ihm Schmerzen machte. Das Lied war geendet; Hoch wurde gerufen dem großen Wohlthäter; die Böller knallten und hallten vielfältig wieder von den Bergen, daß es wie ein Donner weithin verkündet wurde stromauf und stromab.

Mit einer kurzen Rede dankte Sonnenkamp; Roland stand zu seiner Rechten, Manna zu seiner Linken. Er legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes und verbarg dabei den Daumen; mit der andern Hand faßte er die Manna's und schloß mit der Bitte, daß die guten Nachbarn ihre Liebe auch auf diese seine Kinder übertragen möchten.

Ein junger Bursch, der am Steuer stand, brachte nun auch ein Hoch auf Roland aus. Wieder knallten die Schüsse. Roland sagte zum Major: „Ich kann nicht reden." Er ging hinab, stieg in das erste Schiff und reichte den Männern die Hand und jetzt sah er, daß auch Erich auf dem Schiffe war. Er saß im Hintergrund, er hatte den Männern im Gesang geholfen; der Schullehrer Faßbender saß neben ihm.

Nun stieg man ans Land. Mit Musik zog die Schifferschaft durch den Park nach den Tischen, die zu ihrem Schmause aufgestellt waren. Sonnenkamp befahl, daß die Stühle weggenommen würden.

„Sie dürfen sich nicht setzen," sagte er zu Prancken; „ich hatte geglaubt, daß Sie das bedenken. Machen Sie, daß die Leute bald wieder fortkommen. Dem niedrigen Volk ist nicht zu trauen. Das artet aus. Lassen Sie den Wein auf die Schiffe bringen, dort mögen sie tollen, wie es ihnen beliebt."

Ein Hoch auf Frau Sonnenkamp wurde beim ersten Glase ausgebracht; Sonnenkamp dankte in ihrem Namen von der Freitreppe aus; er bedauerte, daß seine Frau leidend sei und an dem Feste nicht theilnehmen könne. Er bat die Männer, recht ruhig zu sein, denn sie sei sehr empfindlich. Die Lustbarkeit war damit gedämpft. Erich führte die Männer wieder nach den Schiffen, sie fuhren ab, Musik ertönte, Böller knallten und bald war es wieder still auf der Villa.

Man saß im Freundeskreise im großen Saal. Der Major sagte:

„Das Alles muß von einer guten Feder in die Zeitung. Sie, Herr Kamerad," wendete er sich zu Erich, „Sie werden das gewiß schön geben. Erwidern Sie nichts, Sie müssen."

Erich erklärte, daß er nicht widersprechen, sondern den Wunsch des Majors habe freiwillig ausführen wollen.

Der Major ging zur Professorin und sagte ihr, daß Erich mit dem Volke gesungen habe; er bedauerte, daß nicht auch Fräulein Milch das schöne Fest mit angesehen, sie sei aber hartnäckig gegen Alles, was das Haus Sonnenkamp betreffe; er könne es sich nicht erklären, sie sei doch sonst so gut gegen alle Menschen. Die Professorin wußte, warum Fräulein Milch sich zurückzog. Sie sah den Mann und die Kinder und die ganze Gesellschaft und konnte sich nicht erwehren, darüber nachzusinnen, wie es sein wird, wenn nicht huldigende Böllerschüsse das Echo in der Nacht wecken, sondern ein anderer Ruf sich über Berg und Thal verbreitet. —

Die Gesellschaft entfernte sich. Roland und Erich begleiteten die Professorin nach Hause, Roland war voll Glückseligkeit über diese allgemeine Ehre und Erich legte ihm nochmals ans Herz, welch ein Glück es sei, andere Menschen so beglücken zu können.

„Was nur Deine Mutter hat, sie war den ganzen Abend so traurig," sagte Roland auf dem Heimweg.

„Sie ist nicht mehr zur Freude gestimmt," entgegnete Erich.

Noch in der Nacht schrieb er einen begeisterten Bericht über die wohlthätige Stiftung und das heitere Fest und schickte ihn nach der Residenz an Professor Crutius.

Am zweiten Tage kam das Zeitungsblatt in die Villa. Sonnenkamp dankte Erich für diese begeisterte Kundgebung und Roland bat:

„Schenke mir das Blatt, ich will es zum ewigen Andenken aufbewahren."

Es kam noch ein zweiter Bericht in der officiellen Zeitung und Prancken gestand bescheiden, daß er der Verfasser desselben. Das, was Erich geschrieben, war allerdings schön, aber dieser Bericht kam vor die Augen des Fürsten, und das war wichtiger und zeigte bald seine Folgen.

Zehntes Capitel.

Die Cabinetsräthin erwies sich dankbar und gut unterrichtet, sie zeigte Sonnenkamp einen Brief ihres Mannes, worin dieser schrieb, daß der Fürst mit großer Befriedigung den Bericht über die Stiftung gelesen hatte. Der Fürst sprach die Absicht aus, die Villa und die berühmten Treibhäuser und Obstpflanzungen Sonnenkamps in Augenschein zu nehmen. Das sollte allerdings noch geheim gehalten werden, aber es war doch gut, daß Sonnenkamp unterrichtet war. Er ließ die Bitte zurückgehen, daß man vom Besuche des Fürsten telegraphisch Nachricht geben möge.

Wie gefangen kam er sich nun in seinem Besitzthum und im Umkreise desselben vor. Er hatte nie daran gedacht, bevor er ins Bad reiste, die Villa zu verlassen; aber jetzt war es ihm, als würde er plötzlich fortgerissen und der Fürst käme gerade während seiner Abwesenheit.

Er gab genaue Anordnungen und versprach sogar einen besonderen Lohn für schnellste Beförderung eines aus der Residenz ankommenden Telegramms; aber Tag um Tag verging, es kam nichts.

Alles war wieder im ruhigen Geleis, nur Sonnenkamp war in beständiger fieberischer Erregtheit; Prancken wollte abreisen, Sonnenkamp bat, daß er bleibe; im Vertrauen theilte er ihm mit, welchen Besuch er erwarte.

Prancken ertrug es geduldig, daß Manna jede entscheidende Annäherung ablehnte; er war froh, daß sie Erich mit offenbarem Widerwillen behandelte, denn Manna hatte nach den Tagen des harmlosen und lustigen Lebens wieder in strenger Selbstpeinigung sich zurückgezogen und ganz offenkundig, wenn sie Erich begegnete, verfinsterte sich ihr Blick.

Sonnenkamp ging unruhig durch den Park, durch den Obstgarten und die Treibhäuser; seine alte Liebhaberei, mit dem übergeworfenen sackartigen Gewande in der schwarzen Erde zu wühlen, trieb er mit größter Vorsicht. Er saß im Warmhause und wie er so sinnend in sich versunken saß, da ging es wie ein wundersames Säuseln durch die Luft, ein leises, kaum hörbares Knistern ward vernehmbar und laut rief Sonnenkamp:

„Sie ist aufgebrochen!“

Die Victoria regia hatte sich entfaltet. Er sah die Blüthe, er freute sich ihrer und doch schüttelte er ärgerlich den Kopf: Warum konntest Du nicht warten und in dem Moment, wo der Fürst dastand, aufbrechen? Die Natur müßte man zwingen können!

Er schickte sofort einen Wagen zur Cabinetsräthin. Sie kam und fand das ganze Haus, selbst Frau Ceres im Anstaunen der wunderbaren Blüthe.

Sonnenkamp erklärte ihr, wie die Victoria regia am ersten Tage schneeweiß blüht, in der Nacht die Blüthe sich schließt, in der zweiten Nacht wieder aufbricht, aber dann in rosenrother Farbe. Alle vier Tage geht eine neue Blüthe auf und die abgeblühte Blume senkt sich unter Wasser.

Er nahm die Cabinetsräthin bei Seite, sie sollte das Ereigniß sofort nach Hofe berichten. Jetzt war bestimmte Veranlassung, daß der Fürst käme.

Noch am Abend traf die Nachricht ein, daß der Fürst und die Fürstin am andern Tage eintreffen werden; sie würden es aber sehr übel vermerken, wenn man für den Besuch, der nur als eine Zufälligkeit erscheinen sollte, etwas vorbereite.

Sonnenkamp seufzte vor sich hin. Wenn Alles zufällig sein soll, dann bringt der Fürst das Adelsdiplom nicht, das bedarf ja der Vorbereitung und vieler Förmlichkeiten. Vielleicht aber ist Alles schon im Geheimen geschehen, der Cabinetsrath darf nur nichts davon verrathen.

Die unterrichtete Nachbarin hielt das nicht für wahrscheinlich und Sonnenkamp war damit die Freude verdorben. Also immer und immer muß man Neues thun! Immer warten und sorgen!

Mit der größten Selbstbeherrschung nahm er sich vor, keinerlei Verstimmung und Ungeduld erkennen zu lassen.

Am Morgen nach einer fast schlaflosen Nacht verkündete Sonnenkamp, daß heute Niemand das Haus verlassen dürfe, und wie befehlend sagte er Frau Ceres, sie möge heute nicht krank sein. Er ging zur Professorin und bat sie, die Ehrenformen des Hauses zu übernehmen; ihr gestand er, wen er heut erwarte, denn vor ihr, sagte er, könne er keinerlei Geheimniß haben.

Die Professorin schauerte in sich zusammen, ihr Blick sprach: Und das wagst Du mir zu sagen, die ich doch weiß ...

Aber sie bezwang sich und stellte sich Herrn Sonnenkamp zur Verfügung.

Die Professorin trug heute zum ersten Mal eine Broche mit dem Pastellbilde ihres verstorbenen Mannes, und nun wollte Frau Ceres wieder all ihren Schmuck anlegen; es gelang nur schwer, sie zu überzeugen, daß sie einfach gekleidet sein müsse.

Vom Cabinetsrath aus der Residenz kam ein Telegramm, daß die Fürstlichkeiten abgereist seien.

Nun war es entschieden.

Auch Erich, Roland und Manna wurden unterrichtet. Erich wollte auf seinem Zimmer bleiben.

„Sie erwarten wol, daß Sie gerufen werden?" sagte Prancken scharf.

„Ich erwarte nichts als Freundlichkeit, wo ich mir keiner Verletzung bewußt bin," erwiderte Erich.

Prancken machte eine kaum merkliche wegwerfende Bewegung des Kopfes, ihm war es entschieden: der Mensch muß fort, der Mensch wird lästig; diese Lehrersfamilie hat sich eingenistet wie Raupen in einem Bienenstock, da hilft nichts als Ausräuchern.

Prancken war der Ruhige, er war Kammerherr und Baron von Prancken und Alle umher waren nichts als armselige Unterwürflinge.

Nicht minder ruhig als Prancken, aber aus ganz anderem Grunde erschien Manna. Sie verwarf es, daß man von der Ankunft sterblicher Menschen sich so in Hast und Unruhe versetzen lasse. Sie war äußerlich ruhig, innerlich aber bangte sie. Was soll dieses Jagen nach Ehre von Anderen und nun gar hier?

Sie wagte schüchtern, die Bitte auszusprechen, daß sie sich zurückziehen dürfe. Man konnte ihr die Bitte nicht gewähren.

Prancken sagte, sie werde sich nach Ueberwindung der ersten Förmlichkeiten am Hof wohl fühlen, und Sonnenkamp setzte hinzu, sie werde an der Seite des beliebtesten Cavaliers Freude und Ehre empfangen.

Manna schaute nieder; da kam Roland herbei. Er trug ein vollständig weißes Sommergewand.

Er war voll Uebermuth und redete Manna zu, sie solle nicht furchtsam sein, die Fürstlichkeiten seien überaus huldreich und nach den ersten Worten sei man mit ihnen wie unter Kameraden.

Auf dem flachen Dache des Hauses stand Lutz ausschauend, jetzt kam er rasch herunter und rief:

„Sie kommen!"

Alles zerstreute sich, als ob man Niemand erwartet hätte.

Zwei Wagen fuhren in den Hof. Sonnenkamp eilte die Freitreppe hinab, aber auf der untersten Stufe strauchelte er, er mußte sich am Geländer festhalten.

Was ist denn das?

Ein schwarzes Gesicht!

Ist das Einbildung oder Wirklichkeit?

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Prancken, der ihm nachgeeilt war. „Die Fürstlichkeiten erheben sich bereits.“

Er kam noch glücklich am Wagen an und hatte die Gunst, dem Fürsten beim Aussteigen die Hand reichen zu dürfen. Die Fürstin stieg an der andern Seite des Wagens mit Hülfe Pranckens aus; sie sprach einige huldreiche Worte, wie sie sich freue, einmal den Ort und den Mann in seinem Hause zu sehen, von wo er so viel Schönes und Gutes dem Volke schaffe.

Die Fürstin, die mit besonderem Eifer die Wohlthätigkeits-Anstalten des Landes pflegte, betrachtete sich zu Dank verpflichtet für die großen Leistungen Sonnenkamps. Sie hätte zwar lieber gesehen, wenn er die bedeutenden Summen den von ihr gegründeten Anstalten zugewiesen hätte. Es war ein entschiedener Fehler Pranckens, daß er das nicht beachtet hatte.

Ein kaum merklicher Ton der Mißlaune drang durch, indem die Fürstin sagte, sie freue sich, wenn immer neue Anstalten gegründet würden.

Frau Ceres war mit Manna herbeigekommen.

Die Fürstin sprach einige Worte zu ihr und sagte dann Manna, sie gleiche ihrem Bruder wenig, nur die Augen hätte sie gleich mit ihm. Sie fragte nach Roland.

Man sah ihn jetzt auf der Treppe, er sprach heftig in Erich hinein, er solle mit ihm gehen; aber Erich und die Mutter baten, er solle allein vorangehen. Er ging und wurde von den Fürstlichkeiten sehr liebreich bewillkommt.

Der Fürst ging nach dem Hause. Auf der Freitreppe standen die Professorin und Erich. Mit raschem Schritt ging der Fürst auf die Professorin zu und sagte, ihr beide Hände reichend, wie er sich freue, sie wiederzusehen, und auf das Pastellbild der Brosche deutend, fügte er hinzu, daß er diesem Manne ein dankbares Andenken bewahre, er trage sein Bild im Herzen. Erich schien kaum bemerkt zu werden; ein Blick der Mutter sagte dem Fürsten:

„Sprich mit meinem Sohn," und der Fürst wendete sich an Erich mit den Worten:

„Hoffentlich haben Sie, lieber Dournay, einen bessern Schüler als Ihr seliger Herr Vater an mir hatte."

Erich wußte nichts zu erwidern, er verbeugte sich still. Jetzt trat Prancken vor und fragte:

„Wollen Hoheit zuerst den Park und die blühende Victoria regia oder das Haus in Augenschein nehmen?"

„Fragen Sie die Fürstin," wurde erwidert.

Mit großer Gewandtheit bewegte sich nun Prancken nach der andern Gruppe und erhaschte den Blick Manna's, der ihm überall hin folgte. Was ist jetzt Erich? Dort steht der arme Mensch; es ist lächerlich, daran zu denken, daß er neben einem Prancken etwas bedeuten mag.

Die Fürstin sagte, daß sie nach der Fahrt im Freien lieber ins Haus eintrete.

Man begab sich nach dem Balconsaal, wo ein Frühstück bereit stand. Sonnenkamp hatte die Kühnheit, zu sagen, daß die erhabenen Fürstlichkeiten mit dem einfach Unvorbereiteten, das ein schlichter Mann zu bieten vermag, vorlieb nehmen möchten.

Frau Ceres hatte die Gunst, rechts neben dem Fürsten zu sitzen, zu seiner Linken befahl er die Professorin; die Fürstin saß zwischen Sonnenkamp und Roland.

Erich fand in einem der begleitenden Cavaliere einen ehemaligen Kameraden, der sich mit ihm unterhielt.

„Sie müssen nun bald eintreten," wendete sich der Fürst an Roland.

Sonnenkamp sah ihn starr an. Der Fürst weiß ja, wann Roland eintreten soll. Er erwartete jeden Augenblick, daß der Fürst einem Kammerherrn winke, er möge ihm das Adelsdiplom überreichen, aber es geschah nicht. Der Fürst unterhielt sich angelegentlich mit der Professorin und sprach sein Bedauern aus, daß eine so edle und geistig belebende Dame dem Hof entzogen sei. Man stand bald wieder auf und Sonnenkamp war glücklich, wie der Fürst Alles besichtigte und Treibhaus und den Park und die kunstvolle Obstzucht mit hohem Lobe rühmte. Plötzlich fragte der Fürst die Professorin:

„Wo ist denn Ihre Schwägerin, die schöne Claudine?"

„Sie ist hier bei uns, sie wohnt mit mir in dem Hause, das Herr Sonnenkamp uns eingeräumt hat."

„Besuchen wir sie," sagte der Fürst.

Nun ging es durch die neue Thür über die Wiese nach dem grünen Hause.

Claudine war überrascht, aber sie bewahrte ihre gute Haltung.

Der Fürst sagte, er könne sich gar kein Harfenspiel vorstellen, ohne Fräulein Claudine mit ihren langen Locken dazu zu denken, wie sie auf einem Tabouret saß und die Harfe im Arme hielt; es sei eine seiner liebsten Jugend-Erinnerungen, wie er sie im Zimmer seiner Mutter gesehen und gehört habe; das sei die schönste Romantik seiner Kindheit. Wiederholt sprach er seine Dankbarkeit gegen die Schwester seines Lehrers aus und pries Herrn Sonnenkamp glücklich, zwei so edle Frauen zu Nachbarn zu haben.

Der Fürst hatte das ernste Bestreben, die Menschen glücklich zu machen, und er glaubte sie durch porzellanene Redeblumen zu beglücken; er war überzeugt, daß Tante Claudine von diesem Tage an ein Genügen und eine Freude ohne Gleichen empfinden werde.

Er blieb lange in dem grünen Häuschen und befahl zuletzt, daß die Wagen hieher kämen, damit man von hier wieder abreise.

Erich, der nicht zum Mitgehen aufgefordert worden, war auf der Villa zurückgeblieben und unterhielt sich mit dem fürstlichen Lakaien, einem großen Mohr, genannt Adams, der eine phantastische Livree trug.

Der Mohr wurde bald zutraulich. Erich erfuhr nur abgerissen einzelne Thatsachen aus seinem Leben. Er war als kühnster Springer und Mann von ungeheurer Stärke Mitglied einer Reiterbude gewesen. Der Bruder des Fürsten, der eine Reise in Amerika gemacht, kaufte ihn los und nahm ihn mit nach Europa. Jetzt war er der Lieblingslakai des Fürsten. Während er sprach, sah er immer nach der Villa; sein rollendes Auge schien etwas zu suchen.

Erich sprach zum ersten Mal in seinem Leben einen Menschen, der Sklave gewesen; es bewegte ihm dies das Herz und doch konnte er ein Bangen nicht überwinden, zumal da der Neger so unruhig war, als hätte er etwas in sich zu bekämpfen.

Während Erich mit dem Neger sprach, war im grünen Hause von ihm die Rede. Die Tante lenkte mit Geschick das Gespräch auf ihn und erzählte dem Fürsten, welch ein Mann Erich geworden. Als man nun nach dem Wagen ging, sagte der Fürst ganz laut zur Professorin:

„Wo ist denn Ihr Herr Sohn? Sagen Sie ihm, daß ich ihm gern einmal beweisen möchte, wie ich mich unserer Jugendkameradschaft erinnere."

Die Fürstlichkeiten fuhren davon. Der große Mohr, der auf dem Rücksitz saß, schaute lange rückwärts.

Sonnenkamp war sehr verstimmt. Er sagte zu Prancken, dieser Besuch des Fürsten habe eine unbegreifliche Wendung genommen; er verstehe das nicht. Er gab nur den Verdruß kund, daß er, der Herr des Hauses, eigentlich am wenigsten beachtet worden sei; es mochte ihn aber noch etwas Anderes beunruhigt haben.

Als man nach der Villa zurückkehrte, ging Manna auf Erich zu und sagte ihm:

„Der Fürst hat Ihrer Mutter einen besonderen Gruß an Sie aufgetragen und Sie sollen sich erinnern, daß Sie sein Jugend-Kamerad gewesen."

„Das einzig Erfreuliche an der fürstlichen Gnade ist für mich, daß Sie, Fräulein Manna, mir die Botschaft überbringen," entgegnete Erich.

Alle staunten über diese Zutraulichkeit zwischen Manna und Erich. Prancken lachte höhnisch über die gewandte Keckheit des Schulmeisters.

„Wo waren Sie denn?" fragte Sonnenkamp im verweisenden Ton.

„Ich glaubte nicht folgen zu sollen; inzwischen hat es mich interessirt, mich mit dem Diener des Fürsten zu unterhalten."

Sonnenkamp sah ihn seltsam an, dann ging er nach seinem Treibhause.

Prancken verkündete laut, daß er nun auch abreise; er erwartete offenbar, daß Manna Einsprache erhebe, aber sie sagte nichts. So ritt er davon und hinterließ eine seltsam verwirrte Stimmung auf der Villa.

Elftes Capitel.

Ein Blitz zuckt am nächtlichen Himmel auf und verschwindet wieder; einen Augenblick war Alles grell beleuchtet, dann aber sieht man erst recht, wie dunkel es ist. So auch war es, nachdem

die Fürstlichkeiten weggegangen waren. Ein Jedes vermied den Andern und ging seinen eigenen Weg.

Niemand aber sprach seine Enttäuschung ehrlicher aus, als der Kammerdiener Joseph, und der Haushofmeister gab ihm Recht; er konnte aber nicht viel sagen, denn er hatte den Mund voll von den Leckerbissen, die weggeräumt wurden; er nickte nur immer stumm mit dem Kopfe und wurde ganz roth dabei. Joseph aber sagte:

„Nicht einmal ein Trinkgeld haben sie hinterlassen! Was ist nun von der ganzen Herrlichkeit da? Nichts. Und bei Hofe ist nicht besser gedeckt und bedient und reichlicher aufgetragen. Schämen sollten sie sich! Nicht einmal ein Trinkgeld zu hinterlassen!"

Ja, so war's.

Niemand als vielleicht Tante Claudine, an die man gar nicht gedacht hatte, konnte sich an etwas Wirklichem freuen.

Sonnenkamp sann und grübelte, womit er den offenbaren Umschlag in der gnadenvollen Stimmung des Fürsten veranlaßt haben könnte. Es empörte sein Innerstes, daß er so abhängig sein sollte von der Laune, vom Blicke eines Andern — er, der Mann, der frei und herrschmächtig waltete. Er vergegenwärtigte sich noch einmal den ganzen Verlauf des Besuches und jetzt glaubte er es gefunden zu haben. Es war nur ein Zupfen an den Handschuhen, das Kunde gegeben hatte; aber es war unzweifelhaft, da war es. Er hatte dem Fürsten gesagt, wie er sich freue, aus derselben Quelle wie der gnädige Herr neue Gesundheit zu trinken, und da der Fürst ihn fragend ansah, hatte er hinzugesetzt, daß er ebenfalls nach Karlsbad reise und dort jeden Tag das Glück haben könne, das Antlitz seines Fürsten zu begrüßen. Ja, da war es, daß der Fürst einen raschen, staunensvollen Blick ihm zuwendete und an den Handschuhen zupfte.

Es war ein entschiedener Fehler, bekannte sich Sonnenkamp, daß er nicht Zurückhaltung genug gehabt, denn von der Badereise des Fürsten war ja noch nichts officiell bekannt gemacht; es war voreilig und verrieth etwas von Kundschafterei, daß Sonnenkamp davon sprach. Konnte denn der Fürst das nicht freundlich aufnehmen? Hatte Sonnenkamp nicht die Sache in einer guten und, wie ihm schien, sogar anmuthigen Wendung berührt?

Weiter ging sein Denken und neue Anzeichen stellten sich heraus. Hatte denn der Fürst nicht zu Tante Claudine gesagt:

„Hier bei Ihnen ist es mir herzlich wohl, hier treffe ich Alles in der gewohnten, durch nichts unterbrochenen Verfassung.“

Der Fürst schien beleidigt, daß heimliche Vorbereitungen für sein Eintreffen geschehen waren. Ist denn das aber nicht allgemeine Sitte gegen die Fürstlichkeiten?

Und jetzt wendete sich Sonnenkamps Aerger aufs Neue nicht gegen sich, sondern gegen den Fürsten.

Der Fürst sollte doch bedenken, daß er lange in der fremden Welt gelebt, und die Professorin hätte Alles besser bedenken müssen, sie war ja Hofdame gewesen; auch Prancken hätte es bedenken müssen, er ist ja Kammerherr.

Zum ersten Male ging ihm auf, wie wunderlich, daß diese Menschen alle den Ehren-Humbug so ernst behandeln; aber freilich, er besteht nur dadurch, daß Eines vor dem Andern sich den Anschein gibt, als hege es andächtige Verehrung dafür.

Eine kurze Weile dachte er daran, den ganzen Plan aufzugeben. Wozu sich adeln lassen? Wozu in Hofkreise eintreten? Warum sich eine ständige Gebundenheit auferlegen? Er war stolz darauf, eine freie Natur zu sein, und nun sollte er sich uniformiren lassen, Schritt und Tritt, Bewegung und Wort nach der Hofsitte messen? Lieber wollte er bleiben, wer er ist, stolz in sich, und die ganze Gesellschaft offen verachten, wie er sie doch eigentlich im Stillen verachtet.

Schmerzlich fühlte er, daß er bereits zu weit gegangen; ein Rückzug war eitel Schande. Und wie lange hatte er Frau Ceres mit dieser Hoffnung vertröstet, welche Verbindlichkeiten hatte er gegen Prancken und vor Allem gegen Roland! Was sollte aus ihm werden, wenn er nicht in den Adelstand eintritt? Soll vielleicht Roland selbst und seine Nachkommen wieder arm werden können? Nein, der Adel muß gewonnen werden. Aus dem kühn eroberten Besitzthum wird ein Fideicommiß gegründet, so daß von Geschlecht zu Geschlecht seine Nachkommen nicht mehr der Ehre und des Reichthums entkleidet werden können; das Landhaus und die Burg bleiben als festes unveräußerbares Besitzthum in der Familie.

Etwas aus seiner eigenen Vergangenheit stieg in Sonnenkamp auf und laut sagte er vor sich hin:

„Du bist Deinem Kinde schuldig, das von ihm abzuwenden, was Dich dahin gebracht hat.“

Fest und entschieden kehrte er wieder ins Haus und that vor Allen sehr beglückt von diesem Besuch. Ja, als Joseph ihm erzählte, die Fürstlichkeiten hätten kein Trinkgeld hinterlassen, spendete er ein reichliches mit dem Zusatze, daß Prancken damit beauftragt gewesen; die Diener sollten in der ganzen Umgegend verbreiten, daß der Fürst dagewesen und reiche Trinkgelder hinterlassen habe. Das wird alle Umwohnenden neidisch machen und mit Neid werden sie es immer weiter verbreiten, und das Beste dabei ist doch noch, daß Alle betrogen sind.

Sonnenkamp pfiff leise vor sich hin und das war ein untrügliches Zeichen, daß er überaus heiter und zufrieden war. Er widmete seine besondere Aufmerksamkeit der Tante, lobte ihre Bescheidenheit und den großen Blick des Fürsten, der sie richtig zu würdigen wisse. Es schien ihn wahrhaft zu ergötzen, wie die Menschen das Lob ablehnen und doch heimlich gekitzelt davon sind.

Er ging immer lächelnd umher; er freute sich, wie er das allgemeine Phantom der Ehre zerstören konnte. Dieser Fürst war von Verehrung, Huldigung, Unterwürfigkeit umgeben — glaubt er, daß er in der That geehrt ist? Was thut's? Er sieht sich geehrt und das ist genug. Wer wird fragen, mit was die Münze legirt ist, wenn man die Dinge der Welt dafür bekommen kann?

Die ganze Verdüsterung, die der Besuch des Fürsten hervorgebracht, verflog wie der Nebel, der sich am Sommermorgen über die ganze Gegend lagert; ja der Nebel ist ein Zeichen des hellen Wetters, er wird zum Thau, und Alles glitzert und schimmert.

Eine neue Bewegung kam in das ganze Haus, die Vorbereitungen zur Badereise wurden gemacht. Auch Erich hatte ohne Weiteres sich bereit erklärt, er glaubte verpflichtet zu sein, Roland nicht mehr zu verlassen.

Sonnenkamp hatte seine besondere Lust am Badeleben; da ist Freiheit, leicht sich fügende Gesellschafts-Verbindung; das ist doch der eigentliche Punkt, wo die festgesessenen Menschen sich hinausbegeben und, ohne daß sie es wollen, auch von ihrer philisterhaften Gebundenheit erlöst werden. Er schlug jeden Einwand des Doctor Richard nieder, indem er keck behauptete, der Leibarzt des Fürsten habe ihm Karlsbad angerathen. Dorthin kam der Fürst mit Gefolge, dorthin kamen Bella und Clodwig, dort mußte sich Alles entscheiden, die Adelserhebung, die Verlobung Pranckens.

Manna war beunruhigt, daß sie, kaum ins elterliche Haus

zurückgekehrt, schon wieder in eine neue Fremde versetzt werden sollte. Roland erzählte ihr, wie schön es war, als Erich im vergangenen Jahre die Badereise ablehnte; er konnte nicht genug berichten, wie es ihn anfangs gekränkt, daß er den Freuden entsagen solle, wie es ihm aber dann die glückseligste Zeit geworden, so allein mit Erich lebend Tag und Nacht mit ihm wandern, Alles mit ihm empfinden. Am hellen Tage, in der linden Nacht war es damals schön gewesen, jetzt in der Erinnerung war es noch glänzender, noch wonniger. Manna wurde nachdenklich: der Mann hat sich die Freuden der Zerstreuung versagt, um selber seine Pflicht zu erfüllen und einen Andern zur Pflichterfüllung anzuleiten? Eine Erkenntniß von der sittlichen Kraft Erichs ging in ihr auf; auch er kann entsagen.

„Ach," rief Roland, „Du kannst Dir gar nicht denken, welche Glückseligkeit es ist, so allein wochenlang mit Erich hier auf der Villa zu sein."

Manna lächelte, sie begrüßte indeß Erich immer zutraulicher; eine gewisse Uebereinstimmung in der Kraft der Entsagung, um dem eigenen Innern zu genügen, dämmerte in ihr. Sie war entschlossen, dem Reichthum zu entsagen; sie wußte, welch ein Flecken darauf ruht, sie wollte mit Aufopfern ihrer selbst Alles das sühnen und betrachtete sich als Opfer. Wie das vollzogen wird, war ihr nicht klar, sie überließ es der heiligen Satzung, aber in diesem Entschlusse war sie freundlich gegen den Vater. Es lag ein Ausdruck wehmüthiger Güte in all ihrem Thun und Reden; sie war versöhnt, als lebte sie in einer höhern Welt, als wäre Alles bereits gesühnt, und sie selber war das Sühnopfer.

Sonnenkamp freute sich dieser Milde seines Kindes, sie erschien ihm als eine Sinnesänderung; er glaubte, daß die jugendliche Lebenslust den Vorsatz in ihr besiegt, und so oft er ihr nahte, war eine Milde und Dankbarkeit in seinem Wesen, daß selbst Manna davon gerührt wurde. Es erschien ihr immer mehr, als ob ihr Opfer bereits von den höheren Mächten angenommen wäre, da der Vater so zarter, so versöhnender, so gütiger Natur geworden.

Seelenbewegungen der verschiedensten Art lebten in den Menschen, die in die Wagen stiegen, um ins Bad zu reisen.

Wer kann vorher ermessen, welche Umstimmung sie Alle erfahren?

Zwölftes Capitel.

Die Saison in Karlsbad war glänzend; noch selten waren so viel vornehme und so viel abenteuerliche Gäste hier versammelt gewesen. In die Klasse der abenteuerlichen, aber auch in die der vornehmen zugleich gehörte Sonnenkamp, der mit großem Gefolge gekommen war, mit Frau und Tochter, Sohn, Hofmeister, Gesellschafterin und mehreren Dienern, die er aber bescheidentlich nicht in Livree, sondern in einfacher bürgerlicher Kleidung gehen ließ.

Der fürstliche Hof, Clodwig und Bella waren bereits eine Woche im Bade, als das Haus Sonnenkamp ankam.

Am selben Tage reiste ein ebenso bescheidener als wohlangesehener Gast ab; Erich traf ihn noch, als er den letzten Becher am Sprudel trank. Es war Weidmann. Unter der Badegesellschaft war noch mehrere Tage die Rede davon, daß der Fürst diesen Präsidenten seines Abgeordnetenhauses, den unbeugsamen Oppositionsmann, zweimal zur Tafel geladen und mehrmals beim Morgengang angesprochen hatte. Die Statistik schwankte nur, die Einen behaupteten, die Morgenansprache sei zweimal, die Anderen dagegen, sie sei dreimal geschehen.

Wieder war die Begegnung zwischen Erich und Weidmann nur eine vorübergehende, und Erich scheute sich zu wiederholen, daß er Weidmann einmal besuchen werde.

Bella war sehr aufgeheitert, aber ihre Belebung war mehr äußerliche Unruhe; sie sagte Erich, es sei schön, daß man nun wochenlang tagtäglich mit einander verkehren würde; sie erwartete große Erheiterung davon und war so unbefangen, ihn damit zu necken, daß, wenn ein Wohlthätigkeits-Concert gegeben werde, wobei sie spiele, er singen müsse.

Clodwig machte bald seinen jungen Freund mit einem alten bekannt. Es war dies ein vielseitig gebildeter Banquier aus der großen Handelsstadt, den er alljährlich im Bade traf, und dann waren die beiden alten Herren viele Stunden des Tages beisammen. Der Banquier war bei siebzig Jahren jugendlich unruhig, von eben so viel Lernbegierde als Mittheilungslust. Clodwig behielt seine bemessene Ruhe, er sprach fast nie während des Gehens; wenn er etwas zu sagen oder seinem mittheilsamen Freunde zu erwidern hatte, blieb er stehen.

Der Banquier sagte Erich alsbald mit einer gewissen Geflissentlichkeit, daß er Jude sei. Clodwig mußte offenbar schon viel von Erich erzählt haben. Die rasche Art, wie der Freund Clodwigs sich nun Erich nahe stellte, fand indeß bei diesem nicht das entsprechende Entgegenkommen; jeder Dritte war ihm störend, denn er hatte sich sehr darauf gefreut, viel mit Clodwig zu verkehren, und nun nahm der Banquier einen guten Theil weg.

An den Frühstückstischen auf der alten Wiese war der Fürst und Gräfin Bella häufig Gegenstand des Gesprächs; man sagte, daß die Kurmusik einen von ihr componirten Walzer spiele. Die Toilette der Gräfin Bella wurde gemustert, noch mehr aber war davon die Rede, daß der Fürst fast täglich mit ihr ging; er war dabei überaus heiter und man hörte ihn oft über die zierlichen Entgegnungen Bella's lachen. Auch Clodwig konnte sich vieler Gunstbezeugungen erfreuen.

Bella bildete einen besonderen Hof für sich; sie frühstückte mit einer gewählten Gesellschaft im Freien vor aller Welt, und ihr Tisch war stets mit den schönsten Blumen geschmückt.

Auch der Weincavalier und der Portraitmaler waren auf einige Zeit im Bade. Es war schon der vierte Curort, den der neue Baron von Endlich in diesem Sommer in seiner gewählten Eleganz mit seinem geheimen Album und seinen zierlichen Anekdoten erfreute. Er war, wie er oftmals wiederholte, natürlich nur nach Karlsbad gekommen, um seine hochverehrten Nachbarn zu begrüßen. Bella empfing ihn sehr kalt, auch Clodwig entschuldigte sich, daß er nicht viel Zeit habe. Er entschädigte sich dadurch, daß er unter allgemeiner Aufmerksamkeit einige Schachpartien mit einem berühmten anwesenden Schachspieler spielte.

Der Maler unterrichtete Erich eifrig über die Abenteuer der hier Heilung suchenden Männer und Frauen. Er fand Erich unbegreiflich naiv und unwissend.

Wenn Sonnenkamp dem mit Bella wandelnden Fürsten begegnete — und dies geschah an jedem Morgen — nickte ihm Bella huldreich zu, auch der Fürst begrüßte ihn mit einem Kopfnicken, hatte ihn aber trotz mehrtägiger Begegnung noch nicht angesprochen.

Der Cabinetsrath war ebenfalls im Gefolge des Fürsten, und mit ihm und einem vielerfahrenen Polizeirath, der den Fürsten immer aus der Ferne umkreiste, machte Sonnenkamp in der Regel seinen Morgengang.

Prancken, der selbständig wohnte, sich aber der Familie Sonnenkamp anschloß, war bald in das ganze Getriebe eingeweiht.

Eine schöne Spanierin, die tief schwarz gekleidet einsam daherging, einen dunklen Schleier auf dem Kopf trug und mit Niemand sprach, kämpfte mit Bella um den Preis der Aufmerksamkeit. Man sagte der Spanierin nach, daß sie das Unglück gehabt habe, nach den ersten Tagen ihrer Ehe zu entdecken, daß ihr Mann bereits anderweitig verheiratet war.

Frau Ceres erregte eine Empörung in der ganzen Badegesellschaft. Sie ließ sich Morgens in einem Handwagen zum Brunnen fahren, auf ihrem Schooße lag ein kleiner Hund und in der Hand hielt sie eine frische Rose.

Prancken bemühte sich immer sehr geflissentlich um sie, und Fräulein Perini war beständig neben ihrem Wagen.

Am Mittag ging Frau Ceres schön geschmückt den Promenadenweg.

Die ganze Badegesellschaft war empört und jeden Morgen richteten sich alle Blicke nach ihr, weil sie, die doch gesund war, sich im Gedränge fahren ließ. Frau Ceres freute sich dieser allgemeinen Aufmerksamkeit; daß sich darin Zorn kundgab, bemerkte sie nicht.

Manna mischte sich nur wenig in das morgendliche Badeleben; sie ging früh zur Messe und übte sich fleißig im Harfenspiel, wozu sie ein Zimmer auswählte, in welchem sie von Niemand gehört werden konnte. In der Kirche begegnete sie oft der verschleierten Spanierin, sie hatte ein Verlangen, sich der einsam Trauernden zu nähern, aber sie unterließ es; trug sie ja selbst Schweres genug in der Seele.

Prancken klagte viel über die außerordentliche Gnade des Fürsten, der ihn oft ganze Tage seinen Freunden entzog.

Sonnenkamp konnte sich, Dank den Bemühungen Bella's, rühmen, mitten in der auserwählten Gesellschaft zu stehen. Er kümmerte sich nichts darum, daß die vornehme Gesellschaft unter sich sagte, eine Badebekanntschaft verpflichte nicht zu ferneren Beziehungen; er hoffte, ja er glaubte mit Zuversicht, daß vielleicht noch hier die Entscheidung kommen würde, die ihn mit der vornehmen Welt in gleiche Linie versetzte; er benahm sich schon im Voraus mit Unbefangenheit als Gleicher unter Gleichen.

Bella hatte an einem Vergnügungsorte, wo sie sich länger

aufhalten mußte, keine Ruhe, bis sie Jemand hassen und verfolgen konnte; dann erst war ihre Lustigkeit eine volle. In Ermangelung eines Andern mußte nun die Spanierin herhalten. Bella behauptete, die zur Schau getragene Einsamkeit der Spanierin sei eine Maske, es stecke nichts als eine Pariser Putzmacherin dahinter; trauernde junge Wittwe spielen, sei Comödie und es wirke sehr, sich mit Trauerkleidern und schwarzem Flor zu drapiren. Sie forderte nun die Männer ihres Kreises auf, die Schleier-Spanierin, wie sie sie gern nannte, zu verfolgen und zu zwingen, daß sie sich demaskire. Der Weincavalier erklärte sich dazu bereit, aber die Verhüllte zeigte sich mehrere Tage nicht mehr, sie war verschwunden. Der Weincavalier ließ durchschimmern, daß das verabredet sei; Bella war sehr vergnügt darüber, daß sich ihre Voraussetzung bestätigt hatte. Sie gab dem Weincavalier zu verstehen, daß das einen Glanz gebe, ein so ungewöhnliches Abenteuer gehabt zu haben, und so mußte er, um den Schein eines Abenteuers zu wahren und die Voraussetzung Bella's zu bestätigen, abreisen. Sie lachte hinter ihm drein, wie man sie noch gar nicht hatte lachen hören, als er am Morgen bei seinem letzten Frühstück zu verstehen gab, seine schnelle Abreise habe etwas Verschleiertes. Nun war Bella doppelt wohlgemuth.

Bella und Sonnenkamp gelangten in tagtäglichen, wochenlangen Verkehr, in eine ihnen selbst ungeahnte Beziehung. Im Grunde hatten sie eine Verwandtschaft oder Gemeinsamkeit, die in ihrer Weltverachtung bestand. Bella hatte eine tiefe Verachtung gegen das Hofleben, in dem sie sich doch so wohlig bewegte, Sonnenkamp zeigte ihr dagegen die Verächtlichkeit andrer Kreise. Beide erschienen sich als die Starken, denn sie fanden, daß sie den gleichen Weg gehen.

Der Menschenverächter wird eine gewisse Unruhe der Vereinsamung nicht los; trifft er nun einen Andern, der gleich ihm gestimmt ist, so gibt ihm das eine Gewähr seiner Sinnesweise und diese Befriedigung kann zur Wurzel eines ganz neuen Verhältnisses werden. In solcher Weise vereinigen sich in niederen Sphären Gauner und in höheren kluge Staatsmänner, die alles ideale, alles gute und reine Streben für eitel Phrase ansehen; und in solcher Weise vereinigten sich Bella und Sonnenkamp.

Beide stimmten vollkommen darin überein, daß die ganze Gemeinschaft, alle Gesellschaft nichts als stillschweigende Ueberein-

kunft von Lügen sei; Niemand glaubt dem Andern, Niemand ehrt den Andern und Alles, was man als bedeutsam preist, ist nichts als ein Aufputz, ein Humbug, den man eben aufrecht erhält, so lange es geht; nur einige Tölpel von Lehrern und Ideenjägern glauben vielleicht noch an ihre selbstverfertigten Götzen.

Sonnenkamp erklärte, daß sie die erste Frau sei, in der er wirklichen Geistesmuth entdecke, und trotzdem Beide einverstanden waren, daß Alles, was man sich Schönes und Gutes sagt, nur Lüge und Uebereinkunft sei, empfanden Beide, daß dieser Ausspruch auf Wahrheit beruhte. Bella wußte, daß sie Muth hatte, und erkannte Sonnenkamp das Recht zu, diesen Muth zu legalisiren.

Er gab ihr wiederholt zu verstehen, daß er allein ihre große Natur begreife, ja er sagte einmal geradezu:

„Wer eine Frau hätte wie Sie und selber ein Mann wäre ... eine erobernde Natur mit einer Frau wie Sie ... richtete einen neuen Thron auf in der Welt. Ich hatte darauf verzichtet, eine zum Herrschen geborene Natur wie Sie kennen zu lernen."

Er sagte das halb wie Höflichkeit, aber sie wußte, daß es voller Ernst war, und faßte es als Ernst. Sie war empört über die kleinliche Welt, wo sich die Einen an einer Intrigue, die Andern an dem gefallen, was sie Humanität nennen, das aber nichts ist als Sentimentalität.

So lag im Gruß der Beiden, auch wenn sie nur rasch an einander vorüberstreiften, immer ein viel Sagendes, auf geheimer Einigung Beruhendes. Sie sagten sich in kurzem Blicke: Wir allein sind die Starken und groß genug, um jede Tändelei zu verschmähen.

Es war an einem schönen Julimorgen, als Bella große Frühstückstafel hielt; sie hatte die Familie Sonnenkamp geladen und auch Manna erschien heute mit der Mutter. Der Cabinetsrath, der General-Adjutant und mehrere Männer und Frauen vom ersten Adel aller Länder waren ebenfalls anwesend.

Man bewunderte den reichen und geschmackvollen Blumenschmuck des Frühstückstisches.

Bella stellte Herrn Sonnenkamp als den geist- und erfindungsreichen Geber vor und mit großem Geschick zeigte sie den Gästen, wie Herr Sonnenkamp, bekannt als der größte Gartenkünstler, die Zusammenstellung der Blumen zu behandeln wisse.

Sonnenkamp war sehr zufrieden mit dem Eindruck.

Manna bemerkte mit Zagen, daß sie von der Blumenverschwendung, die hier im Orte stattfinde, verletzt sei; durch Massenzusammenstellung und gepreßte Gebundenheit zerstöre man den Charakter der Blumen, vor Allem der Rosen; man beleidige gewissermaßen diese zarten Wesen.

Erich entgegnete, daß ohne diese Blumen dem Leben hier ein Glanz und eine Heiterkeit fehlen würde; auch das Reinste und Schönste sei nicht vor Mißbrauch und Uebertreibung sicher, das dürfe uns aber den schönen Grundzug nicht verkennen lassen.

Das Gespräch verlief in Scherz und Heiterkeit und gewann jene frohe Spannung, die die Brunnencur und die Frische des Morgens hervorbringt, und dazu hatte man in einem langen Premierlieutenant aus einem der kleinsten deutschen Fürstenthümer auch eine Zielscheibe des Witzes. Der lange Lieutenant hatte offen gestanden, daß er nach dem Bade gekommen sei, um eine reiche Bürgerliche mit seinem Adel zu beglücken; er hatte das Bella vertraut und sie suchte ihn nun in allerlei scherzhafte Verbindungen zu bringen.

Der lange Lieutenant ließ sich's gefallen; er hatte einen stehenden Witz: er bedauerte „auf Ehre“, daß Roland nicht auch eine Tochter Sonnenkamps sei, er würde sie heiraten.

Manna erröthete, denn damit war offen gesagt, daß man sie als Braut Prancken's betrachtete.

Es wurde viel erzählt von zerrissenen, keck überspringenden, frivolen Lebensübergängen mancher Badegäste. Manna starrte drein und innerlich sagte sie sich: Es ist gut, den ganzen Wirrwarr der verkehrten Welt kennen zu lernen, bevor man sie verläßt.

Clodwig, Sonnenkamp, Erich, Roland und der Banquier unternahmen einen weiten Gang durch den Wald. Bella behielt Manna bei sich.

Da Prancken heut von jedem Dienst befreit war, blieb auch er bei ihnen.

Bella besprach mit Manna ihre Kleidung zur nächsten Reunion, denn sie hatte es dahin gebracht, daß Sonnenkamp mit seiner Familie zu einer solchen geladen wurde, in der nur der ausgesuchteste Adel Europa's sich zusammenfand. Manna hatte gebeten, daß sie zurückbleiben dürfe, aber dies wurde als durchaus unmöglich abgelehnt; sie willfahrte nun und wußte kaum, daß sie es than. Bella, die sich großer Menschenkenntniß rühmte, hatte

ihrem Bruder oft gestanden, daß sie aus Manna nicht klug werde. Sie hatte sich in das Vertrauen derselben einzudrängen gesucht, aber Manna hörte sie meist nur lächelnd an, als ob sie zu einem ganz anderen Menschen spräche, auch jetzt hatte sie einen Blick, in dem etwas Abwesendes lag. Sie sprach hier zu Bella und Prancken und ihre Gedanken wanderten andere Wege, vielleicht gingen sie mit Denen, die jetzt durch den Wald wanderten...

Erich hatte sich zuerst Clodwig angeschlossen, und dieser lächelte, da der junge Mann ihm berichtete, daß er noch nie ein Badeleben mitgemacht und daß es ihn fast verwirre.

Bei einer Biegung des Weges trat Erich zurück und ließ Sonnenkamp mit Clodwig gehen. Der Verkehr mit Sonnenkamp hatte für Clodwig etwas Abstoßendes und Anziehendes zugleich. Er hatte einen solchen Mann noch nicht kennen gelernt; vor Allem erkannte er einen gewissen Muth, da der Mann sich gar kein falsches Mäntelchen umhing.

Wieder suchte Sonnenkamp den Grafen darauf hinzulenken, daß er thätig für seine Adelserhebung eintreten solle, aber Sonnenkamp erfuhr eine Behandlung, die ihm noch nie geworden, denn Clodwig zermalmte ihn mit lauter höflichen Worten.

„Ich staune über Ihren Muth und Ihre Ausdauer," sagte er, und doch hieß es eigentlich: Ich verwerfe Deine Frechheit und Zudringlichkeit.

„Sie sind unermüdlich," lauteten die Worte, und eigentlich sagten sie: Du bist ein schamloser Unterdrücker.

Sonnenkamp hatte viel erlebt, aber noch nicht, wie man mit höflichen Worten niedergeworfen werden kann. Er lächelte immer, er durfte keine Verletztheit kundgeben, und Clodwig war dabei so ruhig, so beherrschend, er klopfte auf seine goldene Dose, wie wenn er den kitzelnden Kräften darin sagen wollte: Seid nur geduldig, der Mann bekommt eine starke Prise. Schließlich öffnete er die Dose und reichte Sonnenkamp eine Prise, der sie auch höflich dankend annahm.

Erich ging indeß mit dem Banquier; dieser behauptete, daß vielleicht doch nur ein Adliger so frei und so durchdrungen human sein könne wie Clodwig.

Der Blick Rolands traf Erich und dieser Blick sagte: Siehst Du? Der Mann sagt es auch!

Erich widerlegte diese Behauptung mit großem Eifer, und der

Banquier, der anfänglich einen gönnerischen Ton gegen den jungen Gelehrten angenommen hatte, ließ sich gern bekehren.

Als man vom Morgengang heimkehrte, wurde Erich eine große Freude zu Theil; sein Lehrer, Professor Einsiedel, war angekommen.

Der gute tiefgeistige Professor war ganz hülflos, er kam sich wie verbannt und verloren vor, da er von seinem Collegen, dem ersten Arzt der Universität hieher verwiesen wurde. Erich ordnete dem Unbehülflichen Jegliches und war glücklich, ihn im selben Hause unterbringen zu können, in dem er mit der Familie Sonnenkamp wohnte.

Während Erich bei seinem Lehrer stand, sah er in der Ferne Sonnenkamp mit Professor Crutius sprechen, der ebenfalls heut angekommen war.

Crutius schien die Zutraulichkeit Sonnenkamps ablehnen zu wollen, und nur nicht den Weg dazu zu finden. Als jetzt Sonnenkamp ihm zum Abschied die Hand reichte, faßte er dieselbe nicht, sondern griff nach dem Hut und grüßte sehr höflich.

Dreizehntes Capitel.

Schön geschmückt, mit Blumen im Haar, ging Manna im großen Saal auf und ab; sie schämte sich vor sich selber, als sie im großen Spiegel ihren entblößten Nacken sah, sie hüllte sich fester in die Tüllwolke; da traten Roland und Erich ein.

Erich stand starr.

„Sie kommen so spät,“ sagte Manna.

Erich erklärte, daß er seinen Lehrer in die Ordnung des Badelebens eingeführt, und daß er wünsche, auch Manna möchte an dem feinsinnigen Manne Freude gewinnen.

„Ihren Lehrer?“ sagte Manna, sie hatte wieder den umflorten Ton. „Machen Sie mich morgen mit ihm bekannt. Aber nun eilen Sie, daß Sie noch rechtzeitig zur Reunion kommen.“

„Ich bin nicht geladen,“ entgegnete Erich.

„Nein, er ist nicht geladen, und da gehe ich auch nicht,“ rief Roland.

Vater und Mutter kamen, es half kein Dreinreden; Roland

blieb zurück, selbst den dringenden Bitten Erichs willfahrte er nicht. Die Familie fuhr nach dem Gesellschaftssaal. Roland schien es jetzt doch leid zu sein, daß er nicht mitgegangen; Erich mußte ihn auf die Tribüne des Saales begleiten, von wo sie die Gesellschaft tanzen sahen.

Prancken war der Herr der Gesellschaft und Manna theilte den Vorrang mit ihm, ihre Wangen glühten und Roland ärgerte sich, daß sie nicht ein einzigmal nach der Tribüne aufschaute.

Manna aber kam sich wie ihr selbst entzogen vor und mitten in der Lustbarkeit sagte sie zu Prancken:

„Haben Sie schon gehört, daß der Lehrer des Herrn Hauptmann Dournay angekommen ist?"

Prancken zog die Brauen zusammen. Also sie denkt an ihn, jetzt, mitten in der Lustbarkeit! Er hielt eine Weile an, er wußte nicht, was er antworten sollte. Endlich sagte er in heiterem Ton:

„Ach, Lehrer! Diese ganze Koppel von Lehrerthum, wird sie Ihnen nicht auch langweilig? Jetzt ist Musik, Tanz, Freude — kommen Sie."

Er schwang sich mit ihr behend im Kreise und Manna war es, als schwebte sie in der Luft und nicht mehr auf dem Boden.

„Laß uns gehen," sagte Roland auf der Tribüne zu Erich. Sie gingen und wandelten im Mondschein die schönen Waldwege, die sie heut am Morgen beschritten.

„Gibt es denn gar kein Mittel," fragte Roland, „daß ich ein vertrautes Geheimniß, an dem ich so schwer trage, kundgeben darf? Ich möchte so gern mit Dir davon reden. Darf ich es Dir nicht sagen?"

„Nein, Du darfst unter keiner Bedingung Dein Wort brechen. Thust Du das, so lösest Du allen Halt in Dir selbst auf."

Roland seufzte; er hätte Erich so gern gesagt, daß seine Familie geadelt wird.

Als sie nun auf die Lichtung hinaustraten und im Mondesglanz das Städtchen und das Thal überschauten und Töne aus dem Musiksaal wie verlorene Klänge zu ihnen heraufdrangen, sagte Roland wieder:

„Ich glaube, daß heut Abend Manna die Braut Ranckens wird. Die Mutter meint, daß dann das Andere schneller und besser zu Stande kommt. Nicht wahr, errathen darfst Du es doch?"

Erich erwiderte, daß es von Roland nicht wohlgethan sei,

über Familien-Angelegenheiten zu sprechen, die man nur ihm anvertraut.

Er sprach das mit bebender Stimme. Was schon längst entschieden war, erschien ihm plötzlich ganz neu, unerhört, unmöglich. Mit Wonne in der Seele und mit Schauder zugleich empfand er, daß Manna ihm mehr geworden, als sie sein sollte. Er bohrte seinen Stock tief in den Boden und stemmte ihn so mächtig ein, daß er ihm in der Hand zerbrach; dann sagte er zu Roland, sie wollten nach Hause gehen.

Eben als sie ins Haus traten, fuhr der Wagen vor; Sonnenkamp stieg aus, hinter ihm Frau Ceres und Manna.

„Bist Du die Braut Prandens?“ fragte Roland.

„Du bist ein albernes Kind,“ entgegnete Manna und sprang rasch die Treppe hinauf.

Sonnenkamp bat Erich, daß er zu ihm aufs Zimmer käme, Roland sollte sich zur Ruhe begeben.

„Hier ist eine leichtere Sorte Cigarren, stecken Sie sich eine solche an,“ sagte Sonnenkamp zu Erich, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte. „Herr Hauptmann, ich betrachte Sie als Zugehörigen, Sie sind unser und sollen es immer bleiben.“

Erich erzitterte. Sollte der Vater etwas ahnen? Sollte er jetzt, durch die ungeschickte Frage Rolands bewegt, ihm sagen, daß er jeden Gedanken von Manna abthun müsse? Sonnenkamp machte eine längere Pause; er hatte offenbar erwartet, daß Erich auf seine zutrauliche Anrede etwas erwidere. Da dieser aber noch immer schwieg, stand Sonnenkamp auf und ging im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor Erich stehen und sagte:

„Heute gebe ich Ihnen das untrüglichste Zeichen, daß ich Sie als Zugehörigen betrachte. Reichen Sie mir Ihre Hand.“

Erich that's.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Ich erkenne, ich ehre vollkommen Ihre Zurückhaltung.“

Unstet ging der Blick Erichs hin und her.

Was sollte das?

Nachdem Sonnenkamp mehrere Züge seiner Cigarre rasch hinter einander ausgestoßen, fuhr er fort:

„Sie haben, was vorgeht und was Sie wohl bemerkten, nie durch ein Wort zu erkennen gegeben.“

Immer noch bebte Erich. Sonnenkamp machte so ungewöhnliche Pausen.

Endlich stieß er fast wie unwillig die Worte hervor:

„Sie wissen, daß ich geadelt werden soll.“

„Nein, das wußte ich nicht.“

„Nicht? In der That? Hat Ihnen Roland nie eine Andeutung?“ —

„Die Andeutung von einem Geheimniß wohl, aber ich habe ihm streng untersagt, ein anvertrautes Geheimniß auch nur mit einem Hauche zu brechen.“

„Sie hatten Recht. Ich bin Ihnen dankbar — Ich werde es Ihnen noch mehr sein. Also gradaus! Herr Hauptmann ... Sie können zur Förderung ... zur Beschleunigung der Sache wesentlich beitragen.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Sie sind der Freund unseres edlen Grafen Wolfsgarten; er gehört bereits zu unserer Familie, aber er lehnt es beständig ab, wenn ich oder meine Freunde ihn in dieser Angelegenheit beanspruchen. Sie kennen mich, lieber Herr Hauptmann, Sie haben mein Leben beobachtet, Sie haben ein scharfes Auge, ich darf erwarten, daß Sie bei allen meinen Fehlern, die ich ja leider auch habe, gerecht und als Menschenfreund von mir denken. Sie sind ein Mann, der seinem Denken gemäß handelt. Sie verstehen mich doch?“

„Offen gestanden, ich verstehe noch nicht ganz.“

„Nun denn, ich werde in den nächsten Tagen — ich gebe ein ländliches Fest im Hans-Heilingthal — mir den Juden annectiren, Sie werden mit Ihrem Freunde Wolfsgarten gehen und leicht erfahren, welch ein Gutachten er über mich abgeben wird oder vielleicht schon abgegeben hat.“

„Sollte nicht Herr von Prancken oder die Gräfin oder auch der Cabinetsrath besser dazu geeignet sein?“

„Nein. Ich würde Sie ja sonst nicht bemühen. Graf Wolfsgarten hat jegliche Auskunft abgelehnt, denn nach seiner etwas pedantischen ... ich meine nach seiner feinen, strengen Weise sagt er beständig, ein vertraulich abgegebenes Gutachten, das nur vor das Auge des Fürsten kommen soll, darf niemand Anderem bekannt sein. Der Fürst reist in den nächsten Tagen ab, er ist in guter Stimmung. Also nicht wahr, lieber Dournay, Sie erforschen mir das? Es wird Ihnen ja so leicht!“

„Herr Sonnenkamp,“ entgegnete Erich, „Sie hatten vorhin die Güte, es als correctes Verfahren zu erkennen, da ich Roland davon abhielt, mir ein Geheimniß anzuvertrauen. Wie sollte ich nun —“

„Ach lieber Dournay,“ fiel Sonnenkamp ein, „man versagt einem jungen Menschen Manches, was man sich selbst erlauben darf. Ich ehre, ich respectire Ihre Wahrhaftigkeit, ich erkenne auch das Opfer an, das Sie mir bringen . . . vollkommen . . . durchaus . . . aber dies Opfer bringen Sie mir?“

Erich suchte den Auftrag abzulehnen, Sonnenkamp warf den Kopf zurück, da Erich darauf bestand, daß er nicht zum Ausforschen geeignet sei und es für einen Verrath an der Freundschaft halte, vertrauliche Mittheilungen weiter zu geben.

„Ich glaube indeß,“ schloß er, „daß Graf Wolfsgarten mir nichts Näheres sagen wird.“

Sonnenkamp war innerlich empört, aber er lobte die Gewissenhaftigkeit Erichs, er sprach begeistert von seinem feinen Tact, seiner sittlichen Reinheit und seiner Ideengröße . . . ja, er bat ihn um Verzeihung, daß er einmal kurz geglaubt, Erich sei etwas mehr als der Freund Bella's. Er entschuldigte dieses kurze Unrecht mit seinen traurigen Erfahrungen und pries es als höchstes Glück, einmal einen wirklich edlen und reinen Mann kennen gelernt zu haben.

„Mein lieber junger Freund!“ sagte er mit zitterndem, ja mit einem wie von Thränen gepreßten Ton. „Ja, mein Freund, so nenne ich Sie, denn Sie sind es — habe ich auch selber nicht das Recht, Ihnen so nahe sein zu dürfen, wie ich wohl möchte, so bedenken Sie, Sie wirken ein Großes, ja durchaus Nothwendiges — nicht für mich, was liegt an mir? Sie bewirken es für unsern Roland . . . für unsern Roland!“ wiederholte er nachdrücklich.

Bei Nennung dieses Namens war es, als wenn Erich plötzlich erwachte; er erwiderte zunächst nur fragend, warum denn Herr Sonnenkamp für Roland den Adel wünsche.

„O mein Freund!“ fuhr Sonnenkamp zärtlicher werdend fort, „das ist das letzte, das einzige Ziel meines Ringens in der alten Welt. Wer weiß, wie bald ich sterbe, Sie bleiben der Freund, die Stütze meines Sohnes . . . geben Sie mir die Hand . . . Sie bleiben es. Ich sterbe in ruhiger Zuversicht, da ich ihn in Ihrer

Obhut weiß. Ach, man sieht mir nicht an, wie krank ich bin. Ich halte mich gewaltsam aufrecht, innerlich bin ich gebrochen. Die Mühen und Kämpfe des Lebens haben etwas in mir geknickt, was mir Niemand ansieht. Es kann plötzlich einmal enden und da möchte ich meinen Sohn in fester Geborgenheit zurücklassen. Mein Freund! Sie lieben unser schönes, unser herrliches deutsches Vaterland. Sie gewinnen dem Vaterland einen treuen, mächtigen Sohn. Bleibt Roland, wie er ist, behält er den Namen, den er hat, wird er sich immer als Bürger der Welt da drüben ansehen, wird nie ein echter Sohn unseres erhabenen deutschen Vaterlandes, in welchem allein ein Mann mit edlem Sinn und reichen Mitteln eine humane Mission erfüllen kann. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht so warm ausdrücke, wie ich es fühle, wie ich es zu Ihnen sollte. Ich sage Ihnen nur, Sie haben so viel an Roland gethan, machen Sie ihn nun auch zum Sohne Deutschlands, wenn nicht um unseret-, so doch um des Vaterlandes willen."

Sonnenkamp wußte wohl, welch eine tiefklingende Saite er in Erich berührte, und dazu der schmerzvolle, innige Ton des Vaters, und ein Blick, so groß, so weit, so andachtsvoll, als sähe er nicht nur über seinen Tod, sondern auch über alles einzelne Sein hinweg. Erich war erschüttert und sagte:

„Für Roland gebe ich mein Leben hin . . ."

Sonnenkamp wollte ihn umarmen, aber Erich bat, ihn ausreden zu lassen.

„Mein Leben kann ich hingeben, meine Grundsätze nicht; aber ich bin jede Minute bereit, mich von Vernunftgründen bekehren zu lassen. Glauben Sie denn, daß es für Roland ein Glück wäre, wenn er geadelt wird?"

„Das einzige, sonst gibt es keines. Sie verkennen mich gewiß nicht, mein lieber herrlicher Freund. Ich bekenne Ihnen offen, ich schätze das Geld hoch, ich habe es schwer erworben und möchte es auch erhalten. Ich möchte das bewegliche Besitzthum zum unbeweglichen machen, wenigstens zum guten Theil; mein Sohn soll das, was ich mit eisernem Fleiß erworben, frei genießen. O mein Freund, Sie wissen nicht, wie mein Leben hart gehämmert wurde, weil ich . . . Doch lassen wir das, es würde mich heute zu sehr erschüttern. Aber da fällt mir ja eine Hauptsache ein, gut, daß ich mich daran erinnere. Sie waren die Veranlassung, daß ich mein Dichten und Trachten auf diesen Gedanken brachte."

„Ich? Warum ich?"

„Erinnern Sie sich. — Am ersten Tage Ihres Eintritts haben Sie mir gesagt und noch oft bestätigt, Roland habe keine besondere Begabung, die ihn zu einem besonderen Berufe verpflichtet. Damals kränkte es mich, aber es ist vollkommen wahr. Gerade weil Roland nicht mit Genie begabt ist, soll er adlig werden, das gibt auch mittelmäßigen, nicht selbst erobernden Naturen Stellung und Halt. Man ist Baron, man ist Graf, damit ist man bereits etwas, hat nicht erst etwas zu werden; und ist er sonst noch etwas, ist man ihm dankbar dafür, findet es besonders schön. Ach, lieber Freund, ich spreche viel durcheinander."

„Durchaus nicht."

„Lassen Sie mich nur noch sagen: tritt Roland einst — ja vielleicht bald — in den Besitz von Millionen, ist er ein Adliger, so steht er nicht nur in der geschlossenen Reihe, sondern hat auch alle Verpflichtungen und höheren Aufgaben von Ehre, Wohlthätigkeit, Gemeinnützigkeit, und hat sie doppelt, weil er ein Neugeadelter ist. O mein Freund, ich öffne Ihnen mein ganzes Herz — Ich kenne fast die ganze bewohnte Welt, und soll ich Ihnen sagen, was ich gefunden?"

„Ich würde es dankbar aufnehmen."

„Nun denn, mein Freund; es gibt drei Menschengemeinschaften, die einen Zusammenhalt bilden, so daß man nicht allein steht. Von diesen Dreien muß man Eines sein in dieser zerfallenen Welt . . ."

Sonnenkamp machte eine Pause, und da Erich ihn fragend ansah, fuhr er fort:

„Ja, mein Freund, in der Welt muß man sein: entweder ein Jude, oder ein Jesuit, oder ein Adliger. Sie lächeln? Sie sind überrascht? Lassen Sie es mich erklären. Uebersehen Sie die ganze Welt und Sie werden finden, daß diese drei allein noch zusammenhalten, unverbrüchlich, beständig, sie bieten noch eine wirkliche Gemeinschaft. Ein Jude kann mein Sohn nicht werden, ein Jesuit soll er nicht werden, ein Adliger muß er werden."

Erich war wie benommen von alle dem, was ihm Sonnenkamp mittheilte, sein Freisinn sträubte sich, aber er sah, wie unzerstörbar der Gedanke in Sonnenkamp war, und rückwärts schauend, wurde ihm klar, wie Alles immer darauf gestellt und gerichtet war. Und sollte es nicht vielleicht gut sein, wenn Roland geadelt

wird? Daß dies allein im Stande wäre, ihm in Deutschland eine wirkliche Heimat zu geben?

Bis tief in die Nacht hinein legte Sonnenkamp dar, wie nothwendig der Adel für Roland sei, und übermüdet gab endlich Erich das Versprechen, daß er auch bei Clodwig dahin wirken wolle. Ruhelos lag er in seinem Bette, er erschien sich als ein Abtrünniger.

Vierzehntes Capitel.

„Ball“ ... „Amerikaner“ ... „Bräutigam“ ... konnte man am Morgen beim Brunnen in allen Sprachen hören, während Manna in der Stadtkirche noch lange, nachdem die Messe vorüber war, in sich zusammenschauernd vor dem Altar lag.

Sie rief um Hülfe, um Beistand gegen die Welt; sie wollte, eingedenk der Worte des Pfarrers, daß sie überall, wohin sie käme, einem Bruder, einem Vater ihr Herz aufschließen könne, auch hier beichten, aber sie unterließ es, denn Alles konnte sie doch nicht sagen. Zum ersten Mal in ihrem Leben verließ sie die Kirche mit schwer belasteter Seele.

Auf den Bergen wandelte Erich mit sich selbst kämpfend hin und her. Sonnenkamp hatte so offen mit ihm gesprochen, und doch hatte er das Eine nicht gesagt, daß Prancken mit der Verlobung wartete, bis Manna geadelt war.

Er erschrak, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte, und doch war er von einer sehr sanften Stimme gerufen. Professor Einsiedel war es, der ihm begegnete. Er klagte, wie er gar nicht fasse, daß er nun wochenlang nichts arbeiten und nur an die Pflege seines Körpers denken solle. Er wiederholte mit kindlichem Lächeln, eine Badecur sei eine Krankheit mit Spazierengehen; er müsse sich dem fügen, denn er müßte ja auch eine Krankheit aushalten, wenn er zu Bett läge.

Bald aber fragte er Erich nach dem Fortgange seiner Studien und wie weit er mit dem Werke gediehen, das er über die Sklaverei schreiben wolle.

Bevor Erich antworten konnte, theilte ihm Professor Einsiedel mit, wie er fort und fort Notizen für ihn sammle. Am auffälligsten

sei, mit welchen harten Worten Luther vom religiösen Standpunkt aus das Bestehen der Leibeigenschaft gerechtfertigt habe.

„Ich mache Luther keinen Vorwurf," setzte er hinzu, „er sah doch auch nur mit den Augen seiner Zeit, wie Andere in anderen Zeiten ja an Dämonen und ihre Austreibung glaubten. Und wie sehr selbst die Bedeutendsten in der allgemeinen Meinung ihrer Zeit standen, zeigt Bossuet, von dem der Ausspruch ist: Der da sagt, daß es keine Sklaven geben solle, sündigt wider den heiligen Geist."

Auf diesem Morgengange empfand Erich aber auch eine Befriedigung, wie er sie lange nicht gekannt.

Professor Einsiedel hatte sich im Walde scheu umgeschaut, als sollte Niemand das große Geheimniß vernehmen, das er kundgab, und er sagte:

„Lieber Doctor" — er nannte Erich stets Doctor — „ich habe viel über die Aufgabe gedacht, einen reichen Jüngling zu erziehen. Ich habe das Absolute nicht gefunden. Das Absolute ist ja überhaupt nur ein Gedankending. Aber einen Menschen so ausbilden, intellectuell und ethisch, daß man annähernd . . . bitte, bemerken Sie wohl, ich sage annähernd . . . daß man also annähernd sicher sein kann oder erwarten darf, daß er in jedem gegebenen Fall das Sittengesetz zu Rathe zieht, das ist das Einzige, was man thun kann. So weit ich die Welt kenne . . . und ich war ja auch einmal Hofmeister, freilich nur kurze Zeit . . . soweit ich die Welt kenne, haben die durch Geburt Vornehmen, und wahrscheinlich ist es auch bei den Reichen so, immer nur Wünsche und Verlangen. Nun ist die Aufgabe, das Wünschen und Verlangen und Erwarten zu einem Wollen, zu einer Selbstthätigkeit zu machen; dazu sind gute Ansätze in dem schönen Jüngling, er hat den Ernst des Lebens begriffen."

Nie duftete der Wald so kräftig, nie schimmerte die Sonne so hell, nie war die Luft so erquickend, die ganze Welt so durchklärt als in diesem Augenblick, da Erich dieses Zeugniß von seinem Lehrer empfing.

Zu anderer Zeit aber rüttelte Professor Einsiedel wieder Erich auf, indem er ihm vorhielt, daß auch er in den Fehler der Reichen verfalle, die die Pflege ihres höheren Selbst vergessen.

„Das Leben mit Andern ist gut," sagte er, „aber das Leben mit sich selbst ist besser; und ich fürchte, Sie haben nicht gut mit sich selbst gelebt."

Wie ein Schulknabe, der sich auf Lässigkeiten ertappt und zurechtgewiesen sieht, erging es Erich; er mußte gestehen, daß er die Arbeit aus den Augen verloren. Das Gesicht des Professors schrumpfte zusammen, als ob es zu lauter Falten würde, er schwieg lange, endlich sagte er:

„Sie fügen sich und Ihrem Zögling den größten Schaden zu.“

„Mir und meinem Zögling?“

„Ja. Sie haben keine wissenschaftliche Arbeit neben Ihrem zerstreuenden täglichen Beruf, und da ist kaum möglich, die nöthige Spannkraft und Frische zum Lehren zu finden. Ich bin auch Erzieher gewesen, habe aber immer mein wissenschaftliches Heiligthum für mich gehabt. Es ist ein Gebot der richtigen Erziehung, sich dem Zögling nicht immer zur Verfüguug zu stellen; er muß erkennen und wissen, daß neben ihm ein sein inneres eigenes Leben fortsetzender Mensch ist, daß Niemand einen Andern immerdar mit allen seinen Kräften zu Gebote haben darf. Sie dürfen sich nie als fertig ... bemerken Sie wohl, ich sage fertig ... betrachten, Sie müssen sich ständig fortbilden. Fertig sein ist der beginnende Tod. Sehen Sie das Blatt am Baum! Sobald es seine Grünungshöhe erreicht hat, geht es der Vergilbung und Welkung entgegen.“

Das, was der Mann hier auf dem stillen Waldwege laut kundgab, hatte Erich oft selber empfunden, aber sich nicht gestehen wollen.

„Non semper arcum tendit Apollo, sagt Horaz,“ erwiderte er nun mit dem Lieblingsdichter seines Lehrers.

„Allerdings spannt Apollo nicht beständig den Bogen, aber er legt ihn nicht ab, er bleibt sein unveräußerliches Attribut,“ entgegnete Einsiedel.

Lange gingen sie lautlos mit einander und der Professor begann wieder:

„Sie sind noch jung; das sind die Morgenstunden des Lebens, die dürfen Sie nicht versäumen. Ich mahne Sie als Lehrer und aus dem Geiste Ihres Vaters heraus. Ich habe Recht und Pflicht, das zu sagen, denn Sie sollen sich Ihren Vater als Warnung dienen lassen.“

„Als Warnung?“

„Ja. Wie gediegen und bedeutend er war, ist nicht nöthig, zu sagen, aber Ihr Vater klagte oft, daß er durch die Geltung

in der Gesellschaft den Zusammenhang mit der Wissenschaft verloren hatte; er konnte nicht mehr in die Systematik hinein. Noch mehr. Er dachte, so sehr er es vermeiden wollte, doch an die Menschen, während er schrieb, und man darf nur an die Idee denken; das ist unser Gottesdienst. Verlieren wir das, sind wir die ärgsten Götzendiener, und unser Götze ist nicht einmal so fest wie irgend ein Gebilde in einem Tempel, es ist der nichtigste Götze: die wandelbare Gesellschaftsstimmung."

Noch immer sprach Erich nichts, und der sanfte Mann fuhr fort:

„Sehen Sie, da ist wieder jener wunderbare Zusammenhang der Welt. Es ist mir gar schwer geworden, eine Badecur zu unternehmen, und mein Arzt wußte es nicht und ich wußte es nicht, daß ich hieher geschickt bin, um Ihnen vielleicht zur Erweckung zu werden."

„Ja, das sind Sie!" rief Erich endlich und faßte die kleine feine Hand des Lehrers. Er erklärte, daß er nur noch kurze Zeit, bis Roland in seine nächste Bestimmung eintrete, sich diesem ganz widmen wolle, dann aber der Wissenschaft allein zu dienen entschlossen sei.

Der Professor ermahnte ihn, nicht bis dahin zu warten, denn der Rapport mit der Wissenschaft dürfe nie unterbrochen werden.

„Uebrigens," setzte er hinzu, „bin ich keineswegs dagegen, wenn Sie sich dem praktischen Leben widmen; nur sollen Sie sich entscheiden, für das Eine oder für das Andere."

Als ein neuer in sich erweckter Mensch kehrte Erich in die Stadt zurück; er sah die Gefahr, in der er stand, durch Geltung im Leben, durch Aufbringung von Gedanken und Thatsachen, die er in festen Studien sich angeeignet, sich zu zersplittern, statt in sich fortzuschreiten. Ganz anders wie damals der Doctor, hatte ihn der Professor im innersten Wesen erfaßt.

Professor Einsiedel fand seine besondere Freude an Roland, und dieser war von einer Ehrerbietung und dienstfertigen Ergebenheit, daß Erich seine Herzerquickung hatte, wenn er die Beiden mit einander sah. Manches Wort, das der Professor sprach, drang tief in die Seele des Jünglings, und einmal sagte Roland:

„Man sollte gar nicht glauben, daß der lange Lieutenant und der Professor von demselben Menschengeschlechte sind!"

Erich ließ seinen Zögling gern mit dem Professor allein gehen

und sein Auge leuchtete, da Einsiedel ihm nach wenigen Tagen wieder sagte:

„Sie haben gute Arbeit vollführt; der Jüngling hat den idealistischen Stolz, den man auch geistige Vornehmheit nennen kann. Ich glaube, er kann nicht in Laster und Niedrigkeit verfallen, weil sein schöner Stolz die Gemeinheit derselben ihm abstoßend macht. Ein bis zum Stolz gehendes Selbstbewußtsein, wenn es recht gelenkt ist, kann ein sicheres Moralprincip werden."

Bella hatte es anfangs versucht, den Professor zur Zielscheibe ihrer Neckereien zu machen; aber er sah sie so kindlich und dabei wieder so still verweisend an, daß sie bald von dieser Tonart abließ und ihn ganz übersah.

Der scheinbar unerfahrene Mann hatte ein sicheres Urtheil über alle Begegnungen. Er erkannte Clodwig die antike Bezeichnung zu, daß er ein „schön-guter" Mann sei, er war besonders erfreut von dessen classischer Bildung und sagte:

„Die classische Bildung ist die Grundmauer von Quadern, sie wird in den Boden gelegt, bleibt unsichtbar, aber sie trägt den Bau sicher und fest."

Den Banquier fand er zu unruhig, aber er lobte an ihm eine große Dankbarkeit des Geistes, die er als einen jüdischen Charakterzug bezeichnete; Dankbarkeit für geistiges Geben sei in den Juden sehr lebendig.

Vor Sonnenkamp hatte Professor Einsiedel eine furchtsame Scheu. Er fand solche zwar ungerecht, denn der Mann hatte sich ihm ja nicht unfreundlich erwiesen, aber er konnte seine Empfindung nicht besiegen.

Er gestand einmal Erich, er habe Furcht vor Menschen, die so stark seien; er meine immer, Sonnenkamp wolle ihn wie ein kleines Kind auf den Arm nehmen und seinen Scherz mit ihm treiben. Uebrigens werde er diesen Mann nie ganz kennen lernen; es gehe bei der Wahrnehmung im Verständniß eines Charakters wie bei der Entzifferung einer aufgefundenen Steinschrift; was nicht der erste frische Blick enträthselt, das findet man durch langes und angestrengtes Betrachten nicht mehr.

Eine ganz neue Belebung zeigte sich aber, als Professor Einsiedel mit Manna vertrauter wurde.

In seinem Verhältniß zu Erich war es ihm alsbald offenbar geworden, wie er von der unsichtbaren Macht, die alles Leben

einigt, zum Heil hierher geschickt worden war; bei Manna erkannte er das nicht, und doch war es hier noch weit mehr, denn Manna war suchend und hülfsbedürftig und schloß sich dem feinen, so kindlich hülflosen Manne wie eine sorgsame Tochter an.

Noch hat die Wissenschaft nicht vollkommen ergründet, wie sich die Heilquellen bilden, und Niemand kann ahnen, wie ein Mensch dem andern durch unfaßbare Vorbereitung zum Heil oder zur Umstimmung wird.

So wirkte Professor Einsiedel auf Manna in ungeahnter Weise.

Als sie ihm berichtete, daß sie ins Kloster gehen wolle, sagte er:

„Ich könnte Sie fast beneiden. Wäre ich Katholik, ich ginge in ein Kloster, aber ich möchte ein solches von lauter Männern der Wissenschaft, die nicht Zeit und Geschick haben, für die Lebensbedürfnisse zu sorgen, und doch große Arbeiten vollenden müssen."

Manna war zaghaft, aber wie in Erinnerung an ihren alten Muth und ihre alte Sicherheit wagte sie, wenn auch nur in Form der Frage, den Professor auf die Nothwendigkeit und die alleinige Sicherheit des Glaubens hinzuweisen.

Sie war ganz erstaunt, wie der sonst so ruhige Mann da plötzlich aufflammte.

„Wir kämpfen nicht mit der Kirche," sagte er. „Die Kirche konnte die Welt nicht gestalten, keinen Staat, keine Gesellschaft bilden; sie konnte Krankenhäuser und Waisenhäuser gründen, das ist Alles. Das Leben ist nicht ihr, sondern der classischen Bildung, der fortschreitenden Cultur. Ich habe einen Collegen in der Universität, der beständig behauptet, das Corpus juris habe für Ordnung der Welt weit mehr geleistet, als die Fragmente, die man die Bibel alten und neuen Testaments nennt. Ich stimme dem nicht bei, denn die Bibel hat auf einen andern Nerv im Organismus der Menschheit gewirkt. Und nun beachten Sie wohl: Zwei große Ideen hat die Welt aus dem classischen Alterthum geerbt, diese Ideen heißen Staat und Nationalität. In diesen Beiden ging der Mensch auf. Da erschien die Religion und pflanzte die Einheit der Menschheit in die Gemüther; die Menschen sollten Brüder und die Menschheit ein Einziges sein. Das konnte nur die Religion gründen, das gelang nicht dem Römerthum, nicht dem alten und nicht dem neuen Cäsarismus. Die Religion hat ihren Beruf erfüllt, sie hat den Gedanken der Menschheit in die Welt gesetzt. Nun sammeln sich die Völker wieder in geschlossenen Staaten, in Nationalitäten;

darüber darf aber die Idee der Menschen-Einheit nicht verloren sein. Aber entschuldigen Sie, ich verfalle in den Lehrton."

„Nein, nein. Ich verstehe, bitte, weiter."

„Nun denn, was einmal reine Idee war, ist unverloren in der Welt; nur soll es nicht verlangen, immer und ewig einziger Ausdruck der Idee sein zu wollen. Hier ist der Punkt, der uns Ungläubige, wie man uns nennt, von den Gläubigen unterscheidet. Ich will Ihnen Thatsachen aus der Gegenwart anführen — aber langweile ich Sie nicht?"

„Wie mögen Sie so gering von mir denken!"

„Ja, verzeihen Sie. Unser Jahrhundert arbeitet an zwei großen Dingen, an Aufhebung der Leibeigenschaft und Vertilgung der Sklaverei; sie werden vollzogen, aber nicht durch die Kirche, sondern durch die fortschreitende Cultur. ... Ich will Sie nicht beirren, aber thun Sie das nicht wieder ... thun Sie das ja nicht mehr. Ich bin ein geduldiger Mann, sehr geduldig, ich störe Niemand, aber ich muß sehr bitten, mit solchen Sachen nicht in mich eindringen zu wollen. Wie gesagt, es thut mir leid, wenn ich etwas beleidigt habe, was Ihnen hoch und heilig ist; es wird Ihnen hoffentlich bleiben, auch wenn ich es ablehne. Aber ich bitte ... ich bitte sehr, mich nicht mehr mit Solchem anzugreifen."

Manna ging neben dem Professor und wünschte, daß eine himmlische Macht käme, die sie hinwegtrüge von der Seite dieses Mannes.

Wohin ist sie gerathen?

Was hat sie hören müssen? Und das von einem Manne, der kein Weltling ist, der nichts will, als ruhig und arbeitsam sein Leben vollenden!

Es kam keine himmlische Macht, die sie hinwegtrug, und sie beschwichtigte sich im Innern.

Es ist gut, daß sie das auch noch gehört von einem Manne, den sie nicht verwerfen kann. Das ist die letzte Probe des Versuchers, er soll sie nicht irre machen. So gelobte sie sich und preßte die Hand aufs Herz, als ob sie sich an etwas anklammern müsse. Aber es war entschwunden, sie konnte es nicht mehr fassen. Das, wofür sie ihr Leben opfern wollte, konnten die dort nicht annehmen, denn dort, wo sie es opfern wollte, war nichts geschehen zur Tilgung des Ungeheuerlichen.

Sie wollte sich fortan von dem Professor zurückziehen, aber sie fand dies ungerecht.

Was hat er gethan, als frei und offen sich zu seiner Ueberzeugung bekannt?

Sie widmete sich ihm aus Anhänglichkeit; sie erkannte, daß dem Manne die Wahrheit, wie er sie erfaßte, über Alles ging, und daß er jeden Irrthum als das Uebel ansah.

Der Professor gestand ihr offen, daß er bereue, ihr so Fremdes mitgetheilt zu haben, und daß es ihn sehr schmerzen würde, wenn er ihr Gewissen beirrt; er bitte nur, sie solle auch an das reine Ideenleben Anderer glauben.

Beide vermieden fortan jedes Streifen ins Gebiet des Religiösen, und nur manchmal sah Manna auf und ihre Augen wurden größer, wenn der Professor Aussprüche der Heiden citirte, die Wahrheiten enthielten, welche sie für das alleinige Besitzthum der Kirche gehalten.

Vor ihrem Auge that sich ein weit gespannter Horizont auf, innerhalb dessen die verschiedenen Religionen nur wie Vorgebirge sich darstellten.

Dieser unscheinbare, zart organisirte Mann erschien als die vollkommene Individualität, die in der humanen Betrachtung alle Gegensätze in sich aufgenommen und ausgeglichen. Sie sah die Ehrerbietung Erichs gegen ihn, seine kindliche Fügsamkeit, sein treues Aufmerken, die Unterordnung, die er zu jeder Stunde zeigte. Sie beobachtete Erich immer scharf. Also dieser Mann mit dem stark betonten Selbstbewußtsein ist so bescheidener Verehrung für Andere fähig?

Professor Einsiedel ging manchmal mit einem alten eingeschrumpften Männchen von äußerst demüthiger Erscheinung; so oft er Manna begegnete und sie ansprach, zog sich der Genosse zurück, wie wenn er nicht das Recht habe, auch in die Gemeinschaft der Menschen einzudringen.

Professor Einsiedel erzählte Manna einst dessen Geschichte.

Sie waren mit einander auf der Schule gewesen, der Genosse war früh ausgetreten, weil ihm seine Eltern gestorben waren und er für Geschwister zu sorgen hatte. Er war Buchhalter in einem großen Bankgeschäft, er unterhielt seine verwittwete Schwester und deren Kinder. Unter großen Entbehrungen sparte er sich eine beträchtliche Summe, und einst, als er im Theater gewesen und

heimkam, sah er, daß sein Neffe den Schreibtisch erbrochen und ihm sein ganzes Besitzthum gestohlen hatte. Er erfuhr, daß er nach Amerika entflohen sei. Ohne je ein Wort davon zu verrathen, fing er nun von Neuem an zu sparen und zu kargen, und opferte er sein Leben einem Andern.

Der Professor konnte nicht ahnen, wie diese einfache Geschichte Manna ergriff.

Er sprach auch viel von der Mutter Erichs; er setzte voraus, daß Manna in inniger Freundschaft mit ihr stehe, und konnte nicht genug Worte finden, den Edelsinn dieser Frau zu schildern.

Manna lächelte, da er sagte, er habe ehedem eine geringe Ansicht von den Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts, vor Allem aber das Vorurtheil gehabt, daß es keine Humanität besäße. Die Professorin Dournay indeß habe ihn bekehrt und ihm gezeigt, daß alle guten Manneseigenschaften in einer Frau noch schöner seien. Auch Manna hatte Erfreuliches zu berichten; im Aussprechen gegen den Professor fand sie das Beste in den Menschen heraus.

Sonnenkamp sah indeß mit Aerger die Curzeit vorüberstreichen, ohne daß er zu einer Entscheidung in seiner nächsten Angelegenheit gelangte. Der General, der auf Villa Eden sein Gast gewesen, war angekommen, um mit dem Fürsten nach Beendigung der Brunnencur ins Seebad zu reisen. Der General war Ordenskanzler. Sonnenkamp forschte nach dem Stande seiner Angelegenheit. Der General war sehr zurückhaltend und ließ sich nur zu der Aeußerung herbei, daß nicht er, sondern Graf Wolfsgarten von Entscheidung wäre.

Sonnenkamp hatte bisher immer eine Scheu gehabt, mit Bella über seine Adelserhebung zu sprechen, er hatte das Gefühl, daß er bei ihr dadurch in eine falsche Stellung trete; jetzt überwand er das und sprach mit ihr über die nothwendige Mitwirkung Clodwigs. Sie lachte ihn zuerst aus, daß er etwas Derartiges wolle, daß er nach einem Adelsbrief strebe, der ja bald für einige tausend Gulden auf dem Trödel zu haben wäre; am hiesigen Hofe sei es allerdings noch etwas schwieriger, aber wer frage danach, wo man geadelt worden, wenn man es nur sei. Uebrigens fand sie es auch nicht angemessen von Sonnenkamp, daß er seine Ausnahmsstellung aufgebe und sich in eine Genossenschaft einreihen lasse, und sei es auch die Adelsgenossenschaft.

Es gelang Sonnenkamp nicht, das Räthsel zu lösen, ob Bella

es in der That seiner nicht würdig halte, sich adeln zu lassen, oder noch ein gewisser Ahnenstolz in ihr ihn auf höfliche Weise abwendig machen wolle. Trotz fein gestellter Fallen konnte er nicht erkunden, was Bella dachte und wollte; sie merkte die Schlinge und entschlüpfte immer gewandt. Sie spielte mit ihm, bald ließ sie ihn glauben, sie halte ihn für zu hoch, um sich irgendwem gleich zu stellen, bald ließ sie ihn verstehen, er solle aus diesem Kreise wegbleiben, in welchem er doch nie heimisch werde. Wenn Sonnenkamp über dieses schillernde Spiel empört war, wußte sie ihn wieder mit einem Blick, mit einem Wort zu bezaubern.

Der Fürst, der General, Clodwig und Bella reisten in den nächsten Tagen ab; konnte Sonnenkamp nun den Fürsten nicht gewinnen, so wollte er sich doch die ganze vornehme Welt verbinden. Er bereitete ein Fest im sogenannten Hans-Heilingthal vor.

Fünfzehntes Capitel.

Der Tag des Festes war gekommen. Roland ritt mit Prancken voraus, Sonnenkamp fuhr mit dem Banquier, Erich mit Clodwig. Der Tag war sonnig, aber nicht zu heiß. Eine bunte Gesellschaft stieg auf der Höhe aus den Wagen und wandelte den Waldweg hinab nach dem Thal.

Erich versuchte es, von der Adelserhebung Sonnenkamps zu sprechen, aber sofort fiel Clodwig ein und verwehrte ihm mit einer gewissen väterlichen Strenge, sich zu dieser Sache in Beziehung zu bringen. Zum ersten Mal war etwas in dem Blicke Clodwigs, das Erich nicht verstand. Schweigend gingen sie des Weges.

Als sie im Thale ankamen, nahm Sonnenkamp Erich bei Seite und fragte hastig, wie das Gutachten Clodwigs laute. Erich erwiderte, daß Clodwig jede Besprechung der Sache ablehne.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen sehr,“ stieß Sonnenkamp hervor ohne ersichtlichen Grund.

Am Ufer des Waldbaches im Hans-Heilingthal hatte Joseph die Tafel geordnet, Sonnenkamp hatte nur noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen. Die Gesellschaft, die sich zusammengefunden, war auserlesen und von der Anordnung überrascht. Der lange

Lieutenant besonders war sehr redselig, und Sonnenkamp sah ihn immer seltsam an, denn er, der doch kein Oesterreicher war, nannte ihn immer Herr von Sonnenkamp. Eine Musikbande war im Walde aufgestellt und spielte schöne lustige Weisen. Man schaute auf nach der Felsengruppe, die nach der Sage ein von Unterirdischen versteinerter Hochzeitszug sein sollte.

Bella fragte, zu Erich gewendet, woher diese Sage entstanden sein möge. Alles hörte aufmerksam zu, da dieser erklärte, daß hier eine Variation aus dem Sagenkreis des Tannhäuser gegeben sei und daß im Morgendämmer der Erkenntniß eine Rückbildung von Sagen stattfinde, die aus dem Räthsel über Entstehung unserer Erde ahnungsvoll sich ableitet.

Da ertönte plötzlich ein Waldhorn; oben bei den Felsen und unten im Thal zeigte sich ein überraschendes Schauspiel. Eine Bande von Zigeunern, phantastisch gekleidet, brach plötzlich herein, spielte wilde Weisen und vor Allem ein junger Geiger mit blauschwarzen Haaren tanzte und sprang geigend im Kreise. Alles war voll Lob gegen Sonnenkamp, der immer Ueberraschendes anzuordnen verstehe; man wußte nicht, war es Bescheidenheit oder Wahrheit, da er bekannte, er sei selber überrascht. Ein Blick zwischen ihm und Lutz zeigte, daß dies Wahrheit.

Bella ermunterte die Zigeuner zu immer wilderen Weisen, und als sie erfuhr, daß die Leute in der Nähe ihre Lagerstatt aufgeschlagen hatten, ging sie mit einigen Frauen und Männern dorthin; auch Roland mußte sie begleiten. Sie bedauerte, daß Professor Einsiedel nicht da war, der ihr gesagt hatte, daß die Sprache der Zigeuner mit dem Sanscrit zusammenhänge. Nun fragte Bella ringsumher, ob Niemand von der Gesellschaft zeichnen könne. Das magere Pferd, das an einem Heubündel fraß, den Wagen, die alten Frauen, die um ein offenes Feuer saßen, mußte sofort der lange Lieutenant für sie zu zeichnen versuchen. Ein wild dreinschauendes braunes Mädchen, das eine weite Crinoline trug und keck aus einer kurzen Pfeife rauchte, wurde schnell der Günstling Bella's. Sie fand ihre besondere Lust an diesem keckсen Wesen. Sie schenkte ihm einen bunten Shawl, den sie ihm sofort als Turban aufsetzte. Manna sah nachdenklich drein; die Art, wie Bella die Menschen als Puppen behandelte, zeigte sich ihr.

Manna ging mit der Gesellschaft, aber sie lebte nur wie träumend. Im Innersten dachte sie Alles dieses bereits als

Erinnerung, die sie beim Abschiede von der Welt sich vergegenwärtigen solle. Schon jetzt rückte sich's ihr in die Ferne, wie ein Vergangenes; sie stand inmitten des Lebens wie abwesend, denn sie hielt gewaltsam den Gedanken fest, daß sie diesem ganzen Treiben entsage. Dieses Jahr draußen in der Welt war ein Prüfungsjahr, und sie freute sich, daß schon Monate dieses Jahres vorüber waren.

Am Bergrande unter schattigen Tannen waren große Teppiche ausgebreitet, auf denen sich die Damen niederließen, während die Männer noch bei Tafel sitzen blieben und auf die Mahnung des langen Lieutenants, der seine Skizze vollendet hatte, nun zur Flasche zusammenrückten.

„Warum sind Sie nicht von Adel?“ fragte der lange Lieutenant Herrn Sonnenkamp.

„Weil Herr Sonnenkamp ein Bürger ist,“ versetzte Clodwig.

„Aus Bürgern kann man aber Adelige machen, wenn man Millionen —“

Prancken winkte unwillig dem Kameraden, so daß er plötzlich abbrach, aber der Cabinetsrath hielt es am Orte, da man das Gutachten Clodwigs zu erwarten hatte, hinzuzufügen:

„Ja, Herr Lieutenant, wenn Edelsinn, große Kraft, Wohlthätigkeit und Würde zum Adel bestimmen, so ist ... so wird unser Herr Sonnenkamp adlig.“

Der lange Lieutenant glaubte einen guten Witz zu haben, und den kann man nicht unterdrücken, auch wenn man nicht Champagner getrunken; er rief:

„Sehr schön — deliciös! Herr Graf von Wolfsgarten, Sie sind der Gescheidteste von uns Allen; sind Sie auch der Meinung, daß eine Million geadelt werden muß? Nicht die Million, sondern der die Millionen hat.“

„Es ist mehr als liebenswürdig von Ihnen,“ entgegnete Clodwig, „daß Sie Ihre Machtvollkommenheit, den Gescheidtesten zu ernennen, auf mich anwenden.“

„Danke, der Hieb sitzt,“ rief der lange Lieutenant. „Aber bitte, weiter, nun auch Ihre Meinung.“

„Ich glaube,“ sagte ein dicker zurückgezogener Hofmarschall, der sich rühmte, bereits sechzehn Pfund an Gewicht hier abgenommen zu haben, „ich glaube, unser edler Wirth hat das Recht, zu verlangen, daß wir diese Erörterung nicht hier und

nicht jetzt führen. Nicht wahr, Excellenz?“ wendete er sich an Clodwig.

Aber bevor dieser geantwortet hatte, fiel Sonnenkamp ein:

„Im Gegentheil, es würde mich freuen, wenn meine verehrten Gäste mir die Ehre angedeihen ließen, mich als zugehörig zu betrachten und die Erörterung weiter führten; ja ich möchte dies sogar als einen Beweis ansehen, daß Sie mich nicht als Fremden betrachten.“

Clodwig, der seine strenge Ordnung durchbrochen und auf vieles Zureden zwei Gläser Champagner getrunken hatte, gewann plötzlich eine schelmische Miene und rief:

„Nun denn, Herr Sonnenkamp, so sagen Sie uns zunächst Ihre eigene Meinung.“

„Ja, ja,“ rief der lange Lieutenant, „wer Millionen erworben hat und ein solches Feenfest herrichten kann, der muß —“

„Bitte,“ unterbrach Clodwig, „lassen Sie Herrn Sonnenkamp sprechen.“

„Meine Verehrten,“ begann dieser, „ich habe alle Welttheile unserer bewohnten Erde betreten und überall gefunden, daß es eine Aristokratie gibt und geben muß.“

„Ist ja auch unter Pferden und Hunden so,“ warf der lange Lieutenant ein. „Die Gräfin Dingsda aus Rußland hat zwei mausgraue Windhunde, die von der Kaiserin Katharina — wollte sagen von den Hunden der Kaiserin Katharina abstammen.“

Der von sechzehn Pfund entlastete Hofmarschall raunte dem langen Lieutenant zu, doch an sich zu halten; er exponire sich und die ganze Gesellschaft. Der lange Lieutenant fuhr sich mit der Hand über die Stirne und versprach leise, zu gehorchen.

„Erzählen Sie weiter,“ bat Clodwig, und Sonnenkamp fuhr fort:

„Es ist auch für die wilden Stämme ein Glück, wenn sie Geschlechter besitzen, die in geschichtlicher Fortsetzung die Sammelpunkte und Haltpunkte für sie bilden, und neue sich durch Muth und Klugheit hervorthun, wenn man so sagen darf, eine neue Dynastie bilden.“

Der Schweiß stand Sonnenkamp auf der Stirn, Clodwig sah das und nahm das Wort:

„Man könnte sagen, daß vielleicht der Adel vorzugsweise die

Berufung hatte, Bildung und Muth zu vereinen; nie sollte Eines ohne das Andere sein. Der Adel war — ich hoffe, Sie verstehen mich recht — die Tradition dessen, was in der Vorzeit einmal der hervorragenden Kraft eingeboren und von ihr erworben war und nun zu einem Erbrecht, noch mehr zu einer Erbpflicht wurde. Der Adelige war der Mensch, der Natur und Geschichte in sich vereinigt; das sich stets erneuernde Menschengeschlecht erhielt dadurch eine gewisse geniale Continuation. Der Adel hatte ein angebornes Amt. Er sollte aus seiner Natur handeln, aber dabei verpflichtet von gegebenen historischen Bedingungen."

„Mir soll der Sect im Leibe gefrieren, wenn ich von all dem ein Wort verstehe," sagte der lange Lieutenant zu dem Hofmarschall, der sich sehr anstrengen mußte, den curwidrigen Schlaf von sich abzuwehren. Er erwachte plötzlich und sagte:

„Ja, ja, Sie haben recht, aber bitte, halten Sie sich ruhig."

„Sie selber," nahm der General auf, „achten gewiß auch den rechten Ahnenstolz, den auf Tapferkeit und Tugend der Vorfahren. Wer einmal durch eine Gallerie gegangen, in der die Bilder seiner Ahnen auf ihn niederschauten und seinen Gang betrachteten, der behält sein Lebenlang eine Wirkung in der Seele; auf seinen ganzen Lebensgang begleiten ihn die Blicke seiner Ahnen."

„Sehr wahr! sehr wahr!" riefen Viele.

„Und was wollen Sie damit?" fragte Clodwig. „Kehren Sie zu unserer Frage zurück."

„Ja, das wollte ich. Warum soll diese historische Bedingung nicht immer wieder erneut werden?"

„Ganz recht, das ist die richtige Fragestellung," erwiderte Clodwig. „Ist unsere Zeit eine solche, die noch eine besondere Pflicht und damit ein besonderes Recht für den Adel ermitteln kann? Wir stehen in der Rechtsgleichheit, wir haben keine Ständegliederung mehr. Es gibt nur noch zwei Classen von Menschen: Männer von Ehre und Männer ohne Ehre. Der Adel, der die Erb-Ehre sein will, ist im Zeitalter der Rechtsgleichheit abständig geworden und unwiederbringlich eine absterbende Institution. Ich habe einem berühmten Badearzt die Aufgabe gestellt, an den ihm vorkommenden Exemplaren des europäischen Adels die Lebensfähigkeit und Lebensdauer des Adels in den verschiedenen Völkern zu studiren, und ich erwarte bedeutsame Resultate davon. Wozu sind noch die Wappen? Um auf Ofenschirme, Sophakissen und

Reisetaschen gestickt zu werden. Die allgemeine gleiche Wehrpflicht ist grundmäßige Aufhebung des Adels. Wissenschaft, Kunst, Gewerbe sind die Factoren unserer Zeit und zur Theilnahme an denselben ist das ganze Volk unterschiedlos gleichmäßig berechtigt und gleichmäßig verpflichtet. Der Adel ist ein Widerspruch mit der Geschichte, in der wir stehen; er hatte noch eine Bedeutung, so lange der Grundbesitz auch der Boden der Staatsmacht war; das ist vorbei, seit sich die langen Schornsteine in die Luft strecken, seit die Macht der beweglichen Habe, das ideelle Besitzthum — denn alle Staatspapiere sind nur ideelles Besitzthum — die Macht des Grundbesitzes weit überragt. Jenes flüssige Besitzthum hat das Gute, daß die todte Hand es nicht festhalten kann; auch die fideicommissarische Erb-Hand ist eine todte Hand. Ich bin durchaus nicht dagegen, daß der heutige hohe Adel seinen Namen zu Actien-Unternehmungen hergibt; das sind bessere Dinge als Titel und Orden, und es läßt sich da nicht nur gewinnen, sondern auch wirken. Ich danke es dem edlen Jacob Grimm, daß er in seiner Rede auf Schiller den Widersinn aussprach, daß man Goethe und Schiller adeln zu können glaubte. Heutigen Tages ist der Adel nur noch ein Name, eine Decoration, weiter nichts. Man geht ja sogar schon so weit, daß man Juden adelt."

„Sie werden doch nicht," warf der Banquier ein, „die Gleichberechtigung der Confessionen da aufheben, wo diese Gleichberechtigung an das mit Wappen verzierte Thor des Adels anklopft?"

„Gleichberechtigung!" rief Clodwig. „Lieber Freund vom alten Stamme, ist es nicht eine tolle Verkehrtheit, die Gleichberechtigung zur Aufhebung der Gleichberechtigung zu benutzen? Wenn man überhaupt adlig werden kann und es nicht geworden sein muß, so können auch die Juden adlig werden; aber sie sollen es nicht wollen, sie sollen den Verrath und die Abtrünnigkeit erkennen. Soweit ich sehe, sind die Juden — ich kümmere mich nichts um die Religion — eine ständige, lebendige Mahnung, den Menschen nicht danach zu beurtheilen, was er glaubt, sondern danach, was er in Tugend und Bildung leistet. Die Juden sind, je nachdem man es nimmt, ein Volk von Adligen — denn wer hat einen älteren, reineren Stammbaum? — oder auch sie sind gewissermaßen stolz darauf, daß ihre Vorfahren einmal Sklaven waren. Ich verdanke einem alten Rabbinen, den ich einmal im Bade traf, einen großen Gedanken. Er erklärte mir,

es läge ein großer Anreiz, um das Höchste zu erringen, im Gedanken an eine Vergangenheit, die einmal Sklaverei gewesen. Vieles, was an den Juden wunderbar erscheint, erkläre sich aus diesem Einen. Sie waren Sklaven in Egypten, das hat ihnen etwas Großes eingepflanzt, einen Stolz und eine Demuth, eine Ausdauer gegen jegliche Unterdrückung, eine Erkenntniß jeder Rechtsverkümmerung und jedes fremden Leids, und daraus ein Mitgefühl, das ohne Gleichen in der Geschichte ist."

Clodwig machte eine Pause, dann fuhr er fort:

„Ein Jude aber mit Adelswappen, mit Helm und Schild und dem ganzen Krimskrams — schon der Anblick müßte ihn kränken; denn zur Zeit, als man Helm und Schild trug, waren seine Vorfahren Kammerknechte des Kaisers und fast vogelfrei. Ein Jude, der zum Christenthum übertritt, kann dies aus Ueberzeugung vollführen, weil er, abgesehen vom Dogma, es als einen Fortschritt anerkennt, was Jesus in der Geschichte der Bildung hervorgebracht. Viele thun es aus Leichtfertigkeit, weil es ihnen zu lästig ist und sie sich nicht verpflichtet erachten, ein fortgesetztes Martyrium zu übernehmen für sich und ihre Kinder. Das Alles mag hingehen, obgleich sich gegen Religionswechsel noch Vieles sagen ließe. Aber ein Jude, der adlig wird, ist ein so geckenhafter Anachronismus, wie er nicht schärfer gedacht werden kann. In das wachsende und werdende lebendige Bürgerthum eintreten, ist Recht der Juden und ihre Pflicht. Oder soll es auch eine Kette von jüdischen Adelsfamilien geben, die nur unter einander heiraten? Je weiter man darüber denkt, desto widersinniger wird der Wirrwarr. Nun aber, ich wollte nicht von den Juden reden und bitte um Entschuldigung, daß ich mich so verirrte."

„Wollen wir nicht überhaupt diese Erörterung abschließen?" bat Prancken.

„Ich bin gleich zu Ende. Nur noch ein Wort, um nicht blos abzubrechen. So lassen Sie mich noch kurz sagen, daß ich jede Adelsernennung eines Bürgerlichen, um mich nicht schärfer auszudrücken, für einen historischen Widersinn halte. Wer den Bürgerstand verläßt, ist ein Ausreißer, ein Abtrünniger, ich will nicht sagen, ein Verräther und ein Aberwitziger zugleich, indem er die siegende Fahne des Bürgerthums verläßt. Ich weiß, was die Bürgerlichen wollen; sie wollen den Besitz an die Familie ketten, Fideicommisse gründen, die Söhne von Millionären wollen Junker

werden; aber es gibt doch nur ein verkrüppeltes Geschlecht, Wurzelbrut, sogenannten Stockausschlag, der nicht zum Baum wird."

Clodwig hatte nach verschiedenen Seiten hin gesprochen, er wollte seinen Standesgenossen scharf zu Gemüthe gehen, er wollte Sonnenkamp und den Banquier zu einer Wendung bringen, denn er wußte, daß man auch den Banquier anreizte, nach dem Adel zu trachten, und er wollte ihn ein- für allemal bekehren. Jetzt, da er das bewegliche Antlitz seines alten Freundes sah, wendete er sich an ihn und sagte:

„Ich sehe Ihnen an, Sie wollen noch etwas hinzufügen."

„Nur Unbedeutendes," erwiderte der Banquier achselzuckend und hielt Clodwig und Sonnenkamp seine offene goldene Dose hin. „Unser Herr Wirth ist ja selbst ein Beispiel davon, daß es in der neuen Welt höchste Ehre ist, ein Self-made-man zu sein; Nichts ererbt und Alles erobert zu haben. Self-made-man ist, wenn man so sagen darf, sein Wappenspruch. Ihr zum Präsidenten designirter Abraham Lincoln ist ein weiteres Beispiel: Holzfäller, Schiffer gewesen zu sein und zur höchsten Ehre emporzusteigen, das ist's. Kennen Sie Lincoln persönlich?"

„Ich habe nicht die Ehre," erwiderte Sonnenkamp.

Man stand auf. Die Männer aus der hohen Gesellschaftsschicht aller deutschen Länder starrten einander an, und wenn heut noch ein Zauber möglich wäre, sie wären versteinert, wie dort der Hochzeitszug. Der lange Lieutenant und der zur Ruhe gesetzte Hofmarschall hätten sehr groteske Steinfiguren gebildet. Wie ist es möglich, daß ein Mann von Adel, ein Graf Wolfsgarten, so spricht?

Man ging zu den Damen. Clodwig und Erich hielten sich noch etwas zurück; Erich hatte während der ganzen Erörterung kein Wort gesprochen. Jetzt sagte Clodwig, wie er sich ärgere, daß er noch so jugendlich unbesonnen sei, vor Menschen, die eigentlich nichts Ernstes hören wollen, sich ganz zu geben.

„Und ich danke Ihnen," erwiderte Erich.

„Ja," schloß Clodwig, „ich will mich dünken lassen, ich hätte zu Ihnen allein gesprochen."

Er ging mit ihm nach dem Walde, wo die Damen die teppichbelegten Sitze verlassen hatten; dort setzte er sich mit Erich nieder und schaute zu, wie die junge Welt drunten auf der Wiese tanzte.

Sonnenkamp stand an eine hohe Tanne gelehnt, er stand da

wie versteinert und wünschte fast, daß die ganze Gesellschaft versteinerte.

Unterdeß sagte Clodwig zu Erich:

„Sie haben heut früh nach meinem Gutachten geforscht, ich glaube, daß Sie jetzt wissen können, wie es lautet. Ich habe bündig erklärt: ich widerspreche unbedingt jeder Adelserhebung; Ihnen aber, junger Freund, kann ich sagen, daß Herr Sonnenkamp alle Aussicht hat, denn mein Gutachten ist nicht das entscheidende."

Erich hatte Lust, zu Sonnenkamp hinabzugehen und ihm diese Eröffnung mitzutheilen, er hatte seine Zerschmetterung beachtet und wollte ihn nun aufrichten; der Mann, der Alles für seinen Sohn wollte, that ihm im Herzen leid. Aber er hielt sich zurück, er mochte an dieser Sache durch kein Wort Theil haben. Er erzählte Clodwig, daß Roland ihm am Ballabende das Geheimniß der Adelserhebung habe kundgeben wollen, daß es aber sein Vorsatz sei, mit dem Jüngling nichts davon zu sprechen, obgleich der Vater ihm nun die Eröffnung gemacht. Roland habe die Sache bis jetzt ruhig in sich getragen, und es erschien besser, sie zu übersehen, damit keinerlei Widerspruch gegen die Maßnahmen des Vaters sich in dem Sohne bilde.

Es war eine erquickliche Stunde, wie die Beiden so beisammen saßen.

Der lange Lieutenant schien das einsame Denken Sonnenkamps zerstreuen zu wollen; er sagte sehr zutraulich:

„Herr von Sonnenkamp! Haben die Neger auch musikalisches Talent?"

„Die Neger halten Vieles für Musik, was nichts als Lärm ist," erwiderte Sonnenkamp, „und manche Weise halten das für ein Gespräch, was . . ."

Er suchte nach einem Wort, er schien keines zu finden, was ihm scharf und doch zugleich höflich genug war; endlich sagte er:

„. . . was man vielleicht in der kleinen Residenz für ein Gespräch hält."

Er begab sich zur lustigen Gesellschaft und man wanderte unter Musik heimwärts, bis zu den Wagen.

Auf dem Wege durch den Wald hatte es sich gefügt, daß Manna mit Erich ging; Beide wußten nicht, wie das geschehen war. Sie gingen eine gute Strecke still neben einander.

„Wie ich höre," begann Manna endlich, „hat Graf Clodwig sehr scharf gegen den Adel gesprochen. Findet er auch, daß Bevorzugung durch Geburt ein Widerspruch gegen die Religion ist?"

„Nein, davon sprach er nicht."

Wieder gingen sie wortlos weiter.

„Wo nur heute unser Freund Professor Einsiedel gewesen sein mag," nahm Manna wieder auf. „Ich bin nun auch seine Schülerin."

„Und es ist ein Glück," entgegnete Erich, „diese freie, fromme Seele zu kennen."

Sie sprachen nicht mehr, aber sie empfanden Beide, daß diese Verehrung, die sie zu einem Menschen hatten, ihnen eine Einigung eigener Art gab.

„Erich! Manna!" rief plötzlich eine Stimme und hallte wider im Wald. Sie standen wie erstarrt, ihre Namen so in Eins gerufen zu vernehmen und im Widerhall von der versteinerten Gruppe des Hochzeitszuges vervielfältigt.

Roland kam und führte Manna an der Rechten und Erich an der Linken und so gingen sie bis zu den Wagen, wo sie einstiegen.

Sechzehntes Capitel.

Sonnenkamp fühlte sich vom Hof zurückgesetzt oder vielmehr völlig übersehen, er durfte aber keine Verletztheit zeigen, denn dadurch verliert man an Ansehen; er ließ es daher nicht an fortdauernd gleichmäßiger Ehrerbietung fehlen, auch wenn ihn der Fürst nur befremdet ansah. Das ist Hofdienst, er wollte sich ihm fügen.

Der Tag, an dem der Fürst mit Gefolge abreiste, war bestimmt. Sonnenkamp fand sich mit der höheren Gesellschaft ein, die noch eine letzte Verbeugung vor dem Wagen machte; auch er erhielt etwas von dem allgemeinen huldreichen Blick, und der Cabinetsrath, der den zweiten Wagen bestieg, sagte ihm noch zuletzt:

„Ihre Sache steht gut, trotz des sehr gelehrten und höchst ehrenwerthen Herrn Grafen Wolfsgarten."

Für einen großen Kreis war die Abreise des Hofes, wie wenn die Braut sich vom Hochzeitstanze zurückgezogen; man tanzt wol noch weiter, ja man überbietet sich in Lustigkeit, aber der eigentliche Mittelpunkt fehlt.

Menschenwellen kamen, Menschenwellen verflossen; der belebte Kreis, den Bella gebildet hatte, verlor jeden Tag bald diesen, bald jenen Theil, und Sonnenkamp hatte oft Gelegenheit, die Blumenhuldigung bei der Abreise zu üben, obgleich ihm das eigentlich zuwider war. Auch Bella und Clodwig rüsteten sich zur Abreise.

Die letzten Tage waren für Erich und Roland ein schönes Ausklingen, wie eine erquickliche Rast nach lärmendem Getriebe, ja als Clodwig und Bella abreisten, nahmen sie das leicht auf, denn Professor Einsiedel verblieb ihnen.

Sonnenkamp und Frau Ceres aber waren mißgestimmt, sie hatten das Gefühl, sich überlebt zu haben.

Sonnenkamp erschien sich wie ein unverkaufter Blumenstrauß. Was ist er am Abend? Man begießt ihn in der Nacht, man rauft am Morgen die welkgewordenen Blumen aus, man bringt ihn wieder zu Markt. Wird er ein besseres Schicksal haben? Es muß versucht werden.

Männer und Frauen, die zu Bella's Zeiten in seinen näheren Kreis gehört, grüßten jetzt nur noch fremd und hatten sich neuen Ankömmlingen angeschlossen. Auf manchen Gängen begegnete man auch Professor Crutius, der viel mit anwesenden Amerikanern verkehrte; sie sahen Sonnenkamp oft nach. Er grüßte Crutius sehr freundlich, aber dieser dankte kaum.

Endlich kam der Morgen der Abreise. In drei Wagen fuhr Sonnenkamp mit seinem Gefolge davon; es hatten sich zur Abfahrt weniger Befreundete gefunden, als man erwarten durfte. Die Wagen waren indeß mit Blumenguirlanden bekränzt und eine Blumenkrone prangte über dem Verdeck, ja selbst die Speichen der Räder waren mit Laubgewinden umwunden; auch der Postillon war bekränzt. Alles das hatte Lutz angeordnet und es hatte den Anschein, als ob die Freunde es gemacht hätten.

Man frühstückte noch im Freien, ging aber nicht mehr in die Wohnung, von der Straße stieg man in den Wagen.

Unter den Abschiednehmenden war Professor Einsiedel, er stand bei Seite neben Manna und sagte ihr leise:

„Ich habe Ihnen in der letzten Vorlesung — Ach, ich bitte um Entschuldigung, mein liebes Fräulein, ich spreche ja nur zu Ihnen — ich habe Ihnen bereits gesagt: auch ich wünschte, daß ich in ein Kloster gehen könnte, nachdem ich im Leben draußen müde geworden, einsam bin und nun in der Stille gern das abschlösse, was ich eigentlich soll. Ob aber Sie, bevor Sie mit dem Leben fertig, es abthun können, überlegen Sie sich das recht wohl, denn es kann nichts Entsetzlicheres geben, als mit der Pflicht, beständig sich dem höchsten Gedanken zu weihen, allerlei Unruhe in der Seele zu empfinden. Die Lehre der Entsagung ist leicht, weil sie einfach und eine einzige That; die Lehre des freien Thuns ist schwer, sie muß sich immer neu und vielfältig an den Zuständen bemessen. Ich kann das jetzt nicht ausführen, aber nehmen Sie es recht ins Herz, liebes Kind, ich meine es gut, von Herzen gut," sagte der Mann mit stockender Stimme.

„Ich weiß es und ich glaube Ihnen," erwiderte Manna. Große Thränen standen ihr im Auge; sie beugte sich nieder auf den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, und Thränen fielen in die Blumen.

Roland kam herbei, er zog den Hut ab und der Professor legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte:

„Bleibe brav und denke, daß Du an mir auch einen Freund hast."

Roland konnte vor Rührung nicht sprechen, er küßte dem Gelehrten die feine Kinderhand. Die umher stehenden Zuschauer staunten. Der Postillon blies, daß es im Thal und von den Bergen widerhallte. Man verließ den Ort, wo man viel erlebt, aber doch keine Entscheidung gefunden hatte.

Auf dem Wege wies Roland darauf hin, wie recht Manna habe, da sie über die Blumenvergeudung gescholten, denn hier an der Straße lagen überall welke Sträuße und auch frische, die den Wegreisenden in den Wagen geworfen wurden und die sie unterwegs fortgeschleudert hatten, so daß die Räder über die schönen Blumensträuße dahin gingen.

Manna saß still in sich gekehrt. Sie war nur zur Begleitung der Angehörigen mit ins Bad gegangen, aber Keines hatte eine tiefere Umstimmung seines Wesens erfahren als sie. Noch wollte sie es sich nicht bekennen.

Sie faltete still die Hände und betete.

Man kam zur Eisenbahn.

„Die Locomotive pfeift," sagte Roland, „mir ist, als wären wir schon in der Heimat. Geht es Dir nicht auch so? Man meint, man wäre in einer ganz andern Welt, wo man das nicht mehr hört. Wenn nur auch daheim Alles noch gut ist!"

Erich sagte, daß sie den frischen Muth festhalten wollen, wenn man auch bei der Heimkehr Manches anders finde.

Siebenzehntes Capitel.

„Die Wirkung folgt nach," hatte der Arzt zu Sonnenkamp und dessen Frau bei der Abreise gesagt. „Die Wirkung folgt nach," hatte auch der Cabinetsrath angedeutet.

Mit frischer Spannung und Erwartung kehrte die Familie Sonnenkamp nach dem Rhein zurück.

Man kam auf der Villa an. Alles war im besten Stande, die Verbindungshalle zwischen den Treibhäusern und den Ställen, ein leichter Bau von Gußeisen, den Sonnenkamp vor seiner Abreise angeordnet hatte, stand vollendet. Nirgends gewahrte man eine Spur, daß etwas Neues hergerichtet worden; der Obergärtner hatte bereits Schlingpflanzen an den eisernen Säulen emporgezogen. Sonnenkamp sprach seine Zufriedenheit aus.

Eine frische Stimmung herrschte in den Gemüthern, man empfand das Gefühl der Heimatlichkeit, das noch von der bewegten Reiseempfindung gehoben war.

Sonnenkamp fragte, ob während seiner Abwesenheit viele Fremde Haus und Garten besucht hätten, denn er hatte es als Vergünstigung für die Dienerschaft alljährlich zugelassen, daß während seines Bade-Aufenthaltes der untere Stock der Villa, Treibhäuser, Obstgarten und Ställe gezeigt werden durften.

Der Castellan berichtete, daß noch nie so viel Besuch gewesen, als in diesem Jahr, und er habe Jedem gezeigt, wo der Fürst und die Fürstin gesessen hätten.

Sonnenkamp ließ sich das Fremdenbuch zeigen, das im Billardzimmer aufgelegt war, denn auch ein solches hatte er aus einem großen Saale des Treibhauses herrichten lassen. Es war strenge Ordre gegeben, daß nur Namen eingezeichnet werden durften.

Er las eine große Reihe von Namen, plötzlich fragte er heftig:

„Wer hat das geschrieben?“

Niemand konnte rechte Auskunft geben; zuletzt sagte der zweite Gärtner, das sogenannte Eichhörnchen, es sei ein Mann da gewesen, der auch früher einmal Lehrer bei Roland habe werden wollen, in Begleitung eines Andern, der groß und stattlich war und westphälisch deutsch gesprochen; der große Mann mit den blonden Haaren habe nichts geschrieben, der andere aber, den man Professor genannt, habe mehrere Namen eingeschrieben. Er erinnerte sich genau, daß es ihm schon damals aufgefallen sei.

Sonnenkamp glaubte auf der rechten Spur zu sein; derjenige, der die Namen eingeschrieben, war kein Anderer als Professor Crutius. Daß die Eingeschriebenen, die Hauptführer der südstaatlichen Sklavenpartei, selbst da gewesen, war undenkbar.

Sonnenkamp ging nachdenklich umher, es gelang ihm aber, sich Alles aus dem Sinn zu schlagen, indem er fast laut vor sich hin sagte:

„Dein ältester und ärgster Feind erscheint wieder und das ist Niemand anders, als Deine unglückliche, Alles ausbrütende Phantasie. . .“

Erich hatte nicht größere Freude, seine Mutter wieder zu umarmen, als Roland und Manna.

„Du und die Tante, Ihr seid mir lieber,“ rief Roland, „als das Haus und Alles. Ach, wie gut ist's, daß Ihr da seid! Wenn man heimkommt, hat man doch Menschen daheim.“

Das Herz des Jünglings ging auf in inniger Lust.

Manna war schweigsam und nur ihr Blick sagte, wie sie die Friedsamkeit im Leben der beiden Frauen erkenne. Sie fand etwas von der klösterlichen Ruhe im grünen Hause, und doch waren diese beiden Frauen frei, nicht durch ein äußeres Gelübde gebunden. Erst allmälig erzählte sie von Professor Einsiedel, und die Professorin war erfreut, da sie aus den Mittheilungen Manna's entnahm, wie diese auch die Weihe des Geistes in einem Manne der weltlichen Wissenschaft zu erfassen vermochte, denn Manna sagte, der Professer besäße wahrhafte Frömmigkeit.

Sonnenkamp war nachdenklicher als je; es erschien ihm als eine muthwillig auferlegte Abhängigkeit, daß er nach dem Adel strebte. Er brachte aus dem Bade die Empfindung mit nach Hause, daß er im Adelskreise doch allezeit als Fremder und Eindringling

betrachtet werde, der sich immer behutsam benehmen, vor Mißdeutungen zu wahren habe. Von Allem, was gesprochen wurde, ging ihm der Anruf des Banquiers nach: man muß ein selbstgemachter Mann sein und bleiben.

Da stand er wieder wie vor einer undurchdringlichen Mauer. Er ärgerte sich, daß er so viel grübeln und denken mußte, und doch konnte er nicht davon los.

Er wollte den Cabinetsrath bitten, die ganze Sache aufzugeben, als er einen Brief von demselben erhielt, der ihm verkündete, daß die Angelegenheit als glücklich durchgeführt betrachtet werden durfte.

Sonnenkamp schaute um, als er dies las. Jetzt hatte er es und jetzt wollte er es von sich werfen. Das war noch größer, noch befriedigender, als annehmen. Was soll dann aber aus Frau Ceres, aus Manna und Roland werden? Wie sollte er sich zurückziehen?

Einen Augenblick ging ihm der Gedanke durch den Kopf, das ganze Besitzthum zu verkaufen, nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Italien überzusiedeln. Aber es stand ihm vor Augen, wie er sich doch wieder hierher sehnen würde, wie er eine gesellschaftliche Stellung und Geltung haben müsse, in deren Besitz er sich nun ganz eingelebt hatte.

Er ging unter den Bäumen, die er gepflanzt, gezogen und gehegt, hin und her, und spürte, daß er mit ihnen eingewachsen war, ja, als er nach dem Rhein ausblickte, fühlte er etwas von jenem zauberischen Festhalten, das Jeden überkommt, der sich einmal hier angesiedelt hat.

Vorwärts! rief er sich zu. Die Kugel ist im Rollen, sie muß ans Ziel!

Er las den Brief nochmals und da hieß es, daß der jüdische Banquier sich zu gleicher Zeit mit Sonnenkamp um die Standeserhöhung beworben, auffälliger Weise aber wieder davon zurückgetreten sei. Von Herrn Weidmann werde noch ein Gutachten erwartet, es wäre daher sehr angemessen, wenn Sonnenkamp in nähere Beziehung zu Weidmann träte, denn man sei nicht sicher, wie dieser die Angelegenheit aufnehme.

Noch ein Anderes gab Sonnenkamp viel zu denken, denn der Cabinetsrath schrieb, das Gutachten des Grafen Wolfsgarten sei höchst auffällig, aber eine Bemerkung desselben habe die Sache für Herrn Sonnenkamp entschieden.

Das waren der Räthsel zu viel und er beschloß, einstweilen gar nichts zu thun.

Der Doctor kam und hielt Heerschau.

Er fand, daß das Bad Allen wohlgethan, nur stünde Herr Sonnenkamp noch zu sehr in der aufregenden Nachwirkung.

Der Doctor hatte allen Angekommenen den Puls gefühlt und sie gemustert, aber die Wandlung, die in den Seelen vorgegangen, ließ sich daraus nicht erkennen.

Frau Ceres war müde und gelangweilt wie immer, sie fand es entsetzlich, daß man nun wieder von der schönen Natur sehen und hören müsse.

Manna begriff es nicht, daß sie so viel Lärm und unruhige Tage erlebt hatte.

Die widersprechendste Nachwirkung aber hatte der Bade-Aufenthalt in Roland und Erich erzeugt.

Erich erkannte, daß die Mahnung des Professor Einsiedel den Kernpunkt getroffen; in diesem zerstreuenden Leben war ihm sein eigen Selbst abhanden gekommen, er wollte nun einen wissenschaftlichen Burgfrieden, ein eigen Leben neu aufbauen. Er gab Roland viel einsame Arbeit und antwortete auf seine Fragen oft ausweichend und halb, er verwies ihm, daß er manche Dinge, die er selbst auflösen konnte, sich wolle bereiten lassen.

Roland fühlte sich zum ersten Mal von Erich vernachlässigt und doch bedurfte er seiner jetzt mehr als je, denn das müßige Leben in der Badegesellschaft, die Zerstreuung und der beständige Verkehr mit Männern und Frauen, die ihr Wohlgefallen an ihm kundgegeben — dies Alles ließ ihm jetzt, da er das erste Heimatsgefühl durchempfunden, eine Leere in der Seele zurück, eine beunruhigende Sehnsucht, so daß ihm die Stille des Hauses, die Regelmäßigkeit des Studiums zur drückenden Last wurde. Fort unter Menschen wollte er, unter Genossen.

Er erhielt einen Brief des Cadetten, der ihm anzeigte, daß er Fähnrich geworden sei und bald mit Kameraden zu Besuch kommen werde.

Mit Ungeduld schaute Roland nach Zerstreuungen und Vergnügungen aus; eine Mahnung des langen Lieutenants, daß er nicht mehr von einem Hofmeister abhängig sein müsse, stieg ihm auf.

In dieser Stimmung näherte er sich seinem Vater und fragte oft, ob das Adelsdiplom noch nicht gekommen sei. Sonnenkamp

vertröstete ihn von Tag zu Tag, und als er Roland sagte, daß Erich auch von der Sache wisse, war Roland betroffen. Warum hat Erich noch kein Wort davon gesprochen?

Die Professorin bemerkte weit mehr als Erich, daß durch den Bade-Aufenthalt in Roland eine Veränderung vorgegangen war. Jetzt erkannte das auch Erich und legte seine wissenschaftliche Arbeit wieder auf einige Zeit bei Seite. Aber es schien ihm nicht zu gelingen, Roland wieder ganz zu gewinnen.

Ein unerwartetes Ereigniß sollte dazu verhelfen.

Eines Tages bat der Major, daß Herr Sonnenkamp gestatte, ein großes Freimaurerfest in dem nahezu fertig gestellten Rittersaal der Burg zu feiern; Herr Weidmann wolle das Fest hier abhalten. Im ersten Augenblick wollte Sonnenkamp gewähren; es war gut, daß gerade jetzt Weidmann in seinen Umkreis treten solle, er fand indeß genehmer, noch zurückzuhalten, und fragte, warum nicht Herr Weidmann selbst die Bitte stelle.

Der Major schien in Verlegenheit, er konnte doch nicht sagen, daß er selbst dieses Verlangen gestellt, daß aber Weidmann jede Beziehung zu Sonnenkamp kurz abgewiesen habe.

Sonnenkamp lehnte vorläufig ab, bat indeß den Major, eine freundliche Verbindung zwischen ihm und Weidmann anzubahnen.

„Da weiß ich etwas Gutes," sagte der Major. „Herr Weidmann wünscht sehr, daß Roland und Herr Dournay ihn einmal besuchen; schicken Sie sie hin."

Auch das lehnte Sonnenkamp ab, er fand eine Zuvorkommenheit gegen den schroff sich fern haltenden Weidmann nicht am Platze. Als er aber am andern Tage ausritt, verlor er fast die Zügel, es begegnete ihm ein offener Wagen, in dem Weidmann neben einem Manne saß, der Sonnenkamp die schwersten Kämpfe der Vergangenheit zurückrief. Es war Doctor Fritz.

Er glaubte, daß er sich geirrt habe. Er kämpfte mit sich, ob er sich Gewißheit verschaffen solle, dann aber stellte er sich auch dem Manne dar, der ihn erkennen mußte. Im Zorn wendete er rasch das Pferd und ritt an dem Wagen vorüber. Weidmann grüßte; sein Begleiter schien erschrocken, er griff ebenfalls nach dem Hut, zog ihn ab und jetzt war er unverkennbar: es war Doctor Fritz, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und jugendlich frischem Ansehen; das wellig gekräuselte dichte Hauptaar, diese hohe Stirn,

dieser wohlwollende Blick aus dem blauen Auge; das Alles zeigte den Mann unverkennbar.

Sonnenkamp hielt sein Pferd an, er fühlte sich so geknickt und gelähmt, als müsse er plötzlich vom Pferde sinken. Ja, er ists! Das ist sein Todfeind, sein heftigster Widersacher! Wie kommt denn der hieher? Er lauschte, bis das Gerassel der Räder verklungen war, dann wendete er sein Pferd und ritt im Schritt heimwärts. Ist ihm dieser Mann begegnet, als Mahnung, daß er von seinem Vorhaben ablassen soll? Soll er vor ihm sich verbergen und wieder unstet und flüchtig in der Welt sein, Haus und Garten und Park und all die mühsam errungenen gesellschaftlichen Beziehungen verlassen?

Soll er dem Manne nachjagen und ihn bitten, um der Kinder willen, die Vergangenheit vergessen zu lassen? Soll er Reue heucheln?

Bald faßte er wieder stramm die Zügel, peitschte und spornte seinen Rappen und ritt zum Major.

Er traf ihn nicht zu Hause.

Fräulein Milch sagte, er sei auf der Burg.

Sonnenkamp ritt nach der Burg. Mit großer Unbefangenheit sprach er von einem Besuch, der bei Weidmann sei; der Major bestätigte, daß ein Neffe Weidmanns, Doctor Fritz, seit Kurzem da sei; er sei gekommen, um sein Kind abzuholen, das auf Mattenheim erzogen und von Knopf unterrichtet worden war.

„War dieser Besuch," fragte Sonnenkamp, „während meiner Abwesenheit auf der Villa?"

„Ja freilich, mit dem Professor Crutius. Sie waren Beide sehr entzückt von der Schönheit Ihres Hauses und Ihren Gartenkünsten. Die Sämereien, die ich vom Obergärtner kaufte, sind für Doctor Fritz, er will sie mit nach Amerika nehmen. Schicken Sie doch Erich und Roland nach Mattenheim, es wird für Beide eine Lust sein, den vortrefflichen Doctor Fritz zu kennen; aber es muß schnell geschehen, denn wie ich höre, reist er schon in den nächsten Tagen wieder ab."

Glücklicherweise kamen eben auch Erich und Roland auf die Burg und der Major erinnerte sie, doch endlich den Besuch bei Weidmann auf Mattenheim zu machen. Roland war froh, daß es wieder etwas Zerstreuendes, eine Reise geben solle, und Erich hoffte, daß durch die Erschauung eines thätigen Lebens Roland neue Erweckung gewinnen werde.

Diesmal legte es Sonnenkamp klüger an. Von Clodwig hatte Erich nichts herausgebracht, obgleich er offenen Auftrag hatte; jetzt gab er Erich nur Andeutungen, die sich höchst unbefangen ausnahmen, die ihn aber doch von Allem Kunde gewinnen ließen, was ihm zu wissen von Bedeutung war. Er wollte wissen, was im Feindeslager vorgeht, was Weidmann von ihm weiß, was Doctor Fritz unternehmen will.

Er schärfte Erich ein, Herrn Weidmann nur ganz offen zu sagen, wie Roland sein Bruder geworden und wie Roland einst große gemeinnützige Anstalten im Vaterlande gründen müsse.

Das hoffte er, würde seine Feinde von jedem Zuwiderhandeln gegen ihn abhalten. Ja, er bat Erich zu sagen, daß er Roland bald das ganze Anwesen übergeben und sich selber nach Frankreich zurückziehen wolle. Erich sollte andern Tages eine Botschaft schicken, dann würde ihn Sonnenkamp selbst von Mattenheim abholen. —

Am Morgen, als Erich und Roland nach Mattenheim abreisten, entschloß sich Manna endlich, ihren Besuch beim Pfarrer zu machen. Fräulein Perini hatte ihr offen gestanden, der Pfarrer wundere sich, daß sie ihn seit ihrer Heimkehr noch nicht besucht habe. Fräulein Perini wollte, daß Manna von ihr selbst erfahre, sie sei im Pfarrhause gewesen; natürlich aber berichtete sie nicht, wie sie den ganzen Aufenthalt in Karlsbad bereits mitgetheilt hatte.

Als nun Manna ins Pfarrhaus eingetreten war, wollte sie wieder umkehren, denn sie hörte von der Wirthschafterin, daß der Domdechant aus der Hauptstadt zum Besuch beim Pfarrer sei. Der Pfarrer aber, der sie vom Fenster aus bemerkt hatte, kam heraus und führte sie an der Hand in die Stube. Er stellte sie dem Domdechanten als Postulantin vor.

Manna kannte den Ausdruck noch nicht, der Domherr sah ihr das an und erklärte, daß er bereits von ihrem Vorhaben, den Schleier zu nehmen, wisse.

Manna senkte erschrocken und demuthsvoll den Blick. Sie mußte von den beiden Männern ihr Lob vernehmen, sie konnte es nicht ablehnen, aber sie war tief in sich zerrissen.

Der Domdechant fragte, ob auch hohe Geistliche zur Cur in Karlsbad gewesen.

Manna verneinte.

Als nun der Pfarrer fragte, wen sie sonst von bedeutenden

Männern kennen gelernt, hielt es Manna für ihre Pflicht, vor Allem Professor Einsiedel zu nennen.

„Also den leibhaftigen, eingeschrumpften Dünkel . . . das dürftige Männchen, das sich gern einen antiken Griechen nennen läßt, haben Sie kennen gelernt?“

Die beiden Männer lachten und Manna sah staunend, wie der von ihr so hochverehrte Professor Einsiedel in die lächerlichste Caricatur verwandelt wurde. Sie fühlte nicht die Kraft, ihn hier zu vertheidigen, sie schwieg.

„Wir geleiten Sie nach Haus,“ sagte endlich der Pfarrer. „Sie, verehrter Amtsbruder, sollen einmal die schöne Villa sehen.“

Von den beiden Geistlichen geleitet, ging Manna nach ihrem elterlichen Haus, sie erschien sich wie ein gefangener Verbrecher, und doch waren die Männer überaus freundlich und zutraulich.

Im Hofe trafen sie Sonnenkamp. Er war sehr zuvorkommend und ehrerbietig und machte sich eine Freude daraus, den ehrwürdigen Männern den Park, den Obstgarten, die Treibhäuser und zuletzt die Villa zu zeigen. Der Domdechant zeigte ein feines Verständniß für Alles, und als Sonnenkamp wieder mit einem gewissen Stolz darauf hinwies, daß jede Feuerstelle ihren besondern Kamin habe, bemerkte er plötzlich, wie der Domdechant einen raschen Blick mit dem Pfarrer wechselte und dabei befriedigt lächelte.

Also das glaubt Ihr? ging es in Sonnenkamp auf. Ihr nehmt die Villa in Augenschein, um schon jetzt einzutheilen, wie dieses Haus zum Kloster umgewandelt werden kann, wenn Manna ihren Vorsatz ausführt? Lieber verbrenne ich das Haus mit Allem, was darin!

Die beiden Geistlichen verstanden nicht, warum plötzlich ein so veränderter, siegender Ausdruck in den Mienen Sonnenkamps war; er war glücklich, daß er jeden Trug Anderer durchschaute. Er geleitete die Männer bis an das Thor und bat sie, noch recht oft sein bescheidenes Haus zu besuchen.



